Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1887.

Neunter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des neunten Bandes.

Der Fährmann am Kanadian.

Roman in drei Abtheilungen

von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Neununddreißigstes Kapitel.

Ueber den Winter hinaus.

Der Sturmnacht folgte ein noch stürmischerer Tag. Schnee und Regen wechselten in wildem Durcheinander. Die entlaubten Bäume ächzten unter dem heftigen Andrange der unregelmäßigen Luftströmungen. Die krausen Wellen, die sich auf dem Kanadian bildeten, hätte man mit dem Stirnrunzeln eines verdrießlichen ungeschlachten Gesellen vergleichen mögen. Es war ein Wetter, welches sogar Tommy mit Verachtung strafte. In seiner Hütte lag er, unter eintönigem knurrenden Winseln an seinen langen Nägeln saugend.

Die Früharbeiten waren beendigt. Wie Abends zuvor saßen Charon und Joachim im ernsten Gespräch beisammen.

„Ich habe mich im Laufe der Nacht ernst mit Ihnen

und Ihrer Lage beschäftigt," erklärte Charon, sobald sie sich allein befanden, „auch einen Weg entdeckte ich, auf welchem Sie, ohne viel Noth wenigstens, über den Winter hinaus gelangen. Nachher mögen wir weiter sehen. Es fragt sich nur, wie Sie meinen Vorschlag beurtheilen. Ich bin nämlich bereit, Sie als meinen Gehilfen in Lohn und Brod zu nehmen. Das monatliche Gehalt kann freilich nur das eines Handarbeiters, also sehr mäßig sein, ist indessen nennenswerth, wenn man die geringen Bedürfnisse in diesem abgeschiedenen Erdenwinkel in Betracht zieht. Ob Ihnen die Art der Arbeit zusagt, ist eine andere Frage. Leicht wird sie Ihnen nicht werden, das schicke ich voraus; allein tägliche Uebung schafft Gewohnheit, und die hilft über die größten Schwierigkeiten hinweg. Als Gegenleistung sollen Sie mich nämlich bei der Fährarbeit unterstützen und gemeinschaftlich mit mir den Viehstand überwachen und pflegen; ferner Bäume fällen und Einfriedigungsriegel spalten. Unseren Fleischbedarf entnehmen wir vorzugsweise der Jagd, und steht es in Ihrem Belieben, sich an derselben zu betheiligen. Erwägen Sie Alles —"

„Ich brauche nichts zu erwägen," unterbrach Joachim ihn freudig überrascht, und frischer Jugendmuth lachte aus seinen Augen, „ein Leben, wie Sie es mir bieten, übersteigt meine kühnsten Erwartungen; Geduld und Nachsicht muß ich indessen für mich erbitten —"

Abwehrend hob Charon die Hand.

„Ich fordere von einem Menschen nie mehr, als er bequem zu leisten vermag," bemerkte er einfallend. „Dies

vorausgeschickt, füge ich indessen noch eine ernste Bedingung hinzu. Von deren Erfüllung ist nicht nur Ihr Aufenthalt unter meinem Dach, sondern auch die Dauer meiner freundschaftlichen Theilnahme für Sie abhängig."

Joachim sah befremdet in die ruhigen Augen des Fährmanns, und dieser fuhr fort: „Sie haben meine Tochter kennen gelernt —"

„Eine reizvolle, eine bezaubernde Erscheinung," warf Joachim begeistert ein.

Durchdringend begegnete Charon dem Blick des jungen Mannes, und abermals erhielt seine Stimme jenen harten stählernen Klang, indem er wiederholte: „Eine reizvolle, eine bezaubernde Erscheinung, eine Erscheinung, wohl geeignet, das Blut eines jungen Mannes schneller kreisen zu machen. Geschähe das bei Ihnen, so würde eine der natürlichsten Regungen Ihnen nicht zum Vorwurf gereichen. Anders dagegen," und wie eine böse Drohung lugte es unter Charon's buschigen Brauen hervor, „wenn Sie es wagen sollten, in dem zutraulichen Entgegenkommen des lieben arglosen Mädchens etwas Anderes zu erblicken, als eine treuherzige Kundgebung ihres reinen, goldenen Gemüthes."

„Muß denn nothwendiger Weise ein Fehl darin gesucht werden, wenn ich Jemand meine Verehrung zolle?" fragte Joachim anscheinend leichtfertig, und gewahrend, daß Charon's Antlitz sich noch mehr verfinsterte, fügte er ernster hinzu: „Ich könnte Ihnen das Heiligste versprechen und würde Unglauben und Mißtrauen begegnen. Aber ich kenne ein anderes Mittel, Sie vollständig zu beruhigen,

und obwohl ich in zarten Angelegenheiten das Herz nicht auf der Zunge trage, stehe ich Ihnen gegenüber nicht an, offen zu erklären, daß ich bereits für die Ewigkeit gebunden bin."

„Eine Braut in der Heimath und doch außer Landes? Das klingt räthselhaft," versetzte Charon nachdenklich.

„Ihnen mag es räthselhaft klingen," bemerkte Joachim geringschätzig, und die Tage seiner höchsten Jugendseligkeit schienen plötzlich zurückgekehrt zu sein, „wer dagegen vertraut mit den Verhältnissen, hört auf zu zweifeln. Ich bin gewiß der Letzte, meinem sinnlosen Treiben auch nur die kleinste Lichtseite abgewinnen zu wollen; gedenke ich aber des herzigen Wesens, welches nicht davor zurückschreckt, seine ganze Zukunft mit der meinigen unauflöslich zu verflechten, dann ist mir, als hätte ein Schicksalsspruch mich zu dem gemacht gehabt, was ich gewesen bin. Denn ohne mein Dahinsinken und ohne meine Flucht wäre nimmermehr die zwischen dem treuen Mädchen und mir bestehende eingebildete Kluft überbrückt worden. Der unerschütterliche Wille meiner Eltern hätte uns auf ewig von einander getrennt — doch das ist jetzt gegenstandslos geworden. Mag Kleinmuth mich zuweilen beschleichen, so richte ich mich jedesmal wieder um so entschlossener auf, wenn ich des Tages gedenke, an welchem die Theure sich mir zugesellt."

„So ist Ihre Auserkorene eine Unebenbürtige, wie man es drüben nennt."

„Unebenbürtig mit Rücksicht auf den Namen; jedoch mehr als ebenbürtig — o, Alles überragend durch ihre

Schönheit, durch ihre Erziehung und vor Allem durch ihr edles Gemüth und eine über jede Beschreibung opferwillige Liebe."

„Aber deren Angehörige, wie urtheilen die über das Verhältniß?"

„Sie besitzt nur noch Pflege-Eltern, ehrliche Grobschmiedsleute. Von denselben im zartesten Kindesalter angenommen, ist es ihnen möglich gewesen, ihr eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen, worin sie allerdings von einer wunderlichen alten Frau, die einst in näherer Beziehung zu dem verstorbenen Bruder meines Vaters stand, redlich unterstützt wurden. Bis jetzt ahnen weder die Veltens, so heißen nämlich die Pflege-Eltern, noch die alte Frau Blisterchen die Wahrheit. Ist aber die Stunde gekommen, in welcher ich mit gutem Gewissen Unica zu mir nehme, so dürfen weder sie, noch irgend ein Anderer Einspruch erheben. Wir gehören zu einander, darin liegt Alles."

Einer Erwiederung entgegensehend, richtete Joachim seine Blicke fragend auf Charon.

Dieser saß stumm da. Den Arm auf den Tisch gestützt, hatte er die Stirn in die Hand gelegt, dadurch sein Antlitz bis auf den langen weißen Bart verbergend. Joachim dagegen, das Schweigen als einen Ausdruck des Mißfallens deutend, hob alsbald wieder an: „Ich errathe, meine Mittheilungen erscheinen Ihnen abenteuerlich, wohl gar zweifelhaft; das darf ich nicht dulden," und ungestüm aufspringend, eilte er aus dem Zimmer.

Charon saß wie versteinert. Erst als er unterschied,

daß Joachim die Leiter erstieg, richtete er sich schwerfällig auf, und die sich in einander ringenden Hände gen Himmel streckend, einte sich mit seinem schmerzlichen Aufseufzen: „Auch das noch! Mein Gott, mein Gott, wo endet Deine Heimsuchung! Warum mußt Du mich jedesmal da treffen, wo es am vernichlendsten wirkt!"

Er erhob sich. Das Geräusch, mit welchem Joachim oberhalb des Zimmers zwischen seinen Habseligkeiten suchte, mahnte ihn, die letzte Fassung nicht zu verlieren. Der Gedanke an die Möglichkeit eines Irrthums erleichterte es ihm, nothdürftige äußere Ruhe zu erzwingen. Als bald darauf Joachim, glühend vor Eifer, mit einer Brieftasche in der Hand eintrat, war er gerüstet, den weiteren Enthüllungen ohne sichtbare Merkmale des in ihm lebenden Jammers zu begegnen.

„Herr Charon," rief Joachim ihm triumphirend zu, und er legte die geöffnete Brieftasche vor sich auf den Tisch, „gestern, nachdem Sie unabsichtlich feurige Kohlen auf mein Haupt sammelten, sahen Sie mich verzagen und verzweifeln. So weit wäre es nie gekommen, hätten diese Bilder mir vor Augen gelegen. Hier ist zunächst Unica Velten in ihrem zwölften Jahr," und er überreichte Charon ein kleines Porträt in Kartenform, „im Kinderspiel tauschten wir unsere Bilder, aber schon damals liebte ich sie mit einer wahren Eifersucht. Ein schönes Kind, nicht wahr? Und doch erst ein Schatten von dem, was sie noch werden sollte. Hier ist ein zweites, welches zur Zeit ihrer Einsegnung angefertigt wurde. Es ist kaum glaublich, daß vier Jahre eine derartige Wandlung zu bewirken vermögen.

Ein drittes Bild erwarte ich mit dem nächsten Briefe, ein ganz neues; dann sollen Sie erstaunen, wie das Kind zu einer holdseligen Jungfrau erblühte. Betrachten Sie die großen Augen — blau sind sie — wie sie treuherzig blicken, und doch sah ich dieselben Augen funkeln und leuchten, wenn das wilde Junkerchen — so nannte man mich allgemein — ihre Unzufriedenheit auf sich geladen hatte. Zerwürfnisse kamen natürlich auch vor, aber sie dauerten nie lange und befestigten das gegenseitige Vertrauen. Oft reizte ich sie muthwillig, und zwar nur um der darauf folgenden Versöhnung willen und um mich an dem Bilde zu ergötzen, welches sie in ihrer leidenschaftlichen Erregung bot. Das war beinah noch schöner, als wenn Sanftmuth ihre Züge beherrschte."

Hier überwältigte ihn die Erinnerung, daß die Worte ihm versagten, er nur noch Sinne für die beiden Porträts hatte. Es schmeichelte seinem Stolz, daß Charon seine Blicke gar nicht von denselben schien losreißen zu können. Und so entging ihm, daß dieser Angesichts der ihm durch eine längst Verstorbene vertrauten Züge sich nur mit Mühe aufrecht erhielt, Thränen in seinen Augen zusammenliefen und ihren Weg langsam in den weißen Bart hinab suchten.

Endlich athmete Charon tief auf. Die Wirkung der andauernden lautlosen Stille fürchtete er wie die in seiner Haltung sich verrathende Erschütterung. Er suchte nach Worten, vermochte aber nur hervorzubringen: „In der Herstellung solcher Porträts sind doch bedeutende Fortschritte gemacht worden."

Und abermals ergriff Joachim begeistert das Wort: „Fortschritte? Ja, doch nur in so weit, als es erleichtert wird, diese oder jene Person sich zu vergegenwärtigen. Um aber die liebliche Erscheinung hier gebührend zu würdigen, müßten Sie dieselbe in Wirklichkeit vor sich sehen, müßten Sie in ihre prachtvollen Augen schauen, ihre herzige Stimme hören, ihr süßes Lächeln bewundern. Und dann ihre schöne Gestalt, die Anmuth ihrer Bewegungen — ach, was ist ein Bild ohne Farben und Leben? Könnten Sie nur einen Blick durch meine Augen werfen, so würden Sie nicht länger zweifeln, daß ich freudig mein Leben für die Verwirklichung unserer Hoffnungen einsetze. Und was gebrauchen wir viel? Reichthum habe ich hassen und verachten gelernt, denn er stürzte mich in's Verderben. Auf eine eigene kleine Erdscholle beschränkt sich mein ganzes Sehnen, und ist das erreicht, dann mag alles Andere hinter mir versinken. Ein neues Leben beginnt, und von meiner Unica selbst weiß ich, daß ein Stück trocken Brod, welches ich mit meinem sauren Schweiß bezahlte, ihr besser mundet, als das Köstlichste aus dem Füllhorn angeerbten Ueberflusses. Sie ist mein guter Engel, sie hat mich errettet von den Dämonen des Wahnwitzes und jämmerlicher Selbstvernichtung, und dafür will ich sie lieben und ehren bis zum letzten Athemzuge — o, bis über das Grab hinaus" — wie beschämt kehrte er sich Charon zu, welcher noch immer die kleinen Porträts aufmerksam betrachtete.

„Ich bin wohl ein wenig zu ausführlich gewesen," bemerkte er entschuldigend, „es geschah unwillkürlich. Nennen Sie es kindisch, krankhaft, ändern können Sie dadurch

nichts, Sie müßten mir denn das Herz aus der Brust reißen."

„Ich erfreue mich an den Bildern," versetzte Charon, eine unmittelbare Antwort umgehend, „Rührung ergreift mich Angesichts der freundlichen Augen, deren Blick auf die unscheinbaren Papierstreifchen gewissermaßen festgebannt wurde." Er ließ sich nieder und legte die beiden Karten vor sich hin, zu Joachim's Genugthuung sich abermals in deren Anschauen versenkend. Dann sprach er, unbewußt seine Gedanken offenbarend, zu denselben nieder: „Armes, armes Kind —"

„Arm?" fiel Joachim erregt ein. „Unica arm? O, Herr Charon, was verstehen Sie unter Armuth? Reich ist sie, überschwänglich reich in dem Bewußtsein ihrer Liebe zu mir, reich in dem festen Vertrauen auf meine unwandelbare Treue, reich in unseren gemeinsamen Hoffnungen auf ein stilles häusliches Glück."

„Ich gedachte des Ungemachs, von welchem das liebe Kind in dem fremden Lande und in den fremden Verhältnissen schwerlich ganz verschont bleiben wird," entgegnete Charon eintönig, und wiederum unterbrach Joachim ihn leidenschaftlich:

„Wer dürfte sich rühmen, daß Ungemach ihm stets fern bleibe? Auf Ungemach sind wir gefaßt, und vertheilt sich das auf Zwei, erträgt es sich um so leichter."

„Aber Ihre eigenen Eltern," wendete Charon bedachtsam ein, „wird das Bewußtsein, mit deren Wünschen und Wollen in beständigem Widerspruch zu leben, sich ihnen gänzlich entfremdet zu haben, Sie nicht von Tag zu Tag schwerer bedrücken?"

Joachim sah betroffen vor sich nieder. Erst nach einer längeren Pause des Schweigens antwortete er zögernd: „Das Unrecht, welches ich an meinen Eltern beging, wird mir auch fernerhin manche Stunde trüben, ich meine, in so weit es sich für sie auf die unmittelbaren Folgen meines sträflichen Leichtsinns bezieht. Im Uebrigen dagegen" — und sein geschmeidiges Gemüth richtete sich wieder lebensmuthig empor — „o, da hat sich Alles geändert. Nicht mehr als Stein des Anstoßes gilt ihnen die arme Schmiedstochter, sondern als eine liebe Hausgenossin, deren theuerstes Geheimniß das ihrige geworden. Doch Sie mögen selbst urtheilen," und einen der vor ihm liegenden Briefe aus einander schlagend, las er aus demselben vor:

„Du glaubst nicht, wie Deine Eltern darauf bedacht sind, mir ihr herzliches Wohlwollen zu beweisen. Wer hätte je geglaubt, daß so viel Liebe in ihnen wohne. So fühle auch ich meine Anhänglichkeit an sie mit jedem neuen Tage wachsen, und zwar nicht allein, weil sie Deine Eltern sind, sondern auch um ihrer selbst willen. Was ich ihnen an den Augen absehen kann, geschieht aus vollem freudigen Herzen. Sie werden mich gewiß sehr vermissen, wenn ich erst bei Dir bin, und doch gönnen sie Dir Deine Unica so gern. Mit Wehmuth gedenke ich schon jetzt der Trennungsstunde. Was werden Vater Kunibertus und die Mutter dazu sagen! Und dann Blisterchen! Quäle Dich nicht zu sehr, liebster Joachim. Mir genügt das bescheidenste Heim. Je früher Du mich rufst, um so früher bin ich bei Dir. Arbeiten wir Hand in Hand, geht es so viel leichter und schneller —"

Hier sah Joachim auf.

„Das Fernere ist weniger zum Vorlesen geeignet," bemerkte er glücklich lachend, und gewahrend, daß Charon's Blicke mit einem seltsamen Ausdruck der Gier an dem geöffneten Briefe hingen, schob er denselben zu ihm hinüber, ihn jedoch nicht ganz frei gebend.

„Ist es nicht eine schöne Handschrift?" fragte er stolz. „Und wie verständig sie sich ausdrückt. Nichts von Ueberschwänglichkeit, und doch leuchtet aus jedem Wort eine Welt der Herzensgüte hervor." Er zog den Brief zurück, um ihn gemeinschaftlich mit den Porträts wieder in die Brieftasche einzuschließen, und bemerkte zuversichtlich: „Ich hoffe, Sie bezweifeln nicht länger, daß Ihre Warnung, wenn auch von Ihrem Standpunkte aus berechtigt, im Grunde überflüssig gewesen."

Wie von wirren Träumen umfangen, sah Charon auf Joachim, der sich noch immer peinlich sorgfältig mit dem Ordnen seiner Heiligthümer beschäftigte. Eine Bemerkung schwebte ihm auf den Lippen, doch wie den Blick des jungen Mannes scheuend, erhob er sich. Schwerfällig schritt er nach dem Winkel hinüber, in welchem seine Kleider hingen, und einen weiten Rock von Deckenstoff auswählend, streifte er denselben über.

„Ich muß ein wenig in's Freie hinaus," sprach er dabei eintönig, „es ist eine alte Gewohnheit, und die möchte ich nicht unterbrechen."

„Ich werde Sie begleiten," versetzte Joachim bereitwillig.

„Nein, nein," hieß es zurück, „bleiben Sie und leisten

Sie meiner Tochter Gesellschaft. Erzählen Sie ihr von unserer gemeinschaftlichen fernen Heimath, so bereiten Sie ihr eine große Freude."

Ernste Würde umschwebte ihn. Etwas Unnahbares lag in seiner Haltung, so daß Joachim keine Einwendungen zu erheben wagte. Gleich darauf schritt er aus dem Zimmer. Ein wenig später erschien Molly, welche von ihrem Gemach aus die Unterredung theilweise angehört hatte. Scharfsinnig eröffnete sie eine Unterhaltung, welche der glücklichen Stimmung Joachim's entsprach.

Draußen wechselten Schnee und Regen noch immer im wilden Durcheinander. Nach wie vor ächzten die entlaubten Bäume unter dem heftigen Andrange der unregelmäßigen Luftströmungen; dem Stirnrunzeln eines verdrossenen ungeschlachten Gesellen ähnlich kräuselte sich der Spiegel des Kanadian. Charon schien unempfindlich gegen Witterungseinflüsse zu sein. Planlos in der Nachbarschaft umherirrend, bot er sein hartes Antlitz dem sturmgepeitschten Regen und Schnee dar. Die feuchte Kälte that ihm wohl; denn heftiger noch als ringsum stürmte es in seinem Inneren.

„Wie finde ich einen Ausweg aus allen Wirren," sprach er, als hätte er von dem hohl brausenden Winde eine Antwort erwartet. „Wo finde ich Ruhe für mich, Frieden für Andere? Wo das Schicksal den Schleier für mich lüftet, da starren mir düstere Schatten entgegen. Wo das Herz mich drängt, meine warnende Stimme zu erheben, da gebietet ein böses Verhängniß mir, zu schweigen." —

Und wie an dem heutigen Tage durchstreifte er noch

oft, oft einsam die Nachbarschaft; aber milder, versöhnlicher wurden seine Gesinnungen. Weniger schwer kämpfte es in ihm, wenn er beobachtete, wie Joachim sich in die neuen Verhältnisse fügte, die Arbeit ihm leichter von Händen ging, seine ursprünglich arglose Natur, sein frischer fröhlicher Lebensmuth in demselben Maße das Uebergewicht gewannen, in welchem er wähnte, seinem heißersehnten Ziele näher zu rücken. Die Erinnerung an die einstige bevorzugte Stellung, an Ueberfluß und Verzärtelung war in ihm gestorben, nach vorn nur waren seine Blicke gerichtet. Aufmerksam überwachte ihn Charon. Jede einzelne seiner zu Tage tretenden Regungen, jedes Wort, welches der wahre Ausdruck seiner Empfindungen, legte er auf die Goldwage. Bei Joachim's treuherziger Offenheit gelang es ihm leicht, sich vollständig vertraut mit seinem Charakter zu machen. Gern bot Molly dem regsamen, unermüdlichen Gast die Hand zu einer herzlichen Freundschaft. Sie wurde seine Vertraute und Berathérin. Im täglichen zwanglosen Verkehr neigten sich Alle näher zu einander hin; zagende freundliche Hoffnungen befestigten sich. Holde Träume spiegelten wieder, was in dem alten wie in den jungen Herzen lebte und webte. Nachdenklicher wurde Charon, träumerischer die liebliche Tochter des Frühlingsthaus, zuversichtlicher Joachim. Sein ehrliches Gemüth jauchzte, während die schwieligen Hände die Axt schwangen oder das Fährtau packten und der Schweiß ihm auf der Stirne perlte.

Und dem rauhen Herbst folgte der erstarrende Winter und diesem das fröhliche Erwachen der Natur. In ent-

zückende Farben kleidete sich die Landschaft; es keimte, grünte und blühte im Garten und auf den Feldern. Verlockenden Schatten warfen die getreuen alten Bäume auf den Vorplatz der Fährhütte, es lud die warme Luft unwiderstehlich ein, die Stunden abendlicher Ruhe im Freien zu verbringen.

Auf der Bank neben der Hausthür saßen die drei befreundeten Gestalten, die kleinen Tagesereignisse eifrig besprechend. Die Sonne war hinter den Bäumen verschwunden; nur die höchsten Spitzen der Wipfel erglühten noch in röthlicher Beleuchtung. Noch kurze Zeit, und die ersten Dämmerungsschatten machten sich bemerklich. Im hohlen Chor begleiteten die frühlingslustigen Frösche die süßen Melodien einer Spottdrossel. Da wurde die Unterhaltung vor der Hütte durch das vom jenseitigen Ufer herüberdringende: „Hol' über!" gestört.

Wie in einer Anwandlung von Ohnmacht lehnte Molly sich zurück. Todtenbleich war ihr Antlitz geworden. Joachim erhob sich lebhaft zum Dienst. Zögernd und Molly's Antlitz ängstlich überwachend, folgte Charon seinem Beispiel.

„Hol' über!" ertönte es abermals.

Wie von einer Feder geschnellt, sprang Molly empor. Kein Laut verließ ihre Lippen, aber auf den Hohlweg floh sie zu und in diesen hinab, als wäre sie von Schwingen getragen worden.

Charon war auf die Bank zurückgesunken. Auf seinen Ruf gesellte Joachim sich ihm wieder zu.

„Bleiben Sie," rieth er tief erregt, „wohin Molly geht, da bedarf sie keiner Zeugen."

Befremdet sah Joachim in des Fährmanns Augen.

„Bleiben Sie, bleiben Sie," wiederholte dieser dringlicher, „bevor Sie viel älter geworden sind, wird ein Lied in Ihre Ohren klingen, im Vergleich mit welchem das der Drossel verschwindet."

Dann saßen Beide schweigend; gespannt lauschten sie auf das Geräusch, mit welchem Molly den Prahm löste und in die Strömung hineinzog. Ihre Blicke hafteten auf einem Reiter, welcher, sein Pferd am Zügel führend, zum Wasser hinunterschritt. Molly aber hatte schwerlich jemals in ihrem Leben mit regerem Eifer das unlenksame Fahrzeug über den Kanadian gezogen, als an dem heutigen Abend. Dabei liefen die hellen Thränen über ihre blühenden Wangen; und wenn immer beim Zurückschreiten mit leeren Händen ihr die Gelegenheit dazu geboten wurde, sah sie zu dem Reiter hinüber, als hätte sie die Wirklichkeit gar nicht begreifen können.

Endlich legte der Prahm sich an's Ufer. Bevor er noch zum Stillstand gelangte, hing Molly an Milford's Halse, laut schluchzend ihr Antlitz an seiner Brust bergend, während Milford's Lippen auf ihrer Stirn brannten.

„Ich bin geheilt," drang es mit einem unbeschreiblich innigen Ausdruck von des weinenden Mädchens Lippen zu Milford's Ohren, und willig duldete es, daß dieser ihm Mund und Augen mit heißen Küssen bedeckte. „Geheilt — geheilt," wiederholte Molly aus überströmendem Herzen halb erstickt, und fester schmiegte sie sich an den Geliebten an, „ich habe auf Dich gewartet — ich wußte, daß Du kommen, daß Du Dein armes Mädchen nicht vergessen

würdest. Jetzt bist Du da — sage mir, was ich thun soll; ich folge Dir, wohin es sei — ich kenne nur Deinen Willen."

In der nächsten Minute hielt sie das Pferd, während Milford den Prahm beförderte und immer wieder süße Liebesworte mit ihr wechselte.

„Und so hat sich dennoch Jemand gefunden, dessen Betheuerung Du vertrautest?" fragte er, mit berauschten Blicken die holde Gestalt umfangend.

„Keiner fand sich," antwortete Molly lebhaft, und immer wieder drangen Thränen in ihre glückselig lachenden Augen, „wäre die ganze Welt mit ihren Betheuerungen gekommen, ich hätte nichts geglaubt. Aber als ich Dich so traurig scheiden sah damals und mir das Herz vor Jammer brechen wollte, da ging ich mit mir zu Rathe Tag und Nacht; und die grenzenlose Liebe zu Dir machte mich erfinderisch, daß ich ein Mittel entdeckte, dessen Unfehlbarkeit nie angezweifelt werden kann."

Als Milford sie darauf zärtlich um nähere Auskunft bat, da erröthete sie holdselig und kindlich hell lachte sie, daß er seine Arbeit einstellte, um sich an dem entzückenden Bilde zu weiden, welches sie unter dem Einfluß einer gewissen Verschämtheit bot.

„Später, später," erwiederte sie mit vor Innigkeit gedämpfter Stimme, „für jetzt laß es genug sein, daß ich geheilt bin. Ja, ich bin geheilt, gleichviel, ob infolge des schrecklichen Sturzes und des darauf folgenden Entsetzens, ob durch den mich beseelenden ernsten Willen: Ich bin geheilt, es waltet kein Zweifel mehr."

Tiefe Dämmerung herrschte bereits, als sie endlich landeten; aber lange dauerte es noch, bevor sie oben vor der Hütte eintrafen. Sie hatten sich zu viel zu sagen, mußten zu oft stehen bleiben, um zu fragen und zu antworten. —

Sonnige Tage folgten; sonnig draußen im Freien, wo die Natur ihr üppigstes Festgewand anlegte, sonnig in der Fährhütte, wo verheißendes Liebesglück seinen Einzug gehalten hatte. Freundliche Hoffnungen erhöhten die Schaffenslust, stählten die Arme, während man sich mit der Vergrößerung des kleinen Blockhauses beschäftigte. Und als der Anbau unter Fakit's und anderer benachbarten Kreeks Beihilfe fertig geworden, da sah man eines Tages Charon in Begleitung Molly's, Milford's und Joachim's zu Wagen die Richtung nach Fort Smith einschlagen. Dort verweilte man volle zwei Tage. Dann kehrten die drei jungen Leute an den Kanadian zurück, und zwar Milford und die liebliche Tochter des Frühlingsthau's als Mann und Frau, um gemeinschaftlich mit Joachim Charon's Heimwesen und Eigenthum zu überwachen und zu verwalten.

Charon hatte sich auf dem Arkansas stromabwärts gewendet.

„Auf Wiedersehen nach vier Monaten," hieß es beim Scheiden. Wehmuth sprach aus den Blicken; unwandelbare Treue offenbarte sich im festen Druck der Hände; freudige Zuversicht lebte in den Herzen.

Vierzigstes Kapitel.

Schluß.

Beinahe ein Jahr war verstrichen, seitdem Joachim dem elterlichen Hause den Rücken kehrte, und in den Zwillingshäuschen lebte die Kunde, daß Unica sich entschlossen habe, schon in nächster Zeit ihrem alten Freunde und Spielgefährten über's Meer zu folgen. Wer noch zweifelte, brauchte sie nur selbst zu fragen, um das erstaunliche Ereigniß in seinem ganzen Umfange bestätigt zu hören, und zwar mit einem Ausdruck glücklicher Zufriedenheit, daß Kunibertus und die Meisterin trotz der zärtlichsten Liebe zu ihrem Pflegling es nicht über sich gewannen, irgend welchen Einspruch zu erheben.

Schwerer, viel schwerer wurde es Blisterchen, sich mit dem Gedanken an Unica's Uebersiedelung nach dem fernen Lande vertraut zu machen. Was sie am meisten gefürchtet hatte, was sie stets als einen an dem armen Hans zu begehenden Verrath betrachtete, sollte dennoch Wahrheit werden, und das raubte ihr die Ruhe. Ihre letzte Hoffnung war Baruch, welcher auf die Nachricht von Unica's bevorstehender Verheirathung plötzlich aus seiner Zurückgezogenheit hervorgetreten war. Er begann damit, daß er als Unica's Bevollmächtigter und Geschäftsführer sich zu einem bestimmten Tage bei dem Baron anmeldete, um in solcher Eigenschaft der Großjährigkeitserklärung beizuwohnen und Rechenschaft über die von ihm verwendeten Gelder abzulegen.

Dieser Tag war jetzt gekommen, ein Tag, über dessen Bedeutung die Baronin und Unica im Dunkeln erhalten worden waren, welchem der Baron selbst aber mit ängstlicher Spannung entgegensah, weil er die Lösung von Räthseln bringen sollte, die ihn ebenso lange beunruhigten, wie er den Hof zu seinen Wohnsitz erwählt hatte.

Baruch war zuerst eingetroffen und sofort zu dem Baron in sein Zimmer hinaufgeführt worden. Mit einer gewissen Verlegenheit empfing dieser den etwas gebeugt gehenden unscheinbaren alten Herrn, dessen überaus ehrerbietiges Auftreten durch erzwungene vornehme Höflichkeit lohnend. Er konnte sich des Argwohns nicht erwehren, daß hinter dem ruhigen Greisenantlitz mit den klugen, nicht die leiseste Regung verrathenden Augen rücksichtslose, wenn nicht feindselige Pläne lebten. Die von Baruch vorgeschlagenen Zeugen, welchen er die Rechnungen vorzulegen wünschte, folgten etwas später nach. Doktor Hasselfeld und Schierling waren es, die beiden einzigen Menschen, außer Blisterchen, welche zu der, weit zurückliegende Ereignisse berührenden Verhandlung hinzugezogen werden konnten. Ein dritter Zeuge, Charon, ein naturalisirter Amerikaner, schloß sich als Joachim's Vertrauter ihnen an, nachdem er zuvor Blisterchen einen kurzen Besuch abgestattet hatte. Jetzt saßen Alle beisammen in des Barons Zimmer, Baruch vor sich ein Packet Briefe und Rechnungen und ein Kontobuch von mäßigem Umfange. Charon und der Baron saßen einander gegenüber. Kein Wort hatten sie bei ihrer ersten Begegnung gewechselt. Aber während sie sich die Hände reichten, ruhten ihre

Blicke lange in einander; das hatte genügt, sie auf ihr Zusammenwirken vorzubereiten.

Nach einer kurzen Einleitung des Doktors, welche Schierling durch billigendes Kopfnicken herablassend lohnte, nahm Baruch das Wort.

„Daß die Großjährigkeitserklärung meines Schützlings sich so bald nothwendig machen würde, lag freilich außerhalb meiner Berechnung," hob er im ausdruckslosen Geschäftstone an, und forschend flogen seine beinah stechend scharfen Blicke von Auge zu Auge. „Doch ob heut oder nach Jahren: mit Rücksicht auf den geschäftlichen Theil der einst übernommenen Aufgabe konnte der Ruf mich nie unvorbereitet finden. Ob mein Schützling von jetzt ab als Therese von Scherben in's Leben tritt, oder als Unica Velten ihrer Zukunft entgegengeht, dürfte wohl erst am Schluß unserer Verhandlung nach reiflichem Erwägen entschieden werden. Bis dahin werde ich mir erlauben, sie nur, wie bisher, mit dem mir durch langjährige Gewohnheit so geläufig gewordenen Unica zu benennen. Ich gehe davon aus, daß die Gründe, durch welche die Verheimlichung ihres wahren Namens bedingt wurde, heut noch walten, und berufe mich dabei auf das Zeugniß der anwesenden Herren. Bevor ich auf eine nähere Erklärung meiner Beziehungen zu Fräulein Unica eingehe, schicke ich zum besseren Verständniß einen kurzen Abriß ihrer Vermögensverhältnisse voraus. Ihr größter Schatz ist ihr reines edles Gemüth, ihre äußere Erscheinung und eine Ausbildung, welche sie den Vornehmsten ihres Geschlechts gleichstellt. Es ist dies ein unveräußerlicher Schatz, der

auch ohne irdische Glücksgüter die Herzen der Menschen ihr zuwendet. Außerdem ist sie die freie, unumschränkte Besitzerin des Hofes und des Parkes, welche von allen Schulden zu entlasten mir durch Ankauf der betreffenden Forderungen zu seiner Zeit unter den vortheilhaftesten Bedingungen gelang."

Er säumte einen Athemzug, um sich durch einen flüchtigen Blick zu überzeugen, daß der Baron unter dem überwältigenden Eindruck des Vernommenen wie seinen Sinnen nicht trauend auf ihn hinsah, dann fuhr er fort:

„Des Ferneren ist mir gelungen, im Laufe von zwanzig und einigen Jahren das mir schon lange vor ihrer Geburt für sie anvertraute Vermögen trotz der reichlich bemessenen Erziehungskosten beinah zu verdoppeln. Dasselbe beläuft sich zur Zeit in runder Summe auf hundertzweiundvierzigtausend Thaler, zahlbar zu jeder beliebigen Stunde und in jeder gewünschten Form."

Und wiederum ließ er eine Pause eintreten, anscheinend um zwischen seinen Papieren zu blättern. Er hatte die Empfindung, daß die Blicke aller Anwesenden mit starrem Erstaunen auf ihm ruhten, jeder Einzelne der Zeit bedurfte, um sich mit dem Gehörten vertraut zu machen. Erst nach längerem Säumen, als Keiner Miene machte, das plötzlich eingetretene Schweigen zu brechen, begann er wieder:

„Eine berechtigte Frage lebt zuverlässig in den geehrten Herren, die Frage, weshalb ich über Fräulein Unica's äußere Verhältnisse so lange das tiefste Geheimniß walten ließ. Die Gründe dafür bin ich nunmehr bereit, vor Ihnen zu enthüllen. Ich thue es, indem ich zunächst

Sie Alle zu Zeugen aufrufe, daß nichts verabsäumt wurde, der jungen Dame eine Ausbildung angedeihen zu lassen, würdig ihrer Eltern und Vorfahren. Daß sie in der Obhut einfacher, aber treuer Menschen ihre fröhlichen Kinderjahre verlebte — ich dächte, der sich lieblich entwickelnden Jungfrau gereichte es nicht zum Nachtheil, wenn sie davor bewahrt blieb, die Blicke über die ihr gesteckten bescheidenen Grenzen hinauszusenden. Ich handelte mit gutem Gewissen. Ich handelte im Sinne seiner frühzeitig verstorbenen jungen Mutter, im Sinne eines Vaters, welchem der letzte Wille einer Verstorbenen als das Heiligste galt. Ich handelte aber auch im Sinne und Auftrage eines längst dahingeschiedenen Onkels jener jungen Mutter, eines Herrn Garbe, welchem ich in die Hand gelobte, das mir von ihm anvertraute Gut zu Gunsten der etwaigen Nachkommen seiner Nichte zu verwalten, diese selbst gewissenhaft zu überwachen und ihre Wohlfahrt nach besten Kräften zu fördern. Gewiß erscheint Ihnen räthselhaft, daß jener Onkel, welchen ich noch in seinem Grabe mit Verehrung und Stolz meinen Freund nenne, es in meine Hand legte, mit der Vollstreckung seines letzten Willens beinah ein Vierteljahrhundert zu säumen. Wir Beide sahen es voraus, hielten sogar Zweifel an meiner Gewissenhaftigkeit nicht für ausgeschlossen, und daß die Stunde kommen könne, in welcher ich zur Rechenschaftsablegung aufgefordert werden würde. Daraufhin rüstete der verstorbene Herr Garbe mich nicht nur mit den entsprechenden Vollmachten aus, sondern auch mit Briefen, in welchen er seine Wünsche zum Ausdruck gebracht hatte. Hier sind

sie," und er legte eine Anzahl geöffneter Schriftstücke mitten auf den Tisch, „um meiner selbst willen werden Sie Alles prüfen, dann aber — und jetzt spreche ich als Geschäftsmann — mir Ihr Gutachten darüber nicht vorenthalten; ich bitte Sie darum in dem Bewußtsein der auf mir lastenden Verantwortlichkeit."

Bei dieser Aufforderung ließ Baruch die Blicke im Kreise schweifen, um den Eindruck kennen zu lernen, welchen seine Mittheilungen ausübten. Wie in Träumen versunken sah der Doktor vor sich nieder. Indem seine Betrachtungen sich einer fernen Vergangenheit zukehrten, prägte Wehmuth sich auf seinen Zügen aus. Nachdenklich betupfte der alte Giftmischer die ergraute Bürste auf seiner Oberlippe. Der Baron schien Baruch's letzte Worte nicht gehört zu haben. Todtenbleich saß er da. Wie so oft, begleitete er auch jetzt die unter seinen Augen aufgewachsene Unica im Geiste von ihrer frühesten Kindheit bis in die jungfräuliche Blüthe hinein. Charon, wie einem Gefühl der Schwäche nachgebend, hatte sich zurückgelehnt. Sein gebräuntes Antlitz glich einem künstlich hergestellten Gebilde, auf welchem der Ausdruck eines unsäglichen Schmerzes mit Fleiß ausgemeißelt worden. Nur zwei schwere Thränen, welche in seinen weißen Bart hinabrollten, legten Zeugniß ab von dem in ihm webenden Leben. Ob die Schriftstücke vor ihnen lagen: Keiner streckte die Hand nach ihnen aus, Keinem standen Worte zu Gebote, um diesen oder jenen der sich überstürzenden Gedanken kund zu geben. Nur Baruch bewahrte seine überlegende Ruhe, indem er wieder anhob:

„Es dürfte den Herren schwer werden, an der Hand meiner kurzen Andeutungen sich ein klares Urtheil zu bilden. Ich erlaube mir daher, Sie ausführlicher mit den Verhältnissen vertraut zu machen, welche mich in Beziehung zu der von Scherben'schen Familie brachten.“ Er schöpfte etwas tiefer Athem, und in seiner ruhigen Weise begann er zu erzählen. Und eine lange Erzählung war es. Weit zurück griff er in die Vergangenheit bis zu jenem Winterabend, an welchem der alte Garbe seine Berechnungen in die Kaminguth warf. Eine lange Erzählung, durchwoben mit Schilderungen von Treue und Glauben, von Bangigkeit und Sorgen. Schonend berührte er, was der Schonung bedurfte; mit Eifer hob er hervor, wo Opferwilligkeit von den freundlichsten Erfolgen begleitet wurde. Nichts vergaß er. In Wehmuth getaucht waren seine Worte, als er von vergeblichem Suchen und Forschen sprach, in Freude, sobald er seiner Fürsorge für eine junge Waise und endlich deren holdseligen Erblühens gedachte. Es rief den Eindruck hervor, als hätte er sich allein in dem Zimmer befunden, so still war es, so aufmerksam lauschte man seinen mit dem Gepräge heiliger Wahrheit offenbarten Anschauungen. Und als er geendigt hatte und auch dann noch Keiner Miene machte, das Wort zu ergreifen, fuhr er mit wachsender Wärme fort:

„So gehe ich wohl nicht zu weit, wenn ich bei der Entscheidung über die Zukunft des mir von einem freundlichen Geschick anvertrauten Schützlings eine Stimme für mich beanspruche. Es sei fern von mir jede Verletzung der Gefühle Anderer. Wenn ich aber um der Wahrheit

willen mit hart klingenden Worten Verhältnisse berühre, die unserer Beurtheilung unterstehen, so geschieht es, um uns Alle vor späteren Selbstvorwürfen zu bewahren. Fräulein Unica hat sich entschlossen, dem Sohne des Herrn Baron zu folgen, um sich nie mehr von ihm zu trennen. Bei Empfang dieser Kunde war meine erste Regung, unter den obwaltenden Umständen meinen ganzen Einfluß aufzubieten, daß die Vereinigung, wenn nicht mehr zu hintertreiben, wenigstens noch fünf Jahre aufgeschoben werde, also bis zu dem Tage, an welchem Fräulein Unica mit ihrer Großjährigkeit das natürliche Recht der Selbstbestimmung erlangt haben würde. Indem ich dagegen den heiteren Seelenfrieden der jungen Dame erhalten wissen möchte, gewinne ich es nicht über mich, auf Grund der mir als Testamentsvollstrecker ertheilten Vollmachten ihrem einmal ausgesprochenen Willen entgegen zu treten. Wohl aber muß ich darauf aufmerksam machen, daß hinter dem jungen Baron Joachim eine Vergangenheit liegt, welche mindestens Vorsicht erheischt. Wer bürgt dafür, daß seine guten Vorsätze von Dauer? Wer bürgt dafür, daß jetzt nicht ähnliche Bedingungen walten, wie jene, welche einst den alten Garbe in seinen Entschlüssen bestimmten?"

Da richtete Charon sich höher auf. Leichte Röthe hatte sich über sein Antlitz ausgebreitet; ernste Ueberzeugung sprach aus seinen Augen, indem er anhob: „Ich bürge für ihn. Lange genug beobachtete ich ihn, um bekennen zu dürfen, daß kein Vater anstehen würde, die Hand seiner Tochter in die Joachim's von Scherben zu legen. Sie werden glücklich sein; ich weiß es."

Der Baron, welcher den Fährmann so lange mit ängstlicher Spannung überwacht hatte, öffnete die Lippen zu einer Erwiederung, beschränkte sich indessen darauf, über den Tisch hin Charon's Hand zu ergreifen und mit festem Druck zu halten.

„Ein gewichtiges Wort," versetzte Baruch, jede einzelne Silbe besonders betonend, „es kommt aus dem Munde Jemandes, der gewiß lernte, nicht nur die Wünsche der Lebenden, sondern auch die der Todten zu berücksichtigen."

„Auch die der Todten," bestätigte Charon und seine Stimme klang eigenthümlich weich. „Bevor ich hierher ging, zwei Tage ist es her, stand ich vor einem Grabhügel. Ein Marmorkreuz, errichtet von treuer Hand, zeichnete denselben aus, und das trug nur den einzigen Namen Therese. Meine Gedanken sandte ich zu der stillen Schläferin in die Erde hinab. Ich frug sie, ob ich an dem heutigen Tage das entscheidende Wort sprechen sollte. Mein Herz schlug ruhig; das war die mir ertheilte Antwort."

Baruch neigte das Haupt billigend und erwiederte feierlich: „Sprechen Todte durch den Mund der Lebenden, so haben Sterbliche kein Recht, daran zu rütteln. Ich gedenke des alten Herrn Garbe, und ich weiß, nach solcher Bürgschaft würde auch er keine Einwendungen gegen mein Verfahren erheben. Das Geschick ist versöhnt. Mag des Himmels reichster Segen Diejenige begleiten immerdar, über deren Zukunft wir zu Rathe gehen. Aber Sie, Herr Baron, wie lautet Ihr Urtheil nunmehr?"

Der Baron fuhr zusammen, faßte sich indessen schnell

und antwortete fest: „Unica Velten haben meine Frau und ich als Tochter in unsere Herzen geschlossen. Sie ist unser rettender Engel. Was für Unica Velten galt, gilt für meine Nichte Therese von Scherben."

„So bleibt uns nur noch übrig," versetzte Baruch, „bevor wir die junge Dame über die in ihren äußeren Verhältnissen stattgefundene Wandlung unterrichten, zu vereinbaren, unter welchem Namen wir sie in ihre Selbstständigkeit einführen."

„Als Unica Velten," stieß Charon förmlich hervor, „sie darf nie ahnen, wer und was ihr Vater gewesen."

„Als Therese von Scherben," erklärte der Baron mit derselben Heftigkeit, „schon allein um Denjenigen als Vater umarmen zu dürfen, der um sie litt —"

„Nein," fiel Charon leidenschaftlich ein, „den Namen ihres Vaters wird sie führen, nachdem sie die Frau Joachim's von Scherben geworden, das genügt. Der Baron Hans von Scherben ist todt. Der Todte hat kein Anrecht mehr an die Lebenden. Hier ist ein Mann," und er wies auf den Doktor, „welcher die letzten Stunden der unglücklichen Therese von Scherben überwachte. Er nahm deren letzte Wünsche in Empfang; sein Urtheil kann daher nur allein als maßgebend gelten."

Der Doktor zögerte. Es wurde ihm offenbar schwer, das entscheidende Wort zu sprechen. Es kämpften in ihm Pflichtgefühl und eine unendliche Weichheit des Gemüths. Erst nach längerem Sinnen und Erwägen antwortete er mit tiefem Ernst: „Ich kann nicht anders, ich muß der Ansicht des Herrn Charon beitreten."

„Und ich gebe zu bedenken," hielt der praktische alte Giftmischer nunmehr für angemessen zu bemerken, „daß die guten Leute, welche so lange Elternstelle bei der jungen Dame vertraten, und vor Allem die ehrenwerthe Frau Blister, nicht verdienen, für ihre Treue in Angst und Sorgen gestürzt zu werden. Ueber die Einsegnung kamen sie mit dem falschen Taufschein leicht genug hinweg; wie aber würde ihr Verfahren beurtheilt werden und welche Folgen könnte es für uns Alle nach sich ziehen, dränge jetzt die Kunde von dem Namenswechsel in die Oeffentlichkeit!"

Baruch warf einen Blick um sich. Da Keiner Miene machte, die Berathung weiter zu spinnen, erklärte er in seiner bedachtsamen Weise: „So dürften wir über diesen Punkt einig sein. Mag es späteren Zeiten und späterer Gelegenheit vorbehalten bleiben, Vater wie Tochter, und geschähe es erst in der letzten Trennungsstunde, ihre natürlichen Rechte einzuräumen. Hiermit endigen die mir von dem verstorbenen Herrn Garbe mit weitem Spielraum ertheilten Aufträge. Es bleibt mir nur noch übrig, Fräulein Unica Velten in ihre vollen Vermögensrechte einzusetzen."

Auf des Barons Einladung folgten die Herren ihm in das Gartenzimmer hinunter, wo seine Frau in Unica's Gesellschaft ihrer bereits harrte. Nur von unbestimmten Ahnungen erfüllt, prägte sich in den Zügen Beider ängstliche Spannung aus. Eine gewisse Verlegenheit machte sich geltend, als der Baron die Herren vorstellte und in wenigen Worten den Zweck ihres Besuches andeutete. Mit

höflicher Anmuth verneigte Unica sich vor dem Doktor und Schierling. Anmuthig auch vor Charon. Theilnahmvoll sah sie dabei in sein bleiches Antlitz, welchem der Tod seinen Stempel aufgedrückt zu haben schien. Bis in ihr Herz hinein fühlte sie den Blick seiner Augen, die mit einem ergreifenden Ausdruck des innigsten Wohlwollens auf ihr ruhten.

„Herr Charon," redete sie ihn freundlich an, während er ihre Hand hielt, und lieblicher erglühten ihre Wangen, „wir sind einander nicht fremd — ich weiß viel von Ihnen. Joachim schrieb mir Alles — er ist Ihnen so dankbar — Sie werden mir von ihm erzählen?"

Charon neigte das Haupt zustimmend. Seine Lippen waren wie im Krampf geschlossen. Was seine Augen sprachen — Unica verstand es nicht. Sie schritt zu Baruch hinüber, ihn zutraulich begrüßend und nach seiner Tochter sich erkundigend.

„Sie sendet ihre herzlichste Liebe," antwortete Baruch, „doch davon später, mein liebes Kind. Ich bin nämlich in einer Angelegenheit gekommen, welche allein Ihre Person und Ihre Lage betrifft; bevor die erledigt ist, dürfen wir unsere Aufmerksamkeit nicht zersplittern. Es ist nichts Unangenehmes," fügte er hinzu, als er gewahrte, daß Unica sich leicht entfärbte und besorgt in seinen Augen zu lesen trachtete, „nein, nichts Unangenehmes, vielmehr gerade das Gegentheil," und mit ihr an den Tisch tretend, wo die anderen Herren bereits Platz genommen hatten, ließen sie sich einander gegenüber nieder.

„Der Herr Baron haben zu befehlen," unterbrach er,

an diesen sich wendend, das plötzlich eingetretene Schweigen, und wie zuvor oben, legte er auch hier die Papiere und Dokumente vor sich auf den Tisch.

Der Baron gab ein zustimmendes Zeichen, und ohne Säumen hob Baruch zu Unica gewendet an:

„Sie wissen, mein liebes Kind, daß es mir beschieden gewesen, hier und da ein wenig in Ihr Geschick einzugreifen. Oft, oft strömten Ihre Lippen über von Worten des Dankes, die als unberechtigt abzulehnen mir verboten war — nicht doch, mein liebes Kind, blicken Sie nicht so bange. Bedenken Sie, wir sind hier zusammengekommen, um Ihre Zukunft sicher zu stellen, und so wiederhole ich, daß, was auch immer Sie erfahren mögen, ich keinen Dank verdiene, sondern nur übernommene Pflichten gewissenhaft erfüllte. Nach der Vorberathung mit Ihren Freunden darf ich mich hier auf kurze Angaben von Thatsachen beschränken. Ihre beabsichtigte Verheirathung, die gleichbedeutend mit Ihrer Großjährigkeit, duldet keinen Aufschub mehr, und es liegt mir daher ob, Sie mit Ihren Vermögensverhältnissen vertraut zu machen —"

„Ich besitze Vermögen?" fragte Unica erstaunt, und wie über den Ton der eigenen Stimme erschrocken, erröthete sie tief.

„Ich räume es mit herzlicher Freude ein," gab Baruch zu, „bisher glaubte ich, Sie hätten es aus dem Umstande errathen, daß verhältnißmäßig reiche Mittel auf Ihre Erziehung verwendet werden konnten."

Unica, förmlich verwirrt, öffnete die Lippen zu einer Frage; doch gewahrend, daß alle Blicke mit theilnahms-

voller Spannung auf ihr ruhten, bebte sie vor dem Versuch zurück.

„Sprechen Sie, mein liebes Kind, sprechen Sie unbeirrt," ermuthigte Baruch sanft, „Sie müssen sogar Ihre Bedenken offenbaren, weil es sich um Ihre ganze Zukunft handelt."

Und schüchtern, kaum verständlich erklärte Unica: „Ich vermuthete hinter Allem einen unbekannten Wohlthäter —"

„Ja, ein unbekannter Wohlthäter," bestätigte Baruch einfallend, „aber ein Wohlthäter, der bereits seit einer langen Reihe von Jahren in der Erde schläft. Von ihm stammt das Vermögen her, welches mir für Sie zur Verwaltung anvertraut wurde."

Unica sann ein Weilchen nach; dann fragte sie mit lieblicher Einfachheit: „So würde nichts mich hindern, schon in nächster Zeit Joachim zu folgen und ihn aus meinen eigenen Mitteln beim Ankauf einer kleinen Landwirthschaft zu unterstützen."

„Nichts hindert Sie, mein liebes Kind. Mit Ziffern und Zahlen will ich Sie verschonen, und fasse Alles dahin zusammen, daß Sie über ein Vermögen gebieten, groß genug, in dem westlichen Amerika eine ganze Landschaft anzukaufen."

Unica saß wie erstarrt. Helle Gluth brannte auf ihren Wangen. Erst nach einer längeren Pause brachte sie leise hervor: „Unmöglich, Herr Baruch — ich kann es nicht glauben. Was sollte ich mit so viel Geld beginnen?"

„Ihre Freunde werden Ihnen rathen, und bei einem

Schritt, wie einen solchen zu thun Sie im Begriff stehen, dürfen Sie den Werth des Reichthums nicht unterschätzen."

Wiederum erröthete Unica. Vor sich niederschauend, spielte ein süßes Lächeln um ihre Lippen. Die mittelbare Mahnung an Joachim war das Einzige, was in ihrem Innern nachhallte. Doch nur wenige Sekunden, und Zagen trat an Stelle der stillen verschämten Freude. Es trat in den Vordergrund das Bewußtsein, vor einer größeren Anzahl von Zeugen in eigener Vertretung gewissermaßen das Wort zu führen. Das wieder herrschende Schweigen aber diente dazu, ihre Verwirrung noch zu erhöhen. Einen flehenden Blick sandte sie zu der Baronin hinüber, die nicht minder verstört dareinschaute, und lebhaft, wie von einem rettenden Gedanken beseelt, kehrte sie sich Baruch wieder zu. In ihren großen Augen flackerte es. In ihren Adern regte sich das Scherben'sche Blut. Der Baron und seine Frau kannten dies Zeichen, wußten, daß sie jetzt nur noch den Eingebungen des Gefühls folgte, keine Scheu vor Personen oder Ereignissen mehr kannte, ihre Beurtheilungsgabe sich in demselben Grade verschärfte, in welchem ihr Rechtlichkeitsbewußtsein sich befestigte.

„Herr Baruch," begann sie schüchtern, doch schnell wuchs ihre Entschiedenheit, „Sie nennen mich reich; so sagen Sie, von wem das mir zuerkannte Vermögen stammt."

„Von einem Verwandten Ihrer Mutter —" antwortete Baruch besänftigend, und erregt unterbrach ihn Unica:

„Meine Mutter war eine Handwerkerfrau. Ich lernte weder sie noch meinen Vater kennen. Als hilfloses Kind

nahm der Bruder meines Vaters mich zu sich. Meine Eltern müssen sehr arm gewesen sein. Woher sollten ihnen da reiche Verwandte kommen? Von allen Seiten ziehen sich Geheimnisse um mich zusammen. Wohin ich blicke, begegne ich Räthseln, über welche ich bisher achtlos hinwegsah; zu Räthseln gestalten sich die kleinsten Ereignisse, die mir so lange eines Gedankens nicht werth erschienen. Herr Baruch, vertrauen Sie mir Alles an; vor keiner Wahrheit schrecke ich zurück. Demjenigen, der nie ein Geheimniß vor mir besaß, Joachim, dessen Vertrauen zu mir ein unbegrenztes, ihm darf ich kein Geheimniß mitbringen."

In Baruch's Augen spiegelte sich Rathlosigkeit, Besorgniß in den Zügen der übrigen Anwesenden. Eine derartige Wandlung in Unica's Wesen hatte Keiner vorhergesehen. Zittern durchlief Charon's Gestalt. Sein Herz jauchzte, um alsbald wieder sich qualvoll zu winden. Wie eine Unheil brütende Wolke schwebte es über der ganzen Gesellschaft. Selbst Baruch bedurfte der Zeit, um sich für eine Antwort zu entscheiden.

„Ihre Wohlfahrt ist eine Lebensaufgabe für mich geworden," begann er endlich zögernd; „blicken Sie zurück auf Ihre Vergangenheit, soweit Sie zu denken vermögen, und Sie werden sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß für Sie nichts geschah, was nicht zuvor reiflich überlegt worden wäre. Was der verstorbene Verwandte durch seine letztwilligen Verfügungen lange vor Ihrer Geburt anbahnte, meine herzliche Theilnahme für Sie, das haben Sie in Ihrer Entwickelung verstärkt und befestigt —"

„Ich weiß es, Herr Baruch, ich weiß es," erklärte

Unica zuversichtlich einfallend, und ihr Muth wuchs mit jedem neuen Wort, „aber ich weiß auch, daß meine Dankbarkeit erst mit meinem letzten Athemzuge erlischt. Dadurch kann indessen nie die Besorgniß beschwichtigt werden, welche mich befällt, sobald ich meine Person mit der mir zugewandten liebevollen Aufmerksamkeit vergleiche. Erhielten Sie mich länger im Dunkeln, so würde die ewige Ungewißheit mein ganzes Leben verbittern. Ich flehe Sie daher an, nennen Sie mir die Beziehungen, in welchen Derjenige zu meinen Eltern stand, der über diese hinweg ein Vermögen auf mich vererbte. Ein gewöhnlicher Wohlthäter kann es nicht gewesen sein. Ich muß, ich will das Nähere wissen."

„Gilt mein treuer Rath Ihnen gar nichts mehr?" fragte Baruch mit leisem Vorwurf im Tone seiner Stimme. „Verhallt ungehört meine Bitte, nicht weiter nachzuforschen, sondern nach wie vor blindlings auf Diejenigen zu bauen, die so lange gewissenhaft zu Ihnen standen? Und walten wirklich Geheimnisse, wollen Sie da die Möglichkeit zurückweisen, daß damit von Verstorbenen gestellte Bedingungen erfüllt werden?"

„So haben Verstorbene sich meiner Eltern geschämt," versetzte Unica auflodernd, und in ihren Augen leuchtete es in einer Weise auf, welche Joachim einst so sehr an ihr bewunderte. „Wohlan, Herr Baruch, so verschmähe ich jene räthselhafte Wohlthat. Welchen Segen hätte für mich ein Vermögen, ob groß, ob klein, dessen Besitz mir keine ruhige Stunde gönnte?"

Baruch zögerte. Es wurde ihm unsäglich schwer, zu

einer peinlich wirkenden Erklärung seine Zuflucht zu nehmen, und doch entdeckte er kein anderes Mittel, Unica vor weiteren Forderungen zurückzuschrecken und seinen Vorstellungen zugänglich zu machen.

„So räumen Sie wenigstens der Pietät für die Todten eine Stelle ein und achten Sie meine Betheuerung, daß der Vorwurf, welchen Sie gegen dieselben erheben, ein ungerechter," sprach er eindringlich. „Doch ich gehe noch weiter in dem ehrlichen Trachten, Sie von dem Abgrunde nutzloser, aufreibender Grübeleien und Beunruhigungen zurückzureißen. Nehmen Sie dankbar hin, was ein freundliches Geschick Ihnen bietet. Suchen Sie keine Aufklärungen, wo die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß wie Ihr Verlobter auch ein Anderer, Jemand, der Ihnen sehr nahe stand, die Heimath verließ, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieser seinem Schutzengel vorher die Augen zudrückte, während Joachim von Scherben den seinigen sehnsüchtig erwartet."

„Sie geben damit zu, daß mein Vater nicht der Bruder meines Pflegevaters gewesen; denn derartige Verhältnisse liegen außerhalb des Gesichtskreises einfacher Handwerker," erwiederte Unica bestürzt, und wie erwachendes Verständniß entzündete es sich in ihren Augen.

„Ich gebe nichts zu, wenn ich in Gleichnissen spreche," antwortete Baruch verstört, sobald er inne wurde, daß er eine ganz entgegengesetzte Wirkung von der beabsichtigten erzielte, „und nochmals bitte ich, nicht weiter in mich zu dringen. Es gibt eine Grenze, über welche hinauszugehen die Achtung vor Todten wie vor Lebenden mir verbietet."

Mit einer heftigen Bewegung erhob sich Unica. Durchdringend sah sie auf Baruch. Hätten die sie in sprachlosem Erstaunen überwachenden Zeugen sich verzehnfacht gehabt, es wäre von ihr unbeachtet geblieben.

„So verweigere ich die Annahme des Vermögens," versetzte sie mit an Trotz streifender Entschiedenheit. Ursprünglich mochte sie beabsichtigt haben, nach dieser Erklärung sich zu entfernen; doch wie über sich selbst erschrocken, blieb sie stehen. Solche Regung dauerte indessen nur Sekunden, dann beherrschte sie wieder ein rücksichtsloser, unerschütterlicher Wille. Ihr Antlitz glühte. Entschlossenheit und Zagen sprachen zugleich aus ihren Augen. Jungfräuliche Anmuth und gereifte weibliche Würde umflossen ihre schöne Gestalt. Etwas Achtung Gebietendes lag in der Art, in welcher ihr Gemüth sich gegen den ihr ungehörig erscheinenden Zwang aufbäumte. Der ganze Stolz ihrer Vorfahren war jäh in ihr wachgerüttelt worden, daß sie selbst ihn nicht mehr zu bändigen vermochte. So stand sie da, ahnungslos, daß ihre äußere Erscheinung wie ein lähmender Bann wirkte, Jeder sich scheute, die plötzlich eingetretene lautlose Stille zu unterbrechen.

Ruhig wanderten ihre Blicke im Kreise; zugleich arbeitete ihr scharfer Verstand. In jedem ihr zugekehrten Antlitz entdeckte sie etwas, wodurch ihre Ahnungen neue Nahrung erhielten. Blitzähnlich durchzuckten ihren Geist nicht Gedanken, die in der verschwindend kurzen Zeit keinen Raum gefunden hätten, sondern chaotisch in einander verschlungene Bilder, welche sie trotzdem mit einem einzigen Blick erfaßte und ebenso schnell verstand. Und so viel hatte sie von der

Familiengeschichte der Scherben gelegentlich erfahren, daß Körnlein, wie Baruch sie in irrthümlicher Voraussetzung zu ihrer Besänftigung oder vielmehr Einschüchterung bedachtsam ausstreute, nur vereinzelt in ihr Gemüth zu fallen brauchten, um alsbald Wurzel zu schlagen, zu keimen und sich mächtig zu entwickeln.

Endlich blieben ihre Blicke auf Charon haften. Ein Bild der Hinfälligkeit saß er da. Todesangst war auf seinem bleichen Antlitz ausgeprägt. Indem er zu ihr emporstarrte, schienen seine Augen die Sehkraft zu verlieren.

Unica bebte; ihre Farbe wechselte. Sichtbar rang sie nach Festigkeit, doch schon in den nächsten Sekunden hatte sie die volle Gewalt über sich zurückgewonnen. Unberührt durch die athemlose Erwartung der sie Ueberwachenden, sah sie durchdringend auf den Baron, dann wieder, wie vergleichend, auf Charon, und zerrissen war der Schleier, welcher die sich vor ihr aufbauenden Räthsel noch verhüllte. Im Kampf des Herzens mit weitsichtiger Besonnenheit behielt diese die Oberhand; sie begriff, daß sie den Verhältnissen, welche Andere in ihrem Verfahren bestimmten, peinlich Rechnung zu tragen habe, und durchdrungen von einem heiligen, ihre Haltung wunderbar beeinflussenden Willen trat sie vor Charon hin.

„Herr Charon," hob sie unendlich sanft an, indem sie seine Hand ergriff, und ihre Augen vergrößerten sich in namenlosem Schmerz, als sie sein Zittern fühlte, „Sie kehren zu Joachim zurück, und ich bin bereit, mit Ihnen zu gehen zu jeder Stunde; so lautet sein Wunsch." Sie schöpfte tief Athem. Es rief den Eindruck hervor, als ob

durch das Lichten des sie umringenden Dunkels ihre Kraft verdoppelt worden wäre. „Joachim ist Ihnen in unbegrenzter Dankbarkeit ergeben," fuhr sie fort. „Machen Sie das Maß Ihrer Güte voll, indem Sie die freundliche Theilnahme, welche Sie für ihn hegen, auch auf mich übertragen. Ich bereue die Einwendungen, welche ich meinem wohlwollenden Beschützer, Herrn Baruch, gegenüber erhob, und nehme Alles zurück. Wie bisher, überlasse ich ihm auch fernerhin, für mich zu denken. Sie aber bitte ich herzlich, irgend welche mich betreffende geschäftliche Angelegenheiten mit Herrn Baruch zu ordnen. Was Sie vereinbaren mögen: ich bin mit Allem zufrieden. Ich selbst verstehe nichts von solchen Dingen — die Kräfte würden mir versagen —"

Sie entzog Charon die Hand, und die auf ihr ruhenden Blicke meidend, schritt sie zu der Baronin hinüber.

Rührung bewegte alle Gemüther; sogar die Augen des alten Giftmischers schimmerten in einem seltsamen, sonst an ihm ungewöhnlichen feuchten Glanz. Etwas Feierliches lag in der plötzlich eingetretenen Stille, daß Niemand sie zu brechen wagte. Alle fühlten, daß nach der fast übermenschlichen Anstrengung Unica's Kräfte erschöpft sein mußten.

Vor der Baronin eingetroffen, senkte Unica einen flehenden Blick in deren Augen. Worte standen ihr nicht mehr zu Gebote, aber deren Hand ergriff sie, und die willig Folgende sanft emporziehend, verließ sie mit ihr das Zimmer. Sie waren kaum in das abgelegene Gemach der Baronin eingetreten, als sie laut weinend dieser um den Hals fiel,

um von ihr in eine innige Umarmung gezogen und wie ein hilfloses Kind nach dem nächsten Sitz hinübergeführt zu werden. Doch welcher Art die Empfindungen sein mochten, welche immer wieder Unica's Augen zum Ueberströmen brachten, was sie errathen und entdeckt hatte, was als offenes Geheimniß zwischen Allen lebte: ihre Lippen verließ keine Silbe, welche als eine Mahnung daran hätte aufgefaßt werden können. Nur wenn sie den Namen Charon aussprach, geschah es mit einer Innigkeit, welche nicht mißverstanden werden konnte. —

Nachdem Unica und die Baronin das Zimmer verlassen hatten, herrschte unter den Zurückbleibenden noch eine Weile Schweigen. Zu ergreifend hatte die eben beobachtete Scene auf Alle eingewirkt. Erst als Baruch mit klugem Bedacht ein Gespräch über die vor ihnen liegenden Geschäfte eröffnete, wich der Bann der Rührung von den Gemüthern. —

Drei Wochen waren seitdem verstrichen, als ein Dampfer Angesichts der englischen Küste den Kanal zur Reise nach Amerika verließ. Hart am Spiegel des Schiffes standen Arm in Arm Charon und Unica. In ihrer Nähe saß Blisterchen. Trotz ihrer sechsundsiebenzig Jahre hatte sie sich zu der Reise über das Meer entschlossen. Mit einem Ausdruck der Befriedigung suchte sie immer wieder ihren Junker Hans und dessen Tochter, ihren Liebling. Sie hatte gemeint, fern von ihnen nicht ruhig sterben zu können. Diese sahen schweigend gen Osten, wo der letzte Landstreifen tiefer in das Meer hinabtauchte. Wehmuth sprach aus ihren Zügen. Sie vergegenwärtigten sich Alle, die zur Zeit thränenden Auges der bitteren Trennungsstunde gedachten.

Ob in rußiger Werkstatt heimisch, ob inmitten vornehmen Glanzes: Alle athmeten ja dieselbe Liebe und immer wieder Liebe und stille Hoffnung auf Wiedersehen. —

Die ferne Küste löste sich in Duft auf. Eine Weile betrachteten Charon und Unica sinnend das ungeberdig schäumende Kielwasser. Dann wendeten sie die Blicke westlich, wo der sonnenbeleuchtete, nimmer rastende Ocean in majestätischer Ruhe athmete. —

Acht Wochen später verkündeten die heimathlichen Zeitungen die im Staate Arkansas stattgefundene Verheirathung des Barons Joachim von Scherben mit Fräulein Therese Charon.

Es eilt die Zeit mit Riesenschritten. Was in der Erinnerung als alternde Häupter lebt, hat sich längst schlafen gelegt. Jugendanmuth und Jugendkraft reiften und rückten in deren Stelle ein. Eine Thräne der Wehmuth fließt jenen Tagen, in welchen die irdische Zukunft noch eine Unendlichkeit, die auf wilden Irrfahrten erprobten Kräfte unerschöpflich. Goldene Zeiten! Mit ihnen eint sich so manches Bild, vor welchem man auch in den „glückseligen Jagdgefilden" noch bewundernd weilen möchte. Goldene Zeiten! Fort daher mit den Mahnungen an die Vergänglichkeit alles Irdischen, an den Tribut, welchen die dahin rollenden Jahre von den Sterblichen unbarmherzig fordern!

Nach langer, mühevoller, arbeitsschwerer Wanderung vom stillen Ocean herüber hatten wir unser Lager bei der

Fähre am Kanadian aufgeschlagen. Dieselbe befand sich im Besitz Fakit's, des Kreek-Indianers, mir bekannt aus früheren Tagen. Von Charon erzählte er, welcher vor mehreren Jahren in die Nachbarschaft von Fort Smith übersiedelte, wohin Milford und die liebliche Tochter des Frühlingsthau's ihn begleiteten. Nur Tommy war zurückgeblieben. Jetzt lag er an der Kette, denn seitdem er den Komanche zerrissen hatte, war er launisch geworden, daß selbst Molly ihm nicht mehr traute. Im Uebrigen schien er mit seinem Loose nicht unzufrieden zu sein. Auch von Joachim und dessen schöner Frau erzählte Fakit, und daß sie, wenn auch durch einen größeren Zwischenraum von ihnen getrennt, Milford's und Molly's Nachbarn geworden. Die todte Sykomore streckte noch immer ihren letzten Ast über das Strombett hin, doch hatte seit Molly's Sturz ein menschlicher Fuß ihn nie wieder betreten.

Wir schieden von Fakit wie von einem langjährigen Freunde. Mit uns nahmen wir Grüße an Alle, welchen er seine in guten und bösen Zeiten erprobte Anhänglichkeit bewahrte.

Drei Tage später erreichten wir Fort Smith. Mein erster Weg führte nach einer Schneidemühle hinaus. Ein freundliches weißes Bretterhaus bildete den Vordergrund zu den schuppenartigen Baulichkeiten, in welchen die Dampfmaschine puffte und fauchte und die Kreissägen sich knirschend ihren Weg durch die stärksten Baumstämme hindurchbahnten.

Eine junge Frau von auffälliger Schönheit mit fröhlichen blauen Augen und üppigem Goldhaar, auf den

Armen ein holdes Kind, ein älteres neben sich, trat in die Hausthür und hieß mich, sichtbar freudig überrascht, herzlich willkommen. Es war die Tochter des Frühlingsthau's, die ich heute ja nicht zum ersten Mal sah. Bald darauf gesellte sich Milford zu uns, und einen Nachmittag und Abend feierten wir, für mich doppelt genußreich nach dem langen Aufenthalt in den öden Wildnissen.

„Alles übertrieben," meinte die junge Frau, als wir im Laufe des Gesprächs des unheimlichen Nachtwandelns gedachten, „heute lache ich darüber. Wäre Milford nur ein wenig mehr an meiner bescheidenen Person gelegen gewesen, so hätte er lange vor mir das Mittel zu meiner Beruhigung entdecken müssen; und es war so einfach. Aber wo hatte der seine Gedanken? Ich löste nämlich die Kette des Schlaggewichtes aus unserer Uhr. Eigenhändig nagelte ich deren Ende an meinen Bettpfosten, worauf ich allabendlich das andere Ende mittelst eines Vorlegschlößchens um mein Fußgelenk befestigte. Den Schlüssel nahm Vater Charon jedesmal an sich, und mit gutem Gewissen kann ich beschwören, daß ich nie auch nur den leisesten Versuch unternahm, in die Rolle eines Gespenstes einzutreten. Ein Glück für Milford; ich möchte sonst schwerlich seinem schrecklichen Drängen nachgegeben haben und heute noch als Zaubermädchen die Felder der guten braunen Ansiedler in üppige Saaten kleiden."

Wohltönend lachte Molly bei diesem liebenswürdigen Geständniß; mit ihr lachten Milford und ich selber aus vollem Herzen.

Bis tief in die Nacht hinein saßen wir bei einem guten

Trunk beisammen, und wie der heutige Tag, sollte auch der folgende endigen.

Zu Joachim war ich hinausgewandert an wohlbestellten Feldern vorbei und über Wiesen, auf welchen Pferde und Rinder von großem Wohlstande zeugten. In der Nähe des stattlichen Gehöftes stieß ich auf Charon. Er hatte sich seit unserem letzten Begegnen wenig verändert. Nur sein Blick war freier geworden und auf seinem harten Antlitz ruhte ein sprechender Ausdruck heiterer Zufriedenheit. In Joachim lernte ich einen lebenslustigen, thatkräftigen, wettergebräunten Farmer kennen, der sich seines Glückes so recht voll bewußt war; in Unica dagegen eine junge Frau, in deren Augen man nur einen einzigen Blick zu werfen brauchte, um sie von ganzem Herzen lieb zu gewinnen. Was Joachim laut verkündete, daß er mit keinem Menschen der Erde tausche, das offenbarte sich verständlich in ihrem süßen Lächeln, in der innigen Sorgfalt, mit welcher sie einem jungen Weltbürger die Kunst des Gehens beibrachte.

Blisterchen lernte ich nicht mehr kennen. Die schlief schon seit mehr als Jahresfrist in der Erde. Ihr letzter Athemzug war eine Segnung für ihre Lieblinge gewesen.

Nach Joachim's und Unica's Mittheilungen führten der alte Baron und seine Frau auf dem Hofe ein patriarchalisch stilles, aber behagliches Leben. Die alten Wunden waren verharscht. Freundliche Lichtblicke, aus der Ferne entsendet, fanden ihren Weg über's Meer zu ihnen und schmückten ihren Lebensabend. Ueber den Hof sollte voraussichtlich noch recht lange keine neue Bestimmung getroffen

werden. Nur einmal waren sie peinlich an trübe Erfahrungen erinnert worden, und das geschah, als man beim Abbruch der morschen Fischerhütte Wiedehopf's Schatz entdeckte. Die demselben beiliegenden Notizen, ursprünglich nicht für fremde Augen berechnet, erweiterten den Einblick in das finstere Treiben der beiden verbrecherischen Genossen. Das Gold, an welches von keiner Seite Ansprüche erhoben wurden, war dem nahen Städtchen und dessen Armen zugute gekommen.

Kunibertus führte noch immer rüstig den Hammer, dachte aber ernstlich daran, sammt seiner Hausehre, dem Doktor Amandus und dessen junger Frau ebenfalls nach dem Staate Arkansas überzusiedeln.

Mit dem Doktor Hasselfeld hielt Charon einen ziemlich regen Briefwechsel aufrecht, und so erfuhr man auf Joachim's Farm, daß er noch Jahre gebrauche, um mit dem Werk über seine Lieblingskrankheiten fertig zu werden; ferner, daß es dem alten Giftmischer immer noch nicht gelungen war, einen Umschwung in der Chemie zu bewirken, und endlich, daß Veronika oder vielmehr Lisette nach wie vor unermüdlich Tonkabohnen und Muskatnüsse stampfe.

Und jetzt, bevor ich die Feder niederlege, ein letztes Lebewohl Euch Allen, in deren Dichten und Trachten, Wesen und Wirken ich mich in einer Weise einlebte, als ob ich ein halbes Menschenalter hindurch auf Schritt und Tritt Euch begleitet hätte. Ein herzliches Lebewohl Euch Allen, die Ihr mir so lebhaft vorschwebt, als wäre ich gestern

erst von Euch fortgetreten. Ein herzliches Lebewohl Euch Alten, wie Euch Jungen — doch was ist es, daß in dem Bilde wehmüthiger Rückerinnerungen zwei holde Gestalten allen anderen voraus sich mir entgegendrängen? O, ich weiß es: mit ihrem süßen Lächeln hat Unica es mir angethan, daß ich immer wieder sie mir vergegenwärtigen muß, mit ihrem treuherzigen Blick hat die junge Nachtwandlerin sich gänzlich in mein Herz eingeschlichen. Doch auch hier macht sich auf Grund der längeren Bekanntschaft eine unbeabsichtigte Bevorzugung geltend. Ganz in den Vordergrund tritt das Zaubermädchen, die liebliche Tochter des Mondes und des Frühlingsthau's. Ich sehe sie vor mir, die geheimnißvolle Märchengestalt mit dem langwallenden Goldhaar, dem rothbesetzten grauen linnenen Rock und dem verschroben sitzenden Strohhut. Ich kann sie mir nicht anders denken! Ja, Molly, ich sehe Dich im Garten wie auf dem schattigen Vorplatz in unermüdlicher Regsamkeit. Auf dem schwingenden Ast der todten Sykomore sehe ich Dich, wo Deine kleinen nackten Füße mit dem gefühllosen Holz verwachsen zu sein scheinen. Schwindel ergreift mich. Ich beschatte die Augen, bis Dein muthwilliges Lachen meine Blicke wieder nach oben lenkt. Der Kanadian rauscht; flüsternd streicht der Morgenwind durch die üppig belaubten Wipfel. Melancholisch singt eine Spottdrossel. Wir stehen einander gegenüber. Wie Dein Bild sich belebt! Wehmuth lugt aus Deinen blauen Augen. Ich fühle Deine weiche Hand in der meinigen, fühle Deine warmen Lippen, indem Du kindlich zutraulich mir beim Abschied dieselben zum Kusse reichst. Lebe wohl, Molly,

in Deiner Schönheit und Anmuth, in Deiner Treuherzigkeit und Unerschrockenheit. Lebe wohl! Wie Du holdselig dastehst! Grüßend flattert Dein Tuch. Aber Du stehst nicht allein. Unzertrennlich von Deinem Märchenbilde sind hier der grimme Tommy, dort der weißbärtige Fährmann am Kanadian.

Ende.

Die Tochter des Fälschers.

Kriminal-Roman

von

A. Oskar Klaußmann.

1. (Nachdruck verboten.)

Am östlichen Ausgange der etwa vier Meilen von der russischen Grenze entfernten Stadt N. stand — es war im Jahre 1862 — ein isolirtes Haus, hart an der Chaussee. Es war ein langgestreckter hölzerner Bau mit einem von Sturm und Wetter grün und schwarz gewordenen Strohdach, und schien vor Alter mehr und mehr in den Erdboden gesunken zu sein. Das kam aber nur daher, daß vor Allem durch den Bau der Chaussee die Umgebung des Hauses sich beständig erhöht hatte, so daß die Fenster zur Rechten und Linken der Hausthüre sich fast unmittelbar über dem Straßenniveau befanden. Ueber der Hausthüre deutete ein Schild an, daß hier der Gast- und Schenkwirth Aron Peiser wohnte. Deshalb standen auch vor dem Hause Barrièren zum Anbinden der Pferde und Ochsen, sowie zahlreiche Futterkrippen, und besonders an den zweimal wöchentlich stattfindenden Markttagen hielt hier eine ganze Wagenburg von Gespannen, denn der Aron Peiser erfreute sich des Rufes, das beste Getränk der ganzen Gegend zu

halten, dabei galt er als bewährter Rathgeber und Helfer in allerlei widerwärtigen Angelegenheiten, die einem Arbeiter oder Bauern begegnen können. Er ertheilte juristische Rathschläge, er wußte auch allerlei Hausmittel bei Krankheiten anzugeben, und vor Allem war er nicht abgeneigt, auch mit Geld aus der Verlegenheit zu helfen, wenn ihm nur die nöthige Garantie geboten wurde.

Allerdings war das mit seiner Hilfe ein ziemlich sonderbares Ding. Wenn erst ein Bauer von Peiser das erste Darlehen genommen und als Hypothek auf sein Grundstück eingetragen hatte, so wurde diese Hypothek plötzlich zu einem fressenden Krebsschaden; ehe der Bauer sich dessen versah, hatte diese erst so kleine Hypothek schließlich sein ganzes Grundeigenthum verschlungen, und eines Tages war er nicht mehr Besitzer, sondern der von Peiser angestellte Pächter auf seinem ehemaligen Eigenthum.

Die Dunkelheit des Herbstabends ist zeitig hereingebrochen. Im großen Schänkzimmer der Peiser'schen Gastwirthschaft ist es fast finster. Am Fenster sitzt ein Dienstmädchen in bäuerlicher Tracht und neben dem Ofen zwei augenscheinlich wartende Männer, die sich im Flüstertone unterhalten. Der Eine trägt Militärbeinkleider und die Bergmanns-Puffjacke mit sechs Reihen schwarzer Hornknöpfe, mit Trobbeln und Schlägel und Eisen geschmückt: der Andere ist „städtisch“ gekleidet, und ein Hauptstück seiner Garderobe ist ein langer, blauer Rock.

„He, Marianka!“ ruft der Bergmann das im Halbschlummer dasitzende Mädchen an, „glaubst Du, daß Peiser bald nach Hause kommt?“

„Ich weiß es nicht! Er ist heute früh fortgefahren und wollte am Nachmittag wieder da sein!“

„Ist das Fräulein zu Hause?“

„Ja, sie ist in ihrer Stube!“

„Vielleicht könntest Du bei ihr anfragen, ob der Alte bald kommt.“

„Ich will es versuchen!“ erklärte das Mädchen.

„He, Baruch! Baruch!“ rief sie dann laut, und aus dem dunkelsten Winkel des Schänkzimmers erhob sich eine verwachsene Gestalt, von der man kaum sagen konnte, ob es ein Greis oder ein Jüngling sei. Die Figur war untersetzt, der Kopf saß direkt auf dem Oberkörper, als ob gar kein Hals vorhanden wäre, und das Gesicht mit der scharf gekrümmten Nase, dem spitzen Kinn und umgeben von schmutzig rothem, wirrem Haar hätte einen erschrecklichen Eindruck gemacht, wenn man nicht an den starren, stierenden Augen bemerkt hätte, daß man einen Geistesschwachen vor sich habe.

„He, Baruch, komm einmal her!“ rief das Mädchen, und der Gerufene trat vor, so daß man sah, daß er ungewöhnlich lange Arme und lange Hände habe, deren Finger er beständig betastete, als ob er sie zähle.

„Neun, elf!“ murmelte er dabei und sah dann ganz verzweifelt auf seine Hände.

„Geh' einmal zu Fräulein Esther und frage sie, ob sie weiß, wann der Herr nach Hause kommt!“

„Fräulein Esther,“ sagte Baruch und sein Gesicht verklärte sich, als er den Namen hörte. „Ja, ja, Esther, sie ist gut gegen den armen Baruch! Neun, elf, neun, elf!“ Er zählte wieder seine Finger.

„Heda, Du Rothkopf!" fügte der Bergmann hinzu, „sage dem Fräulein, wenn der Alte nicht bald nach Hause käme, müßten wir mit ihr selber sprechen. Mach', daß Du fort kommst."

„Geh', Baruch, und richte Deinen Auftrag aus!" wiederholte das Mädchen, und Baruch verschwand durch eine Thüre im Hintergrunde, die auf den Hausflur hinaus führte.

„Wird er auch wissen, was er zu sagen hat?" fragte der Bergmannn.

„O ja!" entgegnete Marianka, „er ist zwar nicht ganz klar im Kopfe, aber dazu reicht schon sein Verstand, solche Kleinigkeiten kann er ausrichten!"

„Er ist ein Verwandter Peiser's?"

„Ja, der Sohn von einem Schwager oder so etwas, er ist schon seit vielen Jahren hier im Hause und soll auch schon beinahe vierzig Jahre sein!"

„Was macht er denn immer mit seinen Fingern?" fragte der Blaurock.

„Er zählt sie, kann aber die richtige Zahl nicht zusammenbringen. Er kriegt immer nur neun oder elf heraus, trotzdem er seine Finger schon seit so und so viel Jahren zählt!"

Der Bergmann und der Blaurock lachten laut, und das Mädchen stimmte in das Gelächter ein.

Baruch war unterdeß bis an das Ende des Korridors mit fast unhörbaren Tritten geschlichen und klopfte an eine Thüre, die er, auf die Aufforderung einzutreten, öffnete.

Das Zimmer war auffallend reich möblirt, und durch

eine dreiarmige alterthümliche Messinglampe, die von der Decke herabhing, erleuchtet. Beim Eintritt Baruch's erhob sich von dem Tisch, an dem sie gesessen hatte, eine Frauengestalt, die selbst in dem einfachen Hauskleide von dunklem Wollenstoff durch ihre ungewöhnliche Schönheit auffiel. Das Mädchen war höchstens achtzehn Jahre alt. Jener eigenthümlich schmachtende Zug, der den Orientalinnen eigen ist, lag auf ihrem Gesicht, strahlte aus ihren mandelförmig geschnittenen, tiefschwarzen Augen, zitterte um die feinen Flügel der edel gebogenen Nase, spielte um die rothen, gewölbten Lippen, hinter denen die Zähne wie zwei Reihen Perlen hervorblitzten. Derselbe träumerisch schmachtende Ausdruck lagerte über den schön geschwungenen, fein gezeichneten Augenbrauen und auf der weißen Stirn, über welche dichtes, krauses, schwarzes Gelock sich widerspenstig ringelte.

„Was willst Du, Baruch?" fragte sie und ihre Stimme klang wie ermüdet. „Ist der Vater angekommen?"

„Neun, elf!" sagte Baruch, nachdem er in aller Eile seine Finger gezählt hatte. „Nein, der Balbajis*) ist noch nicht gekommen, aber draußen sind zwei Gojim,**) die ihn sprechen wollen, oder Dich sprechen, Dich, Esther."

„Ich weiß es nicht, wann der Vater zurückkehrt, sage den Leuten, wenn es etwas Dringendes sei, wolle ich mit

---

*) Balbajis = Hausherr, aus dem Hebräischen stammende, dem sogenannten polnischen Judendeutsch angehörende Bezeichnung.

**) Nichtjuden.

ihnen sprechen, trotzdem ich von den Geschäften des Vaters nichts weiß!“

Baruch ging, und Esther schritt erregt im Zimmer einige Male auf und ab, bis es wieder an die Thüre klopfte. Der Bergmann trat ein, hinter welchem Baruch in das Zimmer schlüpfte. Mit dem auch den Polen der niedrigsten Stände eigenthümlichen Anstand, der besonders Frauen gegenüber gezeigt wird, verbeugte jener sich und sagte: „Ich falle der Herrin zu Füßen! Ich bringe einen Brief an den Herrn Peiser, von einem Herrn, den er kennt, und möchte ihn Dir übergeben, weil ich nicht länger warten kann!“

Er überreichte einen dreieckig zusammengefalteten Brief ohne Adresse, der mit einem Siegel verschlossen war, und erklärte: „Ich muß sicher darauf rechnen können, daß die Herrin ihrem Herrn Vater den Brief gibt, so bald er nach Hause kommt. Es ist ein wichtiger Brief, und er darf nicht verloren gehen oder vergessen werden!“

„Ich werde den Brief noch heute Abend meinem Vater übergeben, wenn er heimkehrt!“ versicherte Esther, und der Bergmann entfernte sich mit einer Verbeugung.

Ihm folgte wie sein Schatten Baruch.

Das junge Mädchen betrachtete den Brief, der ihr übergeben worden war, und entdeckte auf dem Siegel den Abdruck eines Hundekopfes. Sie warf den Brief von sich, als ob er in ihren Fingern brenne, und lange sah sie starr auf das dreieckige Papier, während ihre Brust wogte, als ob in ihrem Innern ein schwerer Kampf tobe.

Esther hatte ihre Mutter, deren einziges Kind sie war, früh verloren und viele Jahre vom väterlichen Hause ent-

fernt zugebracht, in das sie erst seit wenigen Wochen zurückgekehrt war. Gedachte sie jetzt, als sie mit gefalteten Händen regungslos in einer Ecke des Zimmers saß, ihrer Mutter, und daß diese in denselben Räumen, in denen sich jetzt die Tochter befand, nicht glücklich gewesen sei? Spät, erst lange nach dem Tode der Mutter war das Esther klar geworden, am klarsten aber in den letzten Wochen, in denen sie wieder unter dem väterlichen Dache lebte. Ihre Mutter war die einzige Tochter eines reichen Handelsmannes in Breslau gewesen, der sich durch verfehlte Spekulationen ruinirt hatte. Er hatte sich damals nach der kleinen Stadt N. zurückgezogen, um dort von Neuem ein Geschäft emporzubringen, was ihm indeß nicht gelang. Peiser bot sich ihm zum Schwiegersohn an, und da dieser ein zwar ungebildeter, aber sehr energisch und schlau vorgehender Mann war, zeigte sich der Vater geneigt, seine Tochter durch eine Heirath mit ihm zu versorgen. Wie in jenen Kreisen üblich, wurde die Ehe nicht als eine Herzenssache, sondern als eine Familien- und Geschäftsangelegenheit aufgefaßt, und Esther's Mutter wurde Peiser's Frau, nachdem sie ihn vorher kaum ein- oder zweimal gesehen hatte. Sie wurde die Frau eines Gatten, dem sie an Bildung und Kenntnissen weit überlegen war, eines Mannes, der vor Allem nicht die mindeste Herzensbildung besaß, und in dessen Charakter die Habgier und die Sucht, um jeden Preis Reichthümer zu erwerben, die Grundzüge bildeten. Trotzdem war, wie dies durchweg in jenen Kreisen der Fall ist, die Ehe äußerlich eine ruhige. Aber die Frau litt schwer. Sie wußte, daß ihr Mann bei dem Erwerb seines

Vermögens, das sich stetig häufte, keineswegs immer den geraden und ehrlichen Weg ging, und sie fürchtete, daß der Wind, den er säete, eines Tages zum Sturm werden könnte. Dann gewann sie die Ueberzeugung, daß sie die Achtung ihres Mannes nicht mehr besitze und zwar wegen einer Sache, an der sie völlig unschuldig war, nämlich deshalb, weil sie ihm keine Söhne schenkte. In jenen Gegenden hält sich nämlich der jüdische Vater für entehrt, wenn er nicht wenigstens einen männlichen Nachkommen besitzt. Trotzdem hielt sie mit unerschütterlicher Treue an den übernommenen Pflichten fest und widmete ihre ganze Aufmerksamkeit der Erziehung des Töchterchens, in dessen Herz sie Keime legte, die sich später auf das Reichste entfalten sollten.

Nach dem Tode der Mutter wurde Esther in eine Erziehungsanstalt gebracht, jedoch nicht in eines der modernen Pensionate, sondern in eine orthodox-jüdische Anstalt in Galizien, wo man weniger darauf sah, Herzensbildung zu pflegen, als die Mädchen mit rituellen Vorschriften, soweit sie solche als Hausfrau später kennen mußten, bekannt zu machen, und ihnen einen gewissen äußerlichen Schliff durch den Unterricht in Musik und Sprachen zu geben. Hier aber entwickelten sich die Keime, die Esther's Mutter in das Herz des Kindes gelegt hatte, trotz der sonderbaren Erziehung auf das Schönste.

Sie blieb Jahre lang in dieser Anstalt. Zu Haus war sie überflüssig, bis man ihrem Vater von Seiten der Anstalt mittheilte, daß die Erziehung seiner Tochter vollendet und diese herangewachsen sei.

Er kam selbst, um sie abzuholen, und war außer sich

vor Entzücken, als er in ihr die jugendliche, voll erblühte Schönheit fand. Jetzt wurde in ihm der Stolz des Vaters rege, und ebenso, wie er sich früher nicht um die Tochter gekümmert hatte, begann er sie jetzt beinahe zu vergöttern.

Esther war in das Vaterhaus zurückgekehrt, und wehmüthige Empfindungen waren das Einzige, was sie bei dieser Heimkehr begrüßte. Ein ihr selbst unerklärliches Etwas hatte sie schon als kleines Kind daran verhindert, dem Vater voll zu vertrauen und mit herzlicher Liebe zu ihm aufzublicken. Sie hatte dann, als er sich Jahre lang nicht um sie kümmerte, diese Zurücksetzung wohl empfunden, und es war etwas wie Groll gegen den Vater in ihr aufgestiegen, ein Groll, der noch zunahm, als in der Jungfrau das Bewußtsein zum Durchbruch kam, daß die Mutter unglücklich durch den Vater gewesen sei.

Ja, Esther war sogar, seitdem sie sich wieder in dem ihr fremd gewordenen Vaterhause befand, ein gewisses Gefühl der Aengstlichkeit nicht los geworden, welches wuchs, als sie das Treiben ihres Vaters betrachtete. Dieser umgab sie wohl mit Luxus, beschenkte sie mit Geld und Schmucksachen und bat sie wiederholt, ihm jeden ihrer Wünsche zu äußern, um ihr dieselben zu erfüllen. Aber Esther fühlte sich trotzdem von Tag zu Tag einsamer, da sie gar keinen Verkehr hatte und der Vater sich Tage lang auf Reisen befand. Er empfing zwar viel Besuche, führte sie aber meist in sein Privatzimmer, seine „Arbeitsstube", wie er es nannte, wo dann Gespräche im Flüstertone geführt wurden. Aber diese Besuche kamen in später Abendstunde oder bei Nacht, und dieses geheimnißvolle Wesen

beunruhigte Esther auf's Neue. Warum trieb ihr Vater seine Geschäfte so heimlich, warum kamen seine Geschäftsfreunde nicht am hellen Tage?

Waren seine Geschäfte keine ehrlichen?

Feste Schritte, die vom Korridor her ertönten, kündeten endlich in später Abendstunde die Heimkehr Peiser's an. Er begrüßte seine Tochter mit einem Kuß auf die Stirn und las den Brief, der eingetroffen war, ohne daß er sich Zeit nahm, sich seines Ueberrocks zu entledigen.

Als Peiser so im vollen Lichte unter der Lampe stand, sah man, daß er ein untersetzter, kräftiger Mann von vielleicht fünfzig Jahren war. Er hatte den eigenthümlichen Typus der östlichen Juden, einen massigen, festen Gesichtsschnitt, in dem nur dem genauen Beobachter ein besonderer Zug zwischen Mund und Augen die orientalische Abstammung verrieth, blondes, volles Haar und einen röthlichblonden Bart. Als er dann den Brief zu sich gesteckt und den Ueberrock ausgezogen hatte, sah man, daß er einfach, aber solide in moderne Tracht gekleidet war.

Esther fragte ihn, ob er noch sein Abendbrod einzunehmen wünsche.

„Ah, ich vergaß," sagte Peiser plötzlich, „daß wir noch einen Gast haben, der draußen wartet. Er bleibt längere Zeit hier, aber er wird uns nicht weiter belästigen, denn er wird oben das Gastzimmer im Hausgiebel bewohnen, und das Essen wird ihm hinauf geschickt werden. Er ist ein Bocher*) und liebt die Einsamkeit."

---

*) Jüdischer Schriftgelehrter, Student.

Peiser hatte diese Worte, wie immer, deutsch zu seiner Tochter gesprochen, dann wandte er sich zur Thüre und rief in polnischer Sprache hinaus: „Bocher! Tretet ein!"

Esther sah unmittelbar darauf einen ungefähr fünfundzwanzigjährigen Mann im langen Kaftan, wie ihn die polnischen Juden tragen, eintreten. Die seidene Mütze behielt er nach jüdischem Brauch auf dem Kopfe, aber unter ihr wurde dunkelschwarzes Haar sichtbar, welches wie der kurz gehaltene Vollbart in fast bläulicher Schwärze erglänzte. Als Esther in das frische Gesicht des Fremden sah, leuchteten ihr ein paar dunkle Augen in solchem Feuer entgegen, daß sie erröthend ihre Blicke zu Boden schlug.

„Meine Tochter, Bocher! Sie vertritt hier die Hausfrau!"

Esther sah, wie sich der junge Mann im Kaftan mit einem Anstand verbeugte, den sie bei einem polnischen Juden bisher noch nicht gesehen hatte; dann hörte sie ihn in elegantestem Hochpolnisch sagen: „Ich preise die Stunde, in der ich die Herrin kennen lernte. Ich erweise ihr meine Ehrfurcht."

Seine Stimme hatte einen ganz entschiedenen Wohlklang, und die Sprache war frei von Näseln oder singendem Ton, wie er bei den Glaubensgenossen sonst üblich war.

Esther sah deshalb erstaunt auf und entdeckte, daß der Blick des Gastes voll auf ihr ruhte; sie sah ihn erröthen und ihr hastig einen Schritt näher treten, um ihr die Hand zu reichen.

Plötzlich aber hielt ihn Peiser zurück und erklärte: „Es

ist gut, es ist gut! Esther, laß etwas zum Abendbrod und eine Flasche Wein nach oben schaffen, der Gast hat Hunger und wir haben noch Manches zu besprechen!"

Das junge Mädchen entfernte sich nach einem stummen Gruß mit zur Erde gesenkten Blicken, und doch fühlte sie, wie die Augen des Fremden ihr folgten, sie fühlte, wie ihr Herz in einer plötzlichen Aufregung so rasch schlug, daß sie Beängstigungen empfand. Als sie eine Zeit lang das Zimmer verlassen hatte, wendete sich Peiser zu dem Gaste und sagte halblaut: „Herr Graf, Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie jetzt nichts als ein polnisch-jüdischer Bocher sind, der sich weder durch Reden noch Manieren verrathen darf."

„Ach, ich vergaß in der That," sagte der Fremde mit einer verzweiflungsvollen Geberde, „daß ich diesen Judenkaftan trage! O, wie weit ist es mit mir gekommen!"

„Hakkel jofe be itte!" *) entgegnete Peiser. „Sie sind jetzt in dem Judenkaftan sicherer, Herr Graf, als in dem Schnurenrock des polnischen Edelmanns."

„Wie lange wird diese Sicherheit dauern?" entgegnete der Gast und ließ sich ermüdet an dem Tische nieder.

„In diesem Hause sind Sie sicher," erwiederte Peiser. „Ich bin nur ein Jude und Sie sind der Herr v. Walewski, aber auch mir ist das Gastrecht heilig. Hier soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden, denn in dieser Verkleidung wird Sie hier Niemand suchen."

„Ich wollte Euch nicht beleidigen," sagte Walewski,

*) Alles zu seiner Zeit.

ihm die Hand reichend, „ich danke Euch für das, was Ihr gethan habt, und meine Mutter wird es Euch vergelten. So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich will nicht um meinetwillen leben, aber meine arme Mutter soll den letzten Walewski nicht unter der Knute sterben sehen. Und das wäre mein Loos, Ihr wißt es, Peiser! Ihr wißt auch, daß mich die preußischen Behörden ausliefern müssen, wenn sie mich entdecken."

„Haben Sie keine Sorge, Herr! Hier wird Sie Niemand suchen. Die Hauptsache ist die, daß Sie einige Wochen sich hier ruhig verhalten, bis der erste Alarm vorüber ist. Mit den Behörden des Ortes bin ich gut bekannt, ich werde Sie dort als meinen Verwandten anmelden, was Sie sich schon gefallen lassen müssen. Aber nun, Herr, kommen Sie, Sie werden müde sein."

Peiser zündete ein Licht an und brachte Walewski über den Korridor und die Treppe hinauf nach dem einfach möblirten Giebelstübchen, wo bereits das von Esther beorderte Essen stand.

„Verschließen Sie die Thüre," sagte Peiser, „sobald ich gegangen bin. Sie sind hier ungestört, aber man kann nicht vorsichtig genug sein. Es darf Sie womöglich Niemand von meinen Gästen sehen. Gegen Abend können Sie stets einige Zeit in dem Garten hinter dem Hause spazieren gehen, aber halten Sie sich dicht an der Mauer und vermeiden Sie es, mit meinen Leuten zu sprechen. Ich bin vielleicht morgen erst gegen Abend wieder zu Hause, da ich den Tag über in Geschäften fortbleibe, bis dahin überlegen Sie sich, ob Sie besondere Wünsche haben, die

ich Ihnen erfüllen kann. Essen wird Ihnen heraufgeschickt werden. Zeigen Sie sich am Tage nicht zu viel hier am Fenster. Nun gute Nacht!"

„Gute Nacht, Peiser! Ich danke Euch!"

Peiser ging wieder hinab, indem er das Licht im Zimmer des Gastes zurückließ. Er fand im Wohnzimmer die Tochter.

„Du kannst zur Ruhe gehen, Esther!" erklärte er. „Ich werde nichts genießen, ich habe vor einigen Stunden schon gegessen und habe jetzt noch zu arbeiten."

„Gute Nacht!" sagte Esther und bot dem Vater die Stirn zum Kuß; dann verließ sie das Zimmer. Bevor sie die Thüre öffnete, zögerte sie noch einen Augenblick, als wolle sie zu ihrem Vater zurückkehren; sie besann sich aber und ging stumm hinaus.

Peiser schritt in dem Zimmer noch eine Zeit lang auf und ab, er zog den Brief hervor, den er bei der Heimkunft von der Tochter empfangen hatte, dann sah er wiederholt nach der Uhr und verlöschte endlich die Lampen. Hierauf begab er sich mit dem Licht über den Korridor in seine „Arbeitsstube", die für seinen privaten Gebrauch bestimmt war und in welcher er auch immer seine Besuche empfing. Hier überzeugte er sich erst davon, daß die Fensterläden dicht verschlossen und die Fenster außerdem dicht verhangen waren, so daß kein Lichtstrahl hinausdringen konnte. Dann setzte er das Licht auf die Platte des alterthümlichen Schreibsekretärs, welcher in der Ecke in der Nähe des Fensters stand.

Der Raum war mit alterthümlichem Hausrath an=

gefüllt, die lederüberzogenen Stühle waren etwas schadhaft, die Roßhaarpolsterung quoll aus ihnen hier und da heraus und die geschweiften und mit Messingbeschlägen versehenen Kommoden und Schränke hatten vom Alter den Glanz ihrer Politur verloren. Einen merkwürdigen Kontrast mit diesen Möbeln bildete ein rothseidener, mit goldenen Fransen besetzter Vorhang, der eine Ecke des Zimmers abschloß. Hinter diesem Vorhang befanden sich die Thorarollen, die Peiser als Vorsteher der Synagogengemeinde in Verwahrung hatte.

Die heiligen Gesetzrollen, in denen die zehn Gebote enthalten sind, welche Lug und Trug verbieten, in diesem Zimmer! Der Gegensatz war noch schlimmer, als zwischen dem rothen Vorhang und dem alten Mobiliar.

Peiser verschloß sorgfältig auch die Thüre, die zum Korridor führte, dann ließ er sich auf den alten Lehnstuhl nieder, der vor dem Schreibtische stand. Aus seinem Rock zog er ein Päckchen, dem er nach längerem Suchen zwei buntbedruckte Papierstücke entnahm. Er legte dieselben auf der Schreibtischplatte nieder und holte aus einer Schublade ein Vergrößerungsglas hervor, dessen Hornfassung er in das rechte Auge klemmte. Dicht über die Tischplatte gebeugt, begann er nun durch das Glas die beiden Papiere auf das Sorgfältigste zu prüfen. Die anstrengende Arbeit, bei der er mit solcher Gewissenhaftigkeit verfuhr, daß kein Pünktchen seiner Aufmerksamkeit entging, verursachte ihm übrigens augenscheinlich keine Mühe, und seine Augen schienen sich noch einer vortrefflichen Sehkraft zu erfreuen, um bei Licht solche Arbeit vorzunehmen.

Mitternacht war schon seit längerer Zeit vorüber, als Peiser aufhorchte. Von der Rückseite des Hauses her tönte Hundegebell. Dasselbe wiederholte sich dreimal hinter einander und klang eigenthümlich tief, als wäre es von einer Menschenstimme nachgeahmt.

Peiser schloß die Gegenstände fort, mit denen er sich so lange beschäftigt hatte, dann verließ er lautlos sein Zimmer, schlüpfte über den Korridor und öffnete die Hinterthüre. Sofort löste sich von dem dunklen Schatten der Gartenmauer eine Gestalt ab und kam über den Hof gehuscht, der von schwachem Mondlicht matt erleuchtet war. Peiser öffnete ihr die Thüre und verschloß dieselbe dann leise wieder.

Als er mit dem heimlichen Gaste wieder in sein Zimmer trat, nahm dieser erst den tief in die Augen gezogenen Hut ab und zeigte sein scharfgeschnittenes, bartloses Gesicht, dessen Stirn sich in zahllose, mit den Augenbrauen gleichlaufende Falten zusammenzog. Er trug eine ähnliche Kleidung wie Peiser und schien sich bei diesem wie zu Hause zu betrachten, denn er warf den Ueberzieher, dessen Kragen er hoch aufgeschlagen hatte, ab und nahm ungenirt Platz.

„Ich erwartete Euch," sagte Peiser, „denn ich habe Euren Brief noch heute Abend erhalten; fast hättet Ihr mich nicht getroffen, denn ich war außerhalb."

„Und brachtet einen neuen Gast in Euer Haus!" setzte der Fremde mit höhnischem Lächeln hinzu.

Peiser sah ihn eine Zeit lang an, sein Gesicht verfinsterte sich, dann sagte er mit heiserer Stimme: „Koppen-

hagen! Ihr belauert meine Schritte. Was soll das heißen? Ziemt sich das für einen Chawer?*) Was soll diese Feindseligkeit?"

„Schlimm genug, wenn Ihr es für Feindseligkeit haltet! Euer Gewissen scheint doch auch mir gegenüber nicht so ganz rein zu sein!" entgegnete Koppenhagen mit höhnischem Lächeln, dann verschwand dieses, und er erklärte ernst: „Ihr braucht keine Furcht vor mir zu haben, Peiser! Ich habe Euch nur zeigen wollen, daß ich meine Aufpasser habe, und daß keiner Eurer Schritte mir verborgen bleibt. Vielleicht dient Euch das zur Warnung, und Ihr erinnert Euch meiner Aufpasser, wenn Ihr einmal unehrlich an mir handeln wollt. Aber lassen wir das, was sagt Ihr zu den neuen Dingern?"

„Ich untersuchte sie eben," entgegnete Peiser, „als Ihr kamt! Es ist noch nicht Alles gelungen; es sind noch Fehler vorhanden, die zu sehr auffallen!"

„Das wird Alles besser werden! Alle Vorbereitungen sind getroffen. Aber nun die Verwerthung, das ist Eure Sache, Peiser! Ihr habt Versprechungen gemacht, und im Vertrauen auf Euch haben wir diese Versuche angestellt, nun zeiget, was Ihr könnt!"

„Ihr sollt sehen, was Peiser kann!" entgegnete der Jude lächelnd. „Ich habe den Mann schon da, den wir brauchen. Da oben schläft er, der, den ich heute Abend in mein Haus brachte. Ihr sollt sehen, was das für ein vortrefflicher Agent wird!"

*) Genossen.

„Ihr habt ihn eingeweiht?“ fragte Koppenhagen auffahrend.

„Haltet Ihr mich für ein Kind?“ fragte Peiser zurück. „Glaubt Ihr, ich sei um meinen Verstand gekommen? Ich sage Euch, er wird unseren Zwecken dienen, ohne daß er es weiß. Ihr seht mich ungläubig an, aber ich sage Euch, Peiser ist klüger, als Ihr denkt, und wenn Ihr ihn auch durch Eure Freunde belauschen lasset, erfahret Ihr doch nicht Alles, was er denkt! Haha! Aber Ihr sollt es erfahren, Alles erfahren, in wenigen Tagen!“

„Ich weiß, daß Ihr ein schlauer Fuchs seid,“ bemerkte Koppenhagen, und sein Gesicht sah etwas freundlicher aus, „deshalb eben hüte ich mich vor Euch, und traue Euch nur, so weit ich Euch sehe! Aber nun zur Hauptsache, ich brauche Geld, ich muß an die Chawrusse*) Zahlungen machen!“

„Ihr sollt es haben! Wieviel braucht Ihr?“

„Zweitausend Thaler!“

„Gut! Ich werde das Geld zurechtmachen, seht Euch hier die Rechnungen an. Da ist besonders eine von unserem Agenten aus Berlin, die wird Euch Freude machen. Seht Euch einmal die Posten an. Taschentücher 800 Thaler, wollene Waaren 1000 Thaler, wollene Stoffe 2000 Thaler. — Was? — Die Wolle ist gut! Mit der Wolle ist ein Geschäft zu machen! Hahaha!“ Peiser stieß ein halblautes, absatzweises Gelächter aus.

Koppenhagen prüfte inzwischen einige Rechnungen, wäh-

*) Gesellschaft.

rend Peiser einem alten Portefeuille Kassenscheine entnahm und vor dem Gaste aufhäufte.

„Zählt nach!“ sagte er dann.

Koppenhagen prüfte sorgfältig jeden Kassenschein, indem er ihn gegen das Licht hielt und sich das Wasserzeichen ansah, auch hier und da Vorder- oder Rückseite untersuchte.

Peiser sah ihm lächelnd zu und bemerkte endlich: „Sie sind echt, die Scheine, Ihr könnt Euch darauf verlassen!“

„Ich verlasse mich Euch gegenüber auf gar nichts!“ entgegnete Koppenhagen und packte endlich die Scheine ein. „In einigen Tagen kommt Balmach mit seinem Kahn an. Ihr müßt mit ihm sprechen, denn er bringt wichtige Nachrichten. Ich komme auch hin, denn es ist Jahrmarkt, und es kann daher nicht auffallen, wenn wir uns begegnen! Nun laßt mich hinaus, damit ich noch vor Morgen zu Hause bin!“

Koppenhagen hatte seinen Ueberzieher angezogen und den Hut wieder tief in die Augen gedrückt. Er verließ mit Peiser das Zimmer; die zum Hofe führende Hausthüre knarrte leise, dann huschte eine Gestalt über den Hof und verschwand im Dunkel des Gartens. Bald darauf hörte man das Geräusch eines abfahrenden Wagens.

Esther hatte, hinter dem halbgeöffneten Fensterladen verborgen, den nächtlichen Gast kommen sehen und war auf ihrem Lauscherposten verblieben, bis er in seiner geheimnißvollen Weise das Gehöft wieder verließ. Als sie den Wagen davonfahren hörte, warf sie sich neben ihrem Bett nieder, um ihr Schluchzen in den Kissen desselben zu ersticken.

2.

In dem ungefähr eine Meile von N. entfernten Dorfe Rudow saß in dem Wirthshause, welches nicht wie sonst zumeist in jener Gegend eine verfallene Bauernhütte, sondern ein massives, noch neues Gebäudes war, ein Hausirer, der vor kurzer Zeit erst müde und staubbedeckt angekommen war, seinen Packen abgeworfen und ein Glas Bier gefordert hatte. Er schien sehr erschöpft, denn er schlief erst eine Zeit lang, soweit das die Stubenfliegen zuließen, und gab so der jungen Wirthin, die allein zu Hause war und mit dem Strickstrumpf hinter dem Schenktische saß, Gelegenheit, ihn näher zu betrachten.

Er war ein mittelgroßer, aber sehr kräftig gebauter, vielleicht vierzigjähriger Mann, mit braunem Vollbart und sonnengebräuntem Gesicht, wie es Hausirer, die beständig auf der Straße sind, zu haben pflegen. Seine Kleidung war einfach und aus groben Stoffen hergestellt, seine Schuhe derb und kräftig gearbeitet. Der mächtige Knotenstock, der an seinem nicht allzu großen Packen lehnte, bewies, daß der Besitzer seine Geschäftswege wohl meistentheils zu Fuß mache.

Der Eintritt einer dritten Person weckte den Schlafenden.

Der Neueingetretene war ein auffallend blasser Mann, von höchstens fünfunddreißig Jahren, der in seiner ganzen Haltung eine gewisse Gedrücktheit, sei es von Krankheit, sei es von Kummer, zeigte und selbst eine unverkennbare Mattigkeit in der Stimme hatte.

„Ist Herr Koppenhagen zu Hause?“ fragte er die Wirthin.

„Nein, Herr Wolf,“ entgegnete diese, „Herr Koppenhagen ist schon seit zwei Tagen fort, ich glaube nach Rußland, um Vieh zu kaufen, und wird erst heute Abend zurückkehren, vielleicht auch erst morgen, genau weiß ich es nicht!“

„Dann werde ich morgen wieder nachfragen!“

„Thun Sie das. Wie geht es Ihrer Frau?“

Wolf zuckte die Achseln, und sein Gesicht wurde noch trübseliger als zuvor.

„Wie es war, so bleibt es!“ entgegnete er. „Keine Besserung und keine Verschlimmerung. Sie steht auf und legt sich wieder hin. Gestern war sie auf eine Stunde aus der Stube, aber es ist ihr nicht gut bekommen. — Adieu! Ich muß zu ihr, denn sie ist allein.“

„Ich wünsche ihr gute Besserung!“

„Ich danke!“

Wolf verließ die Schenkstube, und die Wirthin sah nach dem Gast, der dem Gespräch zugehört hatte und die junge Frau jetzt wie fragend anschaute. Diese fühlte sich deshalb veranlaßt, ihm zur Erklärung zu sagen: „Armer Teufel, der Mann! Hat eine junge Frau, die schon seit vielen Monaten krank ist und sich nicht erholen kann. Auch das Geschäft geht wohl bei ihm nicht gut, er sieht so vergrämt aus!“

„Ist der Mann Kaufmann?“

„Wie man's nimmt! Er ist für den Herrn Koppenhagen beschäftigt, nach dem er fragte, einen Kommissionär,

der viel Geschäfte in Getreide und Vieh von Rußland und Oesterreich her vermittelt."

„Und dieser Kommissionär wohnt hier im Orte?"

„Ja, bei uns oben, er hat hier sein Absteigequartier und bleibt manchmal Wochen lang bei uns, wenn er in der Umgegend zu thun hat. Er hat eines von unseren Gastzimmern gemiethet."

„Sie haben Gastzimmer?"

„Ja, mehrere schöne, freundliche Zimmer!"

Der Hausirer machte eine Pause, dann sagte er: „Wenn ich wüßte, daß ich Geschäfte machte, würde ich mich auch für einige Zeit hier festsetzen, aber ich kenne die Gegend noch gar nicht!"

„Womit handeln Sie?" fragte die Wirthin.

„Mit Frauenhaaren! Ich kaufe Frauenhaare für ein großes Geschäft in Berlin, ich verkaufe aber auch gleich hier Haare, wenn ich gerade passende Farben habe und solche gewünscht werden. Allerdings," setzte er lächelnd hinzu, „wer solch' schönes Haar hat, wie Sie, junge Frau, bedarf keiner falschen!"

Die Wirthin erröthete über die Schmeichelei, aber sie schien doch von derselben angenehm berührt zu sein, denn sie wurde noch freundlicher und sagte: „Vielleicht machen Sie gute Geschäfte, denn soviel ich weiß, sind hier noch gar keine Haarhändler in der Gegend gewesen, und unsere Arbeiterinnen und Bauersfrauen wissen gar nicht, daß ihre Haare Geld werth sind."

„Das wäre ja sehr gut für mich," erwiederte der Hausirer, „und was Sie mir da sagen, macht mir große

Freude, denn ich darf daraus schließen, daß ich dann hier sehr billig einkaufen kann. Vielleicht miethe ich mich doch bei Ihnen ein!"

„Sie können sich ja die Zimmer einmal ansehen, es macht ja weiter keine Umstände."

Die Wirthin rief zu ihrer Stellvertretung das Dienstmädchen nach dem Schankzimmer und ging mit dem Hausirer nach dem oberen Stockwerk, wo auf jeder Giebelseite zwei Zimmer lagen. Der Hausirer wählte dasjenige, welches neben dem des Kommissionärs lag, wurde mit der Wirthin handelseinig, zahlte das Geld für eine Woche im Voraus, sagte der Wirthin, daß er Rothmann heiße, und holte dann seinen Packen und Knotenstock herauf, um sich häuslich einzurichten.

Als er sich allein sah, prüfte er erst sorgfältig das Fenster, untersuchte, was und wie weit man von ihm aus sehen, und ob man vielleicht durch dasselbe beobachtet werden könne. Dann untersuchte er das Schloß der Thüre und schob endlich den inneren Riegel vor. Er schnürte seinen Packen auf und entnahm demselben eine Landkarte, auf welcher einzelne Ortschaften roth und blau unterstrichen waren. Dann entnahm er demselben ferner ein elegantes Etui mit blankpolirten, zierlichen Stahlwerkzeugen und machte sich an der Thüre zu schaffen, die zwischen seinem und dem Zimmer des Kommissionärs sich befand, und vor welcher ein Waschtisch stand. Mit großer Geschicklichkeit trieb er mit einem feinen Bohrer ein Loch durch die Thüre, schüttelte indeß unwillig den Kopf, als er entdeckte, daß sich durch das Loch nichts sehen ließ,

weil wahrscheinlich im anderen Zimmer ein Schrank vor der Thüre stand.

Rothmann blieb in seinem Zimmer eifrig mit Schreiben beschäftigt und ging nur noch des Abends nach der Wirthsstube hinunter, wo er auch in später Stunde noch Koppenhagen traf, den er jedoch gar nicht zu beachten schien.

Am nächsten Morgen begab sich Rothmann auf seinen Hausirhandel mit Haaren, und als er am Abend zurückkehrte, theilte er der Wirthin mit, daß er mit seinem Geschäft recht zufrieden sei und wohl für längere Zeit seinen Aufenthalt in Rudow nehmen würde.

Die Behauptung, daß er gute Geschäfte gemacht habe, stand merkwürdiger Weise mit der Wahrheit durchaus im Widerspruch. Er hatte so gut wie nichts erhandelt.

Er zeigte sich übrigens als einen sehr bescheidenen, stillen Menschen, der Abends regelmäßig ermüdet von seinen Geschäftsgängen zurückkam, und insbesondere die Neugier nicht zu kennen schien, denn er kümmerte sich grundsätzlich um Niemanden. Er sprach nur, wenn er gefragt wurde, und wenn er in der Schenkstube saß, schien er immer in tiefe Gedanken versunken zu sein, oder machte Aufzeichnungen in seinem Notizbuch.

Koppenhagen, der jetzt wieder häufig sein Absteigequartier benutzte und oft mit Wolf verkehrte, hatte in der ersten Zeit den Hausirer mißtrauisch betrachtet und ihn auch wohl genau beobachtet, schien sich aber bald von seiner Harmlosigkeit überzeugt zu haben.

So mochte sich Rothmann wohl schon zehn Tage in

Rudow aufgehalten haben und war eines Morgens wieder mit seinem Packen ausgezogen, als er von einem Bauernwagen überholt wurde, auf welchem Koppenhagen und Wolf saßen. Rothmann bemerkte sie anscheinend gar nicht. Als sie aber seinem Gesichtskreise entschwunden waren, machte er plötzlich Kehrt und ging nach Rudow zurück.

Gleich am Eingang des Dorfes lag das Häuschen, in welchem Wolf wohnte. Hier klopfte Rothmann an, und ein kleines polnisches Mädchen von ungefähr zwölf Jahren ließ ihn ein, nachdem er gesagt, daß er Frau Wolf zu sprechen wünsche.

Er wurde in ein niedriges, dürftig ausgestattetes Gemach mit kleinen Fenstern gewiesen, in welchem auf einem Bett halb aufgerichtet eine junge, aber wie es schien kranke Frau angekleidet lag. Rothmann machte ihr eine Offerte betreffs Ankauf von Haaren.

Die Kranke lächelte matt und entgegnete: „Ich danke Ihnen. Ich bin krank und werde wohl kaum von diesem Bette wieder aufstehen. Was soll ich mit diesem Schmuck, für den ich doch keine Verwendung habe?"

Rothmann fand, daß die Frau eine trotz der Mattigkeit und Schwäche wohltönende Stimme hatte und daß ihre Sprache eine gewisse Bildung verrieth. Er hatte sich während der wenigen Momente, die er im Zimmer war, umgesehen und in einer Ecke ein Regal mit Werkzeugen bemerkt, die ihm des näheren Betrachtens werth schienen.

Um daher irgend einen Vorwand zu haben, länger zu

bleiben, machte er ein theilnahmvolles Gesicht und sagte: „Sie sind krank, wie Sie mir sagen? Nun, ich will Sie nicht drängen, mir etwas abzukaufen, aber ich möchte Ihnen doch rathen, nicht daran zu verzweifeln, daß Sie wieder genesen; das muß man nie thun. Das beste Heilmittel für jeden Kranken ist die Hoffnung. Glauben Sie mir nur, ich habe viele Kranke gesehen, die lediglich durch die Hoffnung wieder gesund geworden sind."

Rothmann hatte absichtlich einen recht liebenswürdigen Ton angeschlagen und sich mit seiner Berechnung nicht geirrt. Die Frau, welche wohl zumeist auf die Gesellschaft des kleinen Mädchens angewiesen war, hatte augenscheinlich das Bedürfniß, mit einem Menschen zu sprechen, der noch dazu ein Interesse für sie zeigte, und antwortete daher: „Sie haben Recht, aber es handelt sich bei mir um kein körperliches Leiden. Ich habe sehr schwere Schicksalsschläge zu ertragen gehabt, und meine ganze Kraft ist wie gebrochen. Ich bin gemüthskrank gewesen, und war früher auch eine Zeit lang, als wir in besseren Verhältnissen lebten, in einer Anstalt. Ich wurde dann wieder gesund und habe auch den anderen Schicksalsschlägen, die uns trafen, widerstanden. Dafür aber ist mein Körper jetzt sehr angegriffen!"

„Sie wohnten früher in einer größeren Stadt?" fragte Rothmann leichthin.

„Ja," entgegnete die Frau, „in Berlin. O, ich wünschte, wir wären wieder dort. Aber dieser Wunsch ist thöricht. Wir sind hier an die Scholle gebunden, und es ist besser, man behilft sich hier kümmerlich, als daß man sich in die

Gefahr begibt, in Berlin zu verhungern und zu Grunde zu gehen."

„Ja, ja, es ist schwer, in der großen Stadt sein Auskommen zu finden, wo sich Keiner um den Anderen kümmert, und Jeder auf sich selbst angewiesen ist. Ich wünsche Ihnen gute Besserung! Wenn Sie einmal irgend welchen Bedarf haben sollten, so erinnern Sie sich meiner, ich wohne hier im Dorfwirthshause und bleibe wohl noch einige Zeit hier!"

Er verließ die Kranke und dann das Dorf.

Im nächsten Orte kehrte er im Wirthshause ein und schrieb auf einen Zettel:

„Erbitte genaue Auskunft über einen gewissen Wolf, noch junger Mann, verheirathet, bis ungefähr vor einem Jahre in Berlin. Einwohnermeldeamt wird wissen, daß er nach Rudow verzogen ist. War er vielleicht Graveur? Geheime Mittheilung."

Rothmann steckte diesen Zettel in einen Briefumschlag, auf dem bereits eine Adresse geschrieben war, und begab sich dann direkt nach N., um den Brief selbst in den Postbriefkasten des gegen Mittag durchkommenden Eisenbahnzuges zu werfen.

3.

Esther saß mit einer Handarbeit am Fenster des Wohnzimmers, während trübe Gedanken ihr Inneres erfüllten und bange Ahnungen sie quälten.

Seit der nächtliche Gast zum letzten Male bei ihrem Vater sich eingestellt hatte, waren drei Tage verflossen, in

denen Esther beständig darüber nachdachte, was wohl der geheimnißvolle Besuch bei dem Vater vorhabe.

Sie dachte zunächst an Schmuggel; denn dieser wird in jener Gegend, die an zwei Grenzen liegt, sehr stark getrieben, und zwar nicht etwa nur von gewöhnlichen Leuten. Wie überall an Landesgrenzen, gilt auch der Schmuggel hier nicht für ein Verbrechen, sondern für eine Art erlaubten kleinen Krieges, den man mit den Zollbehörden des eigenen und des anderen Landes führt. Auch Esther kannte diese Anschauungen, und in dem galizischen Institut, in dem sie erzogen worden war, hatten ihr Altersgenossinnen ohne Scheu erzählt, welch' große Summen ihre Väter durch den Schmuggel oder, wie es an jener Grenze heißt, durch das „Schwärzen" erworben hatten.

Es lag in Esther's Charakter, daß sie solch' unehrlichen Erwerb nicht billigen konnte, selbst wenn der Vater ihn trieb, daß sie vielmehr auf das Peinlichste von dem Gedanken geängstigt werden mußte, ihr Vater belaste sein Gewissen beständig mit Verbrechen, und der Luxus, der sie umgab, sei mit unehrlich erworbenem Gelde bezahlt.

Und gab es denn nicht auch schwere Gefahren, die jeden Augenblick hereinbrechen konnten? Alle diese Schmuggelgeschäfte kamen doch über kurz oder lang immer zu Tage und brachten für die Betheiligten Schande, Vermögensverlust, Gefängniß.

Ihr Vater im Gefängniß! Ihre Kindesliebe wallte auf, und sie dachte an die Schande, die Schande!

Wie gern hätte sie sich ihrem Vater zu Füßen geworfen und ihn beschworen — ja, um was denn beschworen?

Sie hatte ja nur Vermuthungen, vage Vermuthungen. Vielleicht war sie zu ängstlich, vielleicht ließ sie sich von ihrer neuen Umgebung, von ihrer Abgeschlossenheit zu sehr beeinflussen und machte sich unnütze Sorgen. O, wie sehnte sie sich nach einem Herzen, bei dem sie sich hätte Rath und Hilfe holen können!

Wenn Esther aber auch anstatt der ängstlichen Vermuthungen sicheren Anhalt über das Treiben ihres Vaters gehabt hätte, woher sollte sie den Muth nehmen, ihn gewissermaßen zur Rede zu stellen? Der Hausherr ist in jenen jüdischen Familien der unumschränkte Herrscher, wenn er will: ein Tyrann. Sein Wille allein gilt; seine Anordnungen allein sind Gesetz! Und wer die Ehrfurcht gegen ihn vergäße, wer sich sogar vermessen würde, ihm den Gehorsam in irgend einem Punkte zu verweigern, verginge sich nicht nur gegen die Pietät, sondern auch gegen die Religion, gegen das Gesetz Gottes, der wäre ein Verworfener, ein Abtrünniger. Der Hausherr trägt für gewöhnlich allein die Sorgen für Geschäft und Vermögenserwerb, oder wird nur unterstützt von den erwachsenen Söhnen. Frau und Töchter haben sich nur um das Hauswesen zu kümmern; man behandelt sie mit viel Liebe und Aufmerksamkeit, erfüllt alle ihre Wünsche nach Putz und Luxus, aber sie sind doch minderwerthige Familienmitglieder. Sie haben gar keine Stimme im Familienrath, sie haben nur zu gehorchen. Selbst nach dem Tode des Vaters wird nicht etwa die Mutter, sondern sofort der älteste Sohn, wenn er einigermaßen herangewachsen ist, das unbestrittene Familienoberhaupt.

In solchen Traditionen war auch Esther erzogen worden. Wenn auch ihre Mutter den mächtigen Trieb nach Bildung in das Kind gelegt hatte, so daß dieses alle ihre Genossinnen überflügelte, und die Jungfrau jetzt für jene Verhältnisse eine ungewöhnlich hohe Bildung besaß, konnte sie sich doch von den Eindrücken der Jugend nicht frei machen. War doch für sie der Vater der unnahbare Herr seines Handelns und auch — ihres eigenen Willens.

Ja gewiß, auch ihres Willens! Sie wußte, daß sie dem Vater blind gehorchen würde in allen Dingen, und sie ahnte, daß sie ihren Gehorsam vielleicht bald würde bethätigen müssen.

Der Vater hatte sie aus dem Institut nach Hause gebracht, nicht um sie da zu behalten, sondern um sie, dem allgemeinen Gebrauch der Religionsgenossen folgend, jedenfalls schon bald zu verheirathen. Das konnte sich Esther schon denken, als sie das Institut verließ.

Sie war achtzehn Jahre, ein ziemlich „hohes" Alter für Verhältnisse, in denen die früh entwickelten Mädchen vielfach schon mit fünfzehn oder sechzehn Jahren heirathen. Es war deshalb wohl anzunehmen, daß der Vater ihr eines Tages mittheilen würde, daß er einen Schwiegersohn ausgewählt habe, dessen Frau sie dann innerhalb weniger Tage werden mußte, nachdem sie den ihr bestimmten Gatten vielleicht nur einmal vor der Trauung gesehen hatte. Gewiß, der Vater würde so handeln, genau so handeln, wie seine Religionsgenossen, und Esther betrachtete das, was ihr bevorstand, so sehr wie eine

Schicksalsfügung, daß auch kein Gedanke in ihr aufstieg, sie könne sich dagegen wehren, wie eine Waare verhandelt zu werden.

Allerdings, sie hatte erfahren, daß es eine Liebe gebe. Die polnischen und französischen Klassiker, die sie genau kannte, berichteten ja beständig von Liebe zwischen Mann und Weib. Aber diese Liebe war wohl nur für Leute bestimmt, die sich in anderen Verhältnissen befanden, als Esther. Sie kannte keine Liebe, sie kannte ja nicht einmal Jemanden, welcher der Gegenstand solcher Liebe hätte sein können, wie die Dichter sie schilderten.

Ein leises Klopfen ertönte an der Thüre, und Esther nahm hastig die Handarbeit auf, die sie während des Nachdenkens hatte in den Schoß sinken lassen.

Baruch trat ein und näherte sich mit seinen leisen, katzenartigen Tritten dem jungen Mädchen. Sein Gesicht verrieth im Gegensatz zu dem sonstigen blöden Ausdruck eine gewisse Spannung, und seine Gedanken schienen von irgend etwas Großartigem so in Anspruch genommen zu sein, daß er sogar das Zählen seiner Finger vergaß.

Mit einem Grinsen, das halb abstoßend und halb komisch war, deutete er erst nach der Thüre, dann nach oben, beugte seinen Oberkörper weit vor und zischte zwischen den Zähnen hervor das eine Wort: „Goj!“

Esther sah ihn erstaunt an und fragte dann in dem freundlichen Tone, in dem sie stets mit dem Unglücklichen zu verkehren pflegte: „Was gibt es, Baruch? Was hast Du denn?“

„Goj! der da oben!" antwortete Baruch mit denselben Grimassen wie vorhin, „kein Bar Jisroel." *)

„Du meinst den Fremden, Baruch?"

Der Krüppel nickte energisch mit dem Kopfe und erklärte: „Baruch wollte den großen Bocher sehen — in der Thür ist eine Spalte — Baruch kann hindurchsehen — oben ist der Fremde — er geht auf und ab — er macht so mit den Händen — er weint — er betet wie ein Goj! Puhu! Goj! Goj!"

Baruch gab seinem Abscheu über den Nichtjuden, den er belauscht hatte, energischen Ausdruck, wenn auch in seiner komischen Weise. Für ihn mußte allerdings das Beten nach christlichem Gebrauch mit Kreuzschlagen und Händefalten der Inbegriff aller Abscheulichkeit sein.

„Du sollst nicht an den Thüren horchen, Baruch!" verwies ihn Esther sanft. „Du weißt, daß man das nicht soll. Der Vater hat es Dir streng verboten!"

Baruch machte eine wegwerfende Geberde. „Der Balbajis hat es Baruch verboten — er schlägt Baruch — aber Baruch fürchtet sich nicht vor ihm — gar nicht, gar nicht — hahaha! — Mag er Baruch schlagen — Baruch ist klug — Baruch weiß, daß der Fremde ein Goj ist — der Balbajis weiß es nicht!"

„Du sollst auch mit Niemandem darüber sprechen! Hörst Du!"

„Esther will es nicht?"

*) Sohn Israel's.

„Nein, ich will es nicht, und ich will Dich lieb haben, wenn Du schweigst!"

Baruch näherte sich Esther noch mehr, er haschte einen ihrer Kleiderzipfel und küßte ihn, dann lachte er. „Esther will es nicht — Baruch thut es nicht. Nein, Baruch thut es nicht — Baruch thut Alles, was Esther will!"

„Du bist ein guter Mensch, Baruch!" sagte Esther und reichte ihm die Hand. Aber der Krüppel wagte es nicht, diese kleine, weiße Hand zu ergreifen. Mit seinen braunen, langen Fingern berührte er vorsichtig ihren Handrücken, dann küßte er entzückt seine eigenen Fingerspitzen, stieß ein freudiges Kreischen aus und eilte zur Thüre hinaus.

Das junge Mädchen war mit ihren Gedanken wieder allein, die jetzt nach einer anderen, als der vorigen Richtung gingen und sich mit dem Fremden beschäftigten. Ein gewisses Interesse hatte der Fremde ja bei ihr schon durch die erste Begegnung erregt. Seine männliche Schönheit, sein Anstand, und vor Allem, daß er bei der ersten Begegnung zeigte, welchen Eindruck ihre Erscheinung auf ihn gemacht hatte, das Alles zusammen mußte auf sie wirken, oder sie wäre kein Weib gewesen.

Nun kamen aber noch neue Momente hinzu: den Fremden umgab ein Geheimniß. Der Vater hatte ihn als Glaubensgenossen, als einen jungen Schriftgelehrten bezeichnet, und das war der Fremde nicht. Warum dieses Geheimniß? War der Fremde ein Genosse der heimlichen Thaten des Vaters?

Warum hatte doch nur gerade dieser Gedanke etwas so sehr Peinliches für Esther?

Der Fremde war unglücklich! Baruch hatte ihn in seiner Einsamkeit die Hände ringen und weinen gesehen. Das weibliche Mitgefühl in Esther wurde rege und der Fremde trat ihr gewissermaßen näher. War er nicht unglücklich wie sie? Drückte ihn nicht anscheinend schweres Herzeleid wie sie?

— — — — — — — — — — — —

Peiser hatte seinen Gast nur an einigen Abenden auf kurze Minuten besucht und sich nach seinen Wünschen erkundigt. Herr v. Walewski hatte um nichts als Lektüre gebeten, um polnische oder französische Werke, und Esther hatte ihm auf Veranlassung des Vaters aus ihrer kleinen Bibliothek von Klassikern einige Bände durch Baruch hinauf geschickt, wobei Baruch auf der Treppe die Dunkelheit benützt hatte, um die Bücher andächtig zu küssen, weil sie von Esther stammten, und nach der Thüre des Gastes mit der Faust zu drohen, weil dieser die Anmaßung besaß, in jenen Büchern lesen zu wollen.

Heute Abend indeß kam Peiser früher als sonst nach dem Zimmer Walewski's herauf. Er begrüßte den Gast halb unterwürfig und setzte sich erst nieder, nachdem ihn dieser wiederholt dazu aufgefordert hatte.

„Ich will den Herrn nicht belästigen mit meiner Gegenwart!“ erklärte er, worauf aber sein Gast eilig entgegnete:

„Ihr belästigt mich ganz und gar nicht! Im Gegentheil, ich freue mich, wenn ich mit Jemandem

sprechen kann. Ihr glaubt nicht, wie peinlich dieses Allein-sein ist!"

„Ich würde dem Herrn öfter Gesellschaft leisten, wenn er so freundlich ist, mit einem armen Juden vorlieb zu nehmen, aber meine Geschäfte erlauben es nicht. Ich muß mich plagen und muß sorgen, um Geld zu verdienen, und kann mir keine Ruhe gönnen. Ich bin ein armer Mann und muß meine Zeit ausnutzen."

„Ich glaube es, und um so mehr bin ich Euch zu Dank verpflichtet, daß Ihr meine Befreiung gewagt habt, obgleich Ihr mich persönlich gar nicht kanntet."

„Das war nicht nöthig. Kannte ich doch den seligen Vater des Herrn Grafen und kenne die gnädige Frau Gräfin. Ich stamme aus Galizien. Ich bin als junger Mann über die Grenze in's Preußische gegangen und habe mich hier angesiedelt. Aber als ich von der gnädigen Frau die Nachricht erhielt, daß ich den einzigen Sohn retten sollte, habe ich keinen Augenblick gezögert. Ich weiß nicht einmal, warum der Herr Graf fliehen und warum ich ihn über die Grenze bringen mußte."

„Ihr werdet von einem Walewski nicht glauben, daß er etwas begangen hat, dessen er sich schämen müßte. Ich kann es Euch sagen, was mein Unglück gewesen ist. Ich bin auf der Militärakademie zu Warschau erzogen und als Offizier in eines der Petersburger Garderegimenter gestellt worden. Hier wurde ich eines Tages arretirt und mir der Prozeß gemacht, weil einige meiner Jugendfreunde und Genossen von der Akademie bei einer Verschwörung zur Befreiung Polens vom russischen Joche ergriffen

wurden. Man fand bei zweien von ihnen Briefe von mir, Privatbriefe unschuldiger Natur, aber man glaubte aus diesen Briefen einen anderen Sinn herausfinden zu müssen. Man beschuldigte mich der Theilnahme am Komplott, und ich wurde ohne Urtheilsspruch meines Offiziersranges beraubt, zum Gemeinen degradirt und in eine Strafkompagnie gesteckt. Durch Vermittelung meiner Mutter wurden meine nächsten Vorgesetzten bestochen, so daß sie mir Gelegenheit zur Flucht gaben. Ihr brachtet mich über die Grenze. Das ist Alles. Ihr wißt auch, daß ich selbst hier in Preußen jetzt nicht als politischer Verbrecher, sondern als gemeiner Deserteur betrachtet werden würde, und daß man mich auf Verlangen Rußland ausliefern müßte. Dasselbe würde Oesterreich thun. Werde ich wieder ergriffen, so werde ich zu zweihundert Knutenhieben, das heißt zu qualvollem Tode verurtheilt."

„Nun, mit dem Ergriffenwerden, denke ich, hat es noch Zeit. Allerdings, der Herr Graf müssen sich ein paar Wochen hier still und ruhig verhalten, bis alle Aufregung vorüber ist. Jetzt wäre es freilich unmöglich, bis zur französischen Grenze zu kommen, oder einen Hafen für die Ueberfahrt nach England zu erreichen; jetzt wird wahrscheinlich überall auf den Herrn gefahndet, besonders von den Grenzbehörden."

„Warten und immer warten! Ihr glaubt nicht, was ich schon in dieser Stube, einsam, ohne mit einem Menschen sprechen zu können, nur mit den kummervollsten Gedanken beschäftigt, gelitten habe. Und vor Allem meine

Mutter, meine arme Mutter; ich fürchte, die Russen lassen sie meine Flucht entgelten!"

„Warum wollen der Herr sich unnütze Sorgen machen? Die gnädige Frau Gräfin ist in Warschau und auf freiem Fuß."

„Ja, meine liebe Mutter ist in Warschau und angeblich auf freiem Fuß, aber in Wirklichkeit eine Gefangene. Sie darf schon seit Jahren Warschau nicht verlassen, weil sie politisch verdächtig ist. Späher umgeben sie, die jeden ihrer Tritte beobachten. Keinen Brief erhält sie, der nicht vorher im schwarzen Kabinet der Post erbrochen und wieder geschlossen worden ist. Nicht einmal die freie Disposition über ihr Vermögen hat sie. Seid Ihr denn, Peiser, bereits belohnt worden für Eure Hilfeleistung?"

„Die Ausgaben waren nicht so groß," entgegnete Peiser ausweichend, „und ich habe sie gern gemacht aus alter Anhänglichkeit und auch aus Mitleid mit dem Herrn Grafen. Gott, als gemeiner Soldat unter einer Strafabtheilung sein zu müssen!"

Peiser lenkte das Gespräch absichtlich ab, um nicht sagen zu müssen, daß ihm längst im Auftrage der Gräfin v. Walewska von einem polnischen Bankier eine große, für die Rettung des Sohnes bestimmte Geldsumme übermittelt worden war.

Walewski verfiel auch sofort durch die letzten Worte Peiser's in grübelndes Sinnen. Seine Hand ballte sich zusammen und sein Gesicht zuckte schmerzlich.

Peiser sah es mit geheimem Wohlgefallen.

„Mögen sie Alle untergehen, die russischen Hunde!"

murmelte er. „Ihrem Herrn Vater haben sie das Herz gebrochen. Ich sehe den gnädigen Herrn noch als Oberst vor dem polnischen Ulanenregiment, das er bei der Revolution im Jahre 1830 errichtet hatte. Sie waren damals noch gar nicht geboren. Er war gefangen genommen worden, nachdem zwei von seinen Söhnen, noch halbe Kinder, Ihre Brüder, Herr, in seinem eigenen Regiment gefallen waren. Man hatte den gnädigen Herrn zur lebenslänglichen Verbannung nach Sibirien und zum Arbeiten in den Bergwerken verurtheilt. Die Frau Gräfin aber that einen Fußfall vor General Paskewitsch, dem neuen Statthalter, und ließ sich mit dem halb begnadigten Gatten in Radom für dessen Lebenszeit interniren. Dort wurden der Herr Graf geboren, aber der Herr Vater überlebte die Schmach des Vaterlandes nicht lange, er starb, als Sie kaum fünf Jahre alt waren. Schade um den edlen Herrn!"

Peiser beobachtete lauernd den jungen Mann, in dem er so trübe Erinnerungen geweckt hatte, dann fuhr er fort: „Aber es wird kommen ein Tag der Rache an den Russen! So wahr ein Gott lebt, es wird mit ihnen abgerechnet werden!"

Walewski sah überrascht auf, als er die letzten leidenschaftlich vorgetragenen Worte Peiser's hörte, und dieser schien an der Rolle eines begeisterten Patrioten einen gewissen Geschmack zu finden, denn er hob jetzt beschwörend die Rechte auf und erklärte feierlich: „Ich bin nur ein armer Jude, aber ich liebe mein polnisches Vaterland ebenso, wie dies nur ein Edelmann thun kann. Der Herr Graf

ist hier in dem Hause eines Patrioten. Auch ich bin bereit, Rache an Rußland zu nehmen, auch ich möchte beitragen mit meinen Kräften zum Untergang des schrecklichen Unterdrückers, und vielleicht sind meine Kräfte nicht so schwach, wie man glaubt!“

Walewski war bei diesen Worten seines Gastgebers aufgestanden und ihm erstaunt näher getreten.

Er reichte ihm die Hand. „Peiser, Ihr glaubt es nicht, wie ich mich in dieser Zeit des Kummers freue, einem polnischen Patrioten zu begegnen. Gebt mir Eure Hand!“

Peiser verbeugte sich linkisch. „Es würde sich nicht ziemen,“ sagte er, „wenn der arme Jude mit dem hochgeborenen Herrn Freund und Bruder sein wollte.“

„Redet nicht so!“ erwiederte Walewski mit leuchtenden Augen. „Vaterlandsliebe kennt keinen Unterschied der Religion und des Standes. Alle Patrioten sind Freunde und Brüder.“

Er ergriff Peiser's Hand und schüttelte sie herzlich.

„Das Vaterland kann auf den Herrn Grafen zu jeder Zeit zählen?“ fragte Peiser lauernd.

„Zu jeder Zeit! Könnt Ihr daran zweifeln?“

„Nein, ich zweifle nicht. Aber vielleicht erinnere ich den gnädigen Herrn in einiger Zeit an seine Worte.“

„Ihr sollt mich jederzeit bereit finden. Je eher, desto besser! Aber nun laßt mich noch einmal von meiner armen Mutter sprechen, die auch nichts sehnlicher wünscht, als die Befreiung des Vaterlandes. Habt Ihr ihr Nachricht zukommen lassen über meine Rettung?“

„Das wäre sehr unvorsichtig von mir gewesen und hätte die gnädige Frau in schwere Ungelegenheiten bringen können!"

„Allerdings, auf dem gewöhnlichen Wege wäre eine Benachrichtigung gefährlich gewesen, aber könnte ich ihr nicht durch irgend eine Mittelsperson auch nur einige Zeilen zukommen lassen? Wie wird sie sich bangen und grämen um mich, und wenige Worte würden genügen, um sie zu beruhigen!"

„Die gnädige Frau Gräfin," versetzte Peiser, „wird die Nachricht erhalten haben, daß ihr Herr Sohn entflohen ist, und das wird ihr vorläufig genügen, denn die Hauptsache ist, daß er über die Grenze gebracht ist. Nun werden gerade wegen der Flucht die Russen die Frau Baronin auf das Schärfste beobachten, und wenn irgend etwas entdeckt wird, was auf den Aufenthaltsort des gnädigen Herrn hinweist, ist nicht nur dieser, sondern auch die gnädige Frau Mutter gefährdet. Schon die Handschrift ist gefährlich, wenn sie erkannt wird."

„Vielleicht könnte jemand Anderes für mich schreiben."

„Wer soll es thun? Ich kann nur hebräische Buchstaben malen, und noch Jemanden in das Geheimniß einweihen, um ein paar Zeilen zu schreiben, das wäre unverständig."

Walewski zögerte einen Augenblick, dann erklärte er: „Wäre es nicht möglich, daß Eure Tochter für mich die wenigen Zeilen schriebe? Ihr glaubt es nicht, um wie viel ruhiger ich wäre, wenn ich wüßte, meine Mutter hätte eine Nachricht!"

„Meine Tochter?“ sagte Peiser. „Hm! Ja! Sie kann schreiben polnisch, französisch, deutsch. Sie hat sehr viel gelernt. Man kann einmal nachdenken über die Sache. Aber nun gute Nacht! Der Herr brauchen Ruhe!“

Peiser ging, ohne eine Antwort abzuwarten. Er stieg die Treppe hinunter und begab sich in seine Arbeitsstube, wo er noch lange nachdenklich am Schreibtisch saß, endlich vor sich murmelnd: „Er wird es thun! Ich glaube es gewiß! Er ist jung, feurig und voll Haß gegen die Russen. Er wird jedes Mittel der Rache ergreifen. Den Gefallen mit dem Briefe will ich ihm thun!“

Der nächste Tag war ein Freitag.

Peiser blieb zu Hause und arbeitete in seiner Stube. Nachmittags ließ er seine Tochter rufen und erklärte ihr: „Unser Gast wird heute Abend mit uns zu Tische sein. Mache das Abendbrod reichlicher.“

Dann war er an eine Beschäftigung gegangen, die höchst geheimnißvoller Art war. Er begab sich in den Keller hinab, der sonst zu Zwecken der „Destillation“ diente. Diese war allerdings ziemlich primitiv und bestand hauptsächlich darin, daß durch ein mit Holzkohlen gefülltes Gefäß Spiritus und Wasser filtrirt und so „Schnaps“ hergestellt wurde, welchen die Kunden Peiser's in großen Flaschen oder kleinen Fäßchen mit sich nach Hause nahmen, wenn sie zu Markte gefahren kamen.

Peiser aber beschäftigte sich heute nicht mit Schnapsmischung, er verriegelte vielmehr die Kellerthür von innen,

zündete ein Licht an und hing vor die schmutzigen, blinden Kellerfenster zur Vorsicht noch alte Säcke. Dann rollte er ein nicht unbedeutendes Faß aus einem Winkel herbei und nahm vorsichtig den Deckel desselben ab; es enthielt Talg. Peiser machte in einem kleinen Destillirofen Feuer an und legte einige Stücke starkes Bandeisen in dasselbe. Nachdem diese sich einigermaßen erwärmt hatten, holte er sie abwechselnd heraus und begann nun in der Mitte der weißen harten Talgmasse eine runde Höhlung, die immer tiefer wurde, herauszuschneiden.

Als dieser sich nach unten erweiternde Raum bis zur Hälfte der Faßtiefe gekommen war, machte Peiser mit seiner Arbeit Halt. Vorsichtig spähte er noch einmal herum, ob er auch von keiner Stelle aus beobachtet werden konnte, dann begann er in einer Ecke die dort für Destillationszwecke aufbewahrten Holzkohlen auseinander zu scharren. Er entnahm dem Haufen zwei in schwarze Wachsleinwand gehüllte Packete, die sehr schwer zu sein schienen und die er erst vor zwei Tagen auf dem Wägelchen, das er selbst kutschirte, nach Hause gebracht hatte. Er ließ beide Packete in die Höhlung des Talgfasses hinab und begann nun, den herausgenommenen Talg wieder in das Faß zurückzupacken. Mit den Eisen, die er wieder abwechselnd aus dem Feuer holte, machte er die hereingefüllten Talgstücke weich und geschmeidig, so daß die Packete vollkommen in den Talg eingebettet wurden. Die obere Fläche des Talges wurde ebenfalls mit einem warmen Eisen geglättet, so daß sie nach dem Erkalten ganz unberührt erschien.

Dann rollte Peiser ein zweites Faß herbei, mit dem er dieselbe Manipulation vornahm, wie mit dem ersten, nur daß er die Packete jetzt aus einer alten kupfernen Destillirblase holte, die in einer Ecke stand.

Schließlich legte er die Deckel so geschickt auf die Fässer, daß man auf eine längere Uebung bei ihm schließen konnte, vernagelte sie und rollte sie in den Vorkeller hinaus, nachdem er sorgfältig alle Spuren seiner Thätigkeit verwischt hatte.

— — — — — — — — — — — —

In der Küche hantirte unterdeß Esther, die mit allen Pflichten der Hausfrau auf das Genaueste vertraut war. Sie bereitete selbst die Barches (geflochtenes, striezelförmiges Weißgebäck), sorgte für den Fisch und den Apfelreis. Sie sollte ja heute das erste Mal vor einem Fremden die Pflichten der Hausfrau übernehmen, noch dazu vor dem Fremden, der so viel Interesse bei ihr hervorgerufen hatte.

Sie freute sich darauf, einen Abend einmal mit einem anderen Menschen, als mit ihrem Vater allein zuzubringen, das brachte doch eine hochwillkommene Abwechselung in das beständige Einerlei.

Dann aber bangte ihr auch wieder vor dem Zusammensein mit dem Fremden. Sie wußte nicht recht, wie sie sich ihm gegenüber zu verhalten hatte. Sie kannte durch Baruch wenigstens einen Theil des Geheimnisses, das ihn umgab, und dieses mußte sie achten. Aber wie sollte sie ihm entgegentreten? Freundlich, wie es dem Gaste gegenüber erforderlich ist, oder zurückhaltend, weil sie in dem

Fremden einen Genossen der Geheimnisse ihres Vaters erblicken mußte? — —

Mit der einbrechenden Dunkelheit kam der Sabbathabend mit all' seiner Poesie. Es liegt etwas unendlich Wohlthuendes, zu Herzen Gehendes in diesem Ausruhen von den Mühen und Arbeiten der Woche, in diesem Aufgehen in der stillen Sabbathruhe.

Esther hatte zur Festfeier ein dunkles Seidenkleid angelegt, das ihre Gestalt und die Zartheit ihrer Gesichtsfarbe noch mehr zur Geltung brachte. Sie hatte aber auf jeden Schmuck verzichtet, trotzdem sie durch die Freigebigkeit ihres Vaters mit den kostbarsten Sachen versehen war. Kein Ring, kein Armband schmückte ihre schlanken Finger und den runden Arm, welcher bis zum Ellenbogen entblößt aus den weiten Aermeln hervorschimmerte, als Esther jetzt die an der Decke hängende silberne Schabbeslampe anzündete.

In dem besten Zimmer des Hauses war der Tisch gedeckt. Auf dem blendend weißen Tischtuch lagen die duftenden braunen Barches, stand der silber-vergoldete Becher mit koscherem Wein, standen die beiden silbernen Leuchter mit den brennenden Kerzen. Baruch trat herein in einem anständigen Kaftan; er sah ganz feierlich aus und zählte seine Finger nur heimlich, während er die Hände auf dem Rücken hielt.

Bald darauf erschien auch Peiser im Feiertagsstaat, so wie er aus der Synagoge kam, mit dem Gast, den er von seiner Stube selbst abgeholt und vorher mit Instruktionen versehen hatte.

Walewski und Esther begrüßten sich durch eine stumme Verbeugung, und Beide sahen einander erröthen.

Die Männer bedeckten dann ihre Häupter und Peiser trat an den Tisch, um „den Kiddusch zu machen", d. h. den Sabbath einzuweihen. Er sprach den hebräischen Segensspruch über den Wein, von dem er dann trank, und auch die anderen Anwesenden trinken ließ. Er sprach auch den Segensspruch über das Gebäck, brach und vertheilte es, dann kam das Essen.

Die Unterhaltung war sehr einsilbig. Peiser vermied es augenscheinlich, eine bestimmte Anrede oder Bezeichnung dem Gast gegenüber zu gebrauchen, und erging sich nur in abgebrochenen Lobsprüchen über das Essen, indem er die Kochkunst der erröthenden Tochter pries. Auf Baruch schien die Sabbathfeier diesmal ganz verklärend zu wirken, er machte seine Grimassen nur, um die Freude auszudrücken, die er empfand, wenn ihm Esther Speise vorlegte, und nur ein einziges Mal ertappte sie ihn, als er unter dem Tischtuch ein Inventarium seiner Finger aufnahm.

Esther schwieg aus weiblicher Zurückhaltung, und Walewski ließ den eigenthümlichen Zauber auf sich wirken, den die Neuheit der Situation und Umgebung auf ihn ausübte. Nach schwerer Leidenszeit, nach dem Ertragen schlimmster Verhältnisse saß er hier in einer eigenartigen Gesellschaft bei einer Festgelegenheit, deren Poesie er wohl begriff. Das schmackhafte Essen mundete ihm; das Knistern der Schabbeslampe und Lichter ertönte ihm wie feierliche Musik, und wenn er aufsah und in das er-

röthende liebliche Gesicht der jungen Wirthin blickte, überkam ihn ein Gefühl, das aus ebenso viel Freude wie Wehmuth gemischt war.

Das Essen wurde dann abgetragen und vor dem Gaste der russische Samowar, die unvermeidliche Theemaschine, aufgestellt.

Peiser begab sich in das Nebenzimmer und stimmte hier eine Violine, um bald darauf im Auf- und Abgehen eigenartige Weisen zu spielen. Wenn auch nicht kunstvoll vorgetragen, wirkten diese klagenden, uralten hebräischen Melodien doch stimmungsvoll auf den Hörer.

Baruch war dem Hausherrn gefolgt, hatte sich in einen Winkel gekauert und ließ sich von der Musik in Träume wiegen, wenigstens saß er mit verschränkten Armen regungslos da.

Esther und Walewski waren allein, und dieser wendete sich plötzlich in französischer Sprache an sie, um ihr die Bitte vorzutragen, am nächsten Abend einige von ihm geschriebene Zeilen abschreiben zu wollen.

Das junge Mädchen erklärte sich freundlich dazu bereit und beantwortete in der sich entwickelnden Unterhaltung die Fragen des Gastes, der ein äußerst elegantes Französisch sprach, mit mehr und mehr Ausführlichkeit, weil ihre Befangenheit sich allmählig verlor. Es war wohl das neutrale Gebiet der französischen Sprache, auf dem sie sich trafen, wodurch die Unterhaltung von Viertelstunde zu Viertelstunde lebhafter wurde. Sie erstreckte sich zuerst auf die Bücher, die Esther dem Gast geliehen hatte, dann berührte sie allgemeinere Gebiete, und beide Reden-

den waren nicht nur bald so vertraut, als ob sie schon Monate lang mit einander bekannt gewesen wären, sondern sie erstaunten selbst, als sie sich beim Scherzen und Lachen fanden, ohne daran zu denken, daß die Natürlichkeit des Mädchens und die gesellschaftliche Routine des Weltmannes diesen Erfolg zuwege brachten.

Peiser hielt hin und wieder mit seinem Spiel inne und lauschte zu den Sprechenden herein, ohne daß er etwas von der Sprache verstand. Aber über sein Gesicht glitt ein Lächeln des Stolzes über die Fertigkeit, mit der seine Tochter in jener eleganten Sprache sich mit dem Gast unterhielt.

Esther und Walewski waren plötzlich sehr erstaunt, als sie von dem wieder eintretenden Hausherrn erfuhren, daß es zehn Uhr vorüber war, und Walewski mußte sein Zimmer aufsuchen, obgleich er gar keine Sehnsucht darnach hatte.

Wie sehr verschieden aber war der Abschied von der verlegenen Begrüßung vor einigen Stunden! Sie reichten sich jetzt die Hände wie alte Freunde, und von Beider Lippen klang es gleichzeitig: „Auf Wiedersehen!"

Peiser ging heute am Sabbath früh zu Bett, unmittelbar nachdem die Tochter mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen ihm „Gute Nacht!" gesagt hatte.

Einer aber schlich mit katzenartiger Lautlosigkeit noch im Hause umher: Baruch. Er stieg erst die Treppe hinauf und belauschte den Gast, bis dieser das Licht in seinem Zimmer verlöschte, dann stieg er in den Keller hinab zu den Fässern, mit denen Peiser am Tage sich beschäftigt

hatte. Er klopfte leise an den Fässern herum und horchte an ihnen, als ob sie ihm etwas zuflüstern sollten.

Als er die Treppe zum Erdgeschoß hinaufstieg, um in dem Verschlag schlafen zu gehen, der sich dicht neben Peiser's Arbeitsstube befand, kicherte er vor sich hin: „Der Balbajis denkt, es weiß Niemand, was in den Fässern ist — Baruch weiß es.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein reiches Mädchen.

Novelle

von

E. Merk.

1.

(Nachdruck verboten.)

Seit Wochen stand das Thermometer unter Null Grad. Auf der Eisbahn wimmelte es an jedem Nachmittage von schlittschuhlaufenden Menschen. Um die kleine weiße Insel, deren hochragende, reifglitzernde Bäume den Mittelpunkt der Seefläche bildeten, bewegten sich die jungen Paare Hand in Hand, mit frostgerötheten Wangen und freudewarmen Augen. Das summte, surrte, arbeitete und mühte sich, als sei es höchster Menschenehrgeiz, sich möglichst gewandt auf der schmalen Stahlfläche hin und her zu bewegen. Prickelnde Lebenslust durchwehte das bunte Treiben unter dem winterlichen Himmel, zwischen den ernsten Schneefeldern; und wenn je eine Erschlaffung über das junge Volk kommen wollte, brauchte nur die Musik zu beginnen, und wie von muthwilligen Geistern getrieben, schwirrten wieder die Läufer durcheinander.

Wer die Stille liebte, mußte in den Morgenstunden die Eisfläche besuchen, während welcher sich nur wenige Menschen dort einfanden: Anfängerinnen, die für ihre

Versuche keine Zuschauer wünschten, strebsame Schlittschuhläufer, die an einem einsamen Fleckchen Kunststücke übten, Freunde des Sports und der Natur. Es waren so ziemlich dieselben Personen, welche um diese Zeit täglich wiederkehrten; man lief an jedem Morgen mehr denn ein Dutzend Mal an einander vorüber und kannte jedes Gesicht, jede Gestalt, sowie den Anzug, die Bewegungen der Einzelnen, ohne nur deren Namen zu wissen.

Die besondere Neugierde der Seebesucher erregte eine Dame, die jeden Morgen in einem eleganten Wagen angefahren kam und dann eine Stunde lang Schlittschuh lief, immer allein. Sie war nicht eben schön, auch wohl über die allererste Jugend hinaus. Aber sie hatte eine sehr vornehme Erscheinung, eine schlanke Gestalt, deren Vorzüge um so mehr zur Geltung kamen, als sie sich mit meisterhafter Anmuth und Kraft auf dem Schlittschuh wiegte.

Den weiblichen Kennerinnen schien vor Allem ihr Anzug bemerkenswerth, der niemals auffällig, aber stets auserlesen war: die feinsten Stoffe, die schönsten Federn, das kostbarste Pelzwerk.

Anfänglich hielt man sie für eine Fremde, eine jener Engländerinnen oder Amerikanerinnen, die, für Musik oder Malerei begeistert, in der kunstsinnigen Stadt Anregung und Belehrung suchen.

Diese Annahme erwies sich jedoch als eine irrige.

Eine neu hinzugekommene Schlittschuhläuferin, die in der Maximiliansstraße in demselben Hause mit der einsamen Dame wohnte, versicherte, daß sie über deren

Verhältnisse ziemlich genau Bescheid wisse. Sie heiße Franziska Borsig, lebe allerdings noch nicht lange in der Hauptstadt, sei eine gute Deutsche, eine reiche Erbin, die erst jetzt, nach dem Tode des Vaters, der sie tyrannisch in seiner Nähe auf einem einsamen Landsitz zurückgehalten habe, ihre bevorzugte Lebensstellung zu genießen vermöge.

Vielleicht wäre durch diese Mittheilung, die den Nimbus des Fremdartigen zerstörte, das Interesse an der Einsamen geschwunden, hätte nicht die Annäherung eines jungen Mannes demselben neuen Stoff verliehen.

Ein blonder, ziemlich hübscher, sehr modisch gekleideter Herr, ein Attaché der österreichischen Gesandtschaft — eine der bestunterrichteten Damen wußte auch, daß er Ferdinand Harder heiße — fand sich seit einiger Zeit in den Morgenstunden auf der Eisbahn ein. An den ersten Tagen hatte er Fräulein Borsig nur gegrüßt, an den nächsten bereits einige Worte mit ihr gewechselt; bald darauf wurde er ihr steter, unermüdlicher Begleiter.

Täglich, zur bestimmten Stunde, stand er harrend an dem See-Ende, von welchem man die Landstraße übersehen konnte, neben ihm seine schlanke, graue Dogge, die mit den klugen Augen den spähenden Blicken ihres Herrn folgte. Erst wenn die Pferde des erwarteten Wagens in Sicht kamen, ließ er sich die Schlittschuhe anlegen; sobald die Dame sich entfernt hatte, verließ auch er die Seefläche, die ihm nur Werth zu besitzen schien, weil sie den Verkehr mit ihr ermöglichte. Man bemerkte jedoch, daß das Fräulein sich niemals von dem jungen Manne führen ließ, wie es sonst wohl beim Schlittschuhlaufen



Brauch ist, sondern stets die Hände in ihren Zobelmuff steckte und ihre kühnen Bogen zog, so daß er Mühe hatte, der leicht beschwingten Gestalt zu folgen.

War sie eine Kokette, die einen Gefallen daran fand, den jungen Mann, athemlos und erhitzt, hinter sich her zu jagen? Oder bemäntelte sie durch ihr kühles Auftreten nur ein ihr erwünschtes Zusammentreffen mit einem begünstigten Verehrer? Hatte der junge Mann sie erst hier kennen gelernt? War seine an den Tag gelegte Aufmerksamkeit der Ausdruck einer wahren Bewunderung für das stolze Mädchen mit den stillen, etwas strengen Zügen? Oder machte er ihrer Million den Hof?

Solche Fragen kosteten den verschiedenen neugierigen Damen viel Kopfzerbrechen, und das Verhältniß zwischen den Beiden beschäftigte sie ernster und eingehender als Diejenige, die es zunächst anging.

Franziska Borsig selbst dachte wenig darüber nach, warum der Attaché täglich mit ihr zusammentraf und sich ihr ausschließlich widmete. Sie freute sich in aller Ruhe an seiner Gesellschaft, obwohl oder vielleicht gerade weil sein Wesen und seine Denkweise von der ihren so grundverschieden waren. Sie hatte in ihrem Leben bei dem ernsten Vater viel gründliche Bildung kennen gelernt und mehr Bücher gelesen, als der lebenslustige Ferdinand Harder nur dem Namen nach kannte. Er dagegen war ein Kind der großen Welt, von der sie selbst noch wenig gesehen und gehört hatte, und es schien ihr sehr interessant, einmal von dem geselligen Leben und Treiben der Stadt erzählen und über Dinge und Menschen von

einem etwas oberflächlichen, aber witzigen Munde urtheilen zu hören.

So vergingen die Februarwochen und durch die starre Winterlandschaft rieselte die erste Bewegung. Eines Morgens ragten die hohen Bäume der Insel nicht mehr in krystallenem Duft, sondern schwarz und kahl zu dem düster gewordenen Himmel empor, feuchte Schneeflöckchen tanzten durch die Luft, und die Wiesen färbten sich trüber und dunkler. Tags darauf schnitt der Schlittschuh schon tiefe Furchen in das Eis, auf dessen Oberfläche eine weiche, schmutzig-graue Schicht lag, und die Sonne schien warm wie im Frühling.

„Wir werden wohl heute von dem Eisvergnügen Abschied nehmen müssen," sagte Franziska, die langsam neben dem Begleiter vorwärts glitt.

Er blieb bei diesen Worten stehen, ihr gegenüber, so daß er ihr voll in das Gesicht blickte, das von der Bewegung rosig überhaucht war und in der leichten Färbung weicher und lebhafter erschien als sonst.

„Glauben Sie wirklich, daß dieser Thauwind Recht behält? Es wäre abscheulich! Ihnen scheint das freilich gar nicht leid zu thun?"

„Soll ich mich darüber betrüben, daß mit dem März der Frühling beginnt?" lächelte Franziska. „Mir gefällt dieses erste wärmere Sonnenlicht."

„Mir gefiel es sonst auch; nun ärgert, nun erzürnt es mich, denn es macht ja diesem hübschen Verkehr mit Ihnen ein Ende. Ich werde nun gar keine Gelegenheit mehr haben, mit Ihnen zu plaudern."

Er schien auf die Aufforderung zu einem Besuche zu harren, denn er blickte eine Weile stumm auf den Spitzenbesatz ihres Kleides und drückte spielend die Schlittschuhkante in das weiche Eis. Das Mädchen aber schwieg, und sie liefen nebeneinander um die Insel, während die Baumäste knarrten und der Wind sich nun schärfer erhob.

„Sie wollten mir doch von dem Ball bei dem Gesandten erzählen," bemerkte Franziska, um das heute zum ersten Male stockende Gespräch zu beleben.

„Von dem Balle? Ja! O, es war sehr hübsch, glaube ich. Ich weiß es nicht mehr; habe es vergessen. — Ich erscheine Ihnen heute wohl sehr wunderlich, mein Fräulein? Ich bin langweilig, weiß nichts zu reden, weil mich nur ein Gedanke beherrscht, der Gedanke an Sie, Fräulein Borsig!"

„An mich?"

Es war ein Ausdruck tiefen Befremdens, mit dem sie die zwei Worte sagte, mit dem sie die Augen, die sie sonst nach Art kurzsichtiger Menschen ein wenig zusammenzudrücken pflegte, plötzlich weitgeöffnet auf ihn heftete. Hätte er diese Miene richtig beobachtet und gedeutet, er würde vielleicht dem Gespräch eine andere Wendung gegeben haben. Aber er war zu aufgeregt, um den kühlen Ton ihrer Frage zu verstehen, und so sagte er denn mit einem plötzlichen Entschluß die Sätze aneinander reihend: „Ich weiß, mein Fräulein, es ist hier nicht der rechte Ort, um ernste Dinge zu besprechen. Doch ich muß ja heute wohl von Ihnen Abschied nehmen und es dem Zufall überlassen, ob ich Ihnen in nächster Zeit wieder

begegne. Leider bin ich Ihnen auch noch viel fremder, als mir lieb ist. Aber ich meine, in Ihrem Charakter liegt so viel Klarheit, daß es nutzlos wäre, Sie, wie gewöhnliche Mädchen, durch langes schmeichelndes Werben bestechen zu wollen. Ich glaube, Sie haben vom ersten Tage an, an dem Sie einen Menschen kennen lernen, ein fertiges, festes Urtheil über ihn, an dem auch die liebenswürdigste Bemühung wenig ändern könnte. So muß ich denn mit einiger Zaghaftigkeit freilich, wünschen und hoffen, daß der Eindruck, welchen ich Ihnen gemacht habe, vom Anfange an kein ungünstiger gewesen sei, denn — denn ich möchte Sie bitten — meine Frau zu werden!"

Sie hatte unter seinen leise, hastig gesprochenen Worten ein wenig die Ruhe verloren; aber ihre Bewegung war keine freudige und auf ihrem Gesichte lag ein Ausdruck der Entrüstung.

Mit bleichen Lippen und in etwas herbem Tone erwiederte sie: „Ich weiß kaum, mein Herr, wie ich auf diese unvorhergesehene Frage sogleich die rechte Antwort finden soll. Ich weiß nur Eines: daß Liebe sie Ihnen wohl nicht auf die Lippen gelegt hat. Ich habe sehr wenig noch vom Leben erfahren, aber ich bin nicht selbstbewußt und eitel genug, um auch nur einen Moment lang anzunehmen, daß ein Weltmann, wie Sie, so rasch eine wirkliche Zuneigung zu mir fassen könnte. Sie haben mich im besten Fall ein Dutzend Mal gesehen. Sie kennen mich kaum. Wir haben von hundert gleichgiltigen Dingen miteinander gesprochen; von mir, von meinem Wesen wissen Sie fast nichts. Ich aber glaube, daß man

mich sehr genau kennen muß, um mich lieb zu gewinnen. Ich kann also nur annehmen, Herr Attaché, daß meine Hand Ihnen nicht um meinetwillen wünschenswerth scheint, sondern aus Motiven, die — die ich nicht näher bezeichnen will."

„Sie thun mir, Sie thun sich selbst Unrecht!" rief Ferdinand lebhaft. „Warum sollte man ein Mädchen von Ihrer außergewöhnlichen Erscheinung nicht auch in kurzer Frist lieb gewinnen können? Die Neigung für eine Frau dringt bei uns Männern durch die Augen in das Herz. Wir haben allerdings von gleichgiltigen Dingen gesprochen, wie das nun einmal so Mode ist; aber Sie haben ein so bestimmtes Wesen, daß es sich in allen Ihren Aeußerungen ausprägt. Immer hat es mir Hochachtung, Vertrauen, Bewunderung erweckt. Aber weil ich Sie höher stelle als alle Mädchen, die ich bisher kennen gelernt habe, darum will ich auch ehrlich und wahr vor Ihnen sein und durch keine Phrase Ihre Gunst zu erringen suchen. Ich weiß es, Fräulein Borsig, daß Sie ein reiches Mädchen sind! O bitte, nicht diese verächtliche Lippenbewegung! Ich habe mit diesen Worten nicht gesagt, daß ich Ihren Reichthum begehrte! Nein, ich begehre Sie, wie Sie durch Ihren Reichthum geworden sind. Hätten Sie diese selbstbewußte Ruhe, diese königliche Vornehmheit, wenn Sie sich zum Beispiel als Gouvernante in der Welt herumdrücken müßten? — Nein, mein Fräulein! Die Persönlichkeit wird heutzutage durch die Lebensstellung geformt, jedes Dasein durch äußere Einflüsse beherrscht. Und so wenig ich Ihnen zumuthen möchte, Ihr Schicksal

in meine Hände zu legen, wenn wir Beide dadurch Armuth und Noth zu gewärtigen hätten, so fest bin ich auch überzeugt, daß ich, in einer freien, sorglosen Lage, einer Frau das Dasein heiter gestalten könnte, ihr mit einer gewissen Begabung und Kunst Lebensfreuden und Lebensgenuß zu verschaffen vermöchte. So verstehe ich die Liebe: nicht als eine schwärmerische Tollheit, die es hübsch findet, sich gegenseitig in's Elend zu stürzen; nein, als das vernünftige Bestreben zweier Menschen, durch ihre Verbindung so viel heiteres Glück zu gewinnen, als eben möglich ist."

Sie schwieg eine Weile; dann sagte sie: „Ich will Ihre Ansicht nicht zu widerlegen suchen. Ich glaube, daß sie sehr klug sein mag; ich glaube auch, daß für manche Menschen ein mit so nüchterner Ueberlegung gesuchtes Glück möglich wäre. Mir ist es undenkbar. Ich bin trotz meiner fünfundzwanzig Jahre noch eine Schwärmerin, die den vielleicht etwas altmodischen Begriff hat, daß in erster Linie das Herz eine Wahl entscheiden müsse. Sie sehen, wie wenig wir zu einander passen würden. Sie brauchen eine Frau mit viel leichterem Sinn, mit viel weniger schwerfälligem Gemüth, als ich es besitze. Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß das Schicksal Ihnen wohl will und Sie unter günstigen äußeren Verhältnissen eine recht heitere, recht zur Lebensfreude geeignete Gefährtin finden läßt. Dann werden Sie einsehen, welcher Hemmschuh Ihnen mein ernstes Wesen auf Ihrem Wege geworden wäre und werden mir diese bittere Abschiedsstunde vergeben, die Sie uns Beiden hätten ersparen sollen."

Er zog ihre Hand höflich an die Lippen, als er sie an den Wagen geführt hatte; er wartete wie sonst mit seinem letzten Gruße, bis die Pferde anzogen. Er war Weltmann genug, um unter höflicher Miene zu verbergen, daß ihm in wenigen Minuten eine letzte Lebenshoffnung geknickt worden war.

Ferdinand Harder war ein echtes Kind der modernen Zeit; gerade kein schlechter, kein gewissenloser Mensch, aber ein Kranker, fiebernd in dem großen, heißen Durst nach Lebensgenuß, der die Menschheit ergriffen hat; unzufrieden mit dem trägen Erfolg der eigenen Arbeit; gewillt, nicht durch geduldiges Mühen, nein, durch einen kühnen Griff Reichthum, Macht, Ueberfluß zu gewinnen. Er hatte vor Franziska kein Wort geheuchelt, denn eine strenge Wahrheitsliebe war der gute Kern in seinem Wesen; er hatte sogar kühler gesprochen, als es ihm zu Muthe war, weil er sich als echter „Gentleman" jeder warmen Gefühlsäußerung schämte.

Das reiche, unabhängige Mädchen war ihm wie die Verkörperung seines besten Zukunftstraumes erschienen. Mit ihr, die ihn von sich gewiesen, schwand ihm der Glaube, daß er jemals Reichthum, und damit ein gefestigtes Glück erreichen würde. Er sah sich mit seiner Lebensgier hinausgeschleudert auf abenteuerliche Bahnen, auf welchen es gilt, den Moment zu erhaschen, auf einen Zug den schäumenden Becher zu leeren, wie bitter auch der Bodensatz sei, wie theuer man die schöne Stunde auch zu bezahlen habe. Finster und drohend stand seine Zukunft ihm vor der Seele, während er so, von Ahnungen durchschauert,

durch die Anlagen schritt, der Tropfen nicht achtend, die von den Bäumen auf ihn herabrieselten.

Sein Hund sah mit so klugen, treuen Augen zu ihm auf, als verstünde er die Betrübniß seines Herrn, und senkte traurig den Kopf, da jeder seiner Annäherungsversuche unbeachtet blieb.

— — — — — — — — — — — —

Franziska's Wagen fuhr inzwischen durch die grauen, in Schmutz schwimmenden Straßen ihrer Wohnung zu. Auch sie sah verstimmt vor sich hin. Die nüchterne Werbung des jungen Mannes hatte sie gekränkt und ihr zugleich eine große Ruhelosigkeit, eine Sehnsucht nach Liebe geweckt, die sie auch während der folgenden Stunden nicht zu bannen vermochte. Ernst und verträumt saß sie neben der unermüdlich häkelnden Gesellschafterin am abendlichen Theetisch.

Frau Karoline Gerweg war eine entfernte Verwandte der Familie Borsig; sie hatte früh geheirathet, unter ziemlich günstigen Verhältnissen. Langwieriges, schmerzliches Siechthum ihres Mannes aber hatte nicht blos sein Vermögen geschmälert, es hatte auch die Erziehung ihres Sohnes zu sehr in die Hände der Mutter gelegt. So war derselbe, von der schwachen Frau verhätschelt, verwöhnt, ein böser Schlingel geworden, der in keiner Schule sein Bleiben hatte und leider als erwachsener Mensch alle Befürchtungen seiner Lehrer wahr machte. Ein charakterloser, arbeitsscheuer Mensch, hatte er nach dem Tode seines Vaters sein eigenes Vermögen rasch vergeudet und auch seine Mutter, die dem verzogenen Liebling gab, so

lange sie selbst einen Heller besaß, in die bitterste Noth gebracht.

Franziska's Vater hatte der Verwandten stets hilfbereit zur Seite gestanden, wenn er auch den immer häufiger geforderten Unterstützungen stets energischer und eindringlicher den Rath beifügte, den Thunichtgut seinem Schicksal zu überlassen. Er hatte ihr auch in seinem Testament nicht das von ihr erhoffte Kapital ausgesetzt, da er der festen Ueberzeugung gewesen war, daß dieses eine Beute des gänzlich verkommenen jungen Gerweg werden würde, dagegen in seinem letzten Willen den Wunsch ausgesprochen, daß seine Tochter die verarmte Verwandte zu sich nehme als Gesellschafterin und Begleiterin, um sie auf diese Weise zugleich vor dem Sohne und vor der Noth zu schützen, und daß erst bei der Verheirathung Franziska's ein bestimmter Jahresgehalt an Frau Gerweg ausbezahlt werden sollte.

So war die Wittwe denn aus Elend und Lebenssorgen plötzlich in die glänzendsten Verhältnisse versetzt worden und hatte allen Grund gehabt, für diese Schicksalswendung dankbar zu sein. Aber es gibt nun einmal Naturen, die ewig unzufrieden bleiben und sich nie weich genug gebettet finden.

Obwohl Franziska viel zu vornehm dachte, um die arme Verwandte jemals fühlen zu lassen, daß diese von ihrer Gnade lebte, so murrte und knirschte Frau Karoline doch innerlich über die Abhängigkeit, in welcher sie dem Mädchen gegenüberstand. Sie hatte rasch vergessen, wie schlecht es ihr ergangen war, und empfand nun ihre Un-

freiheit, das Verbot, mit dem ungerathenen Sohn zu verkehren, wie den bittersten Druck; ja, die ruhige Selbstständigkeit Franziska's erschien ihr wie eine persönliche Kränkung.

Als nun an diesem Abend das Mädchen, aus ihrem Sinnen auffahrend, lebhaft ausrief: „Wie wär's, wenn wir eine Reise machen würden! Nach Italien, nach Florenz, wo jetzt schon die Veilchen blühen!" da schnitt Frau Gerweg ein böses Gesicht und bohrte mit tief gesenkter Unterlippe die Häkelnadel in die Maschen. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, jedem Vorschlag des Mädchens einen brummigen Widerstand entgegenzusetzen.

„Das ist das erste Wort, das ich von einer Reise höre!" murmelte sie.

„Der Plan scheint Dich nicht zu erfreuen?" frug Franziska verwundert.

„Mich? Als ob jemals nach meinen Wünschen gefragt würde," erwiederte sie. „Ich bin daran gewöhnt, daß ich mich fügen muß. Ich mache mir auch nur um Deinetwillen Gedanken. Du meinst, Du wärest glücklicher, wenn Du in der Welt herumreisest? — Hirngespinnste! Es ist nicht das Rechte! Du hast keine Ruhe in Deinem Gemüth, weil Du keinen Lebenszweck hast! Ein Mädchen in Deinem Alter sollte eben heirathen."

Da war Karoline dann wieder bei ihrem Lieblingsthema angelangt, auf welches sie jedes Gespräch hinzulenken wußte. Franziska ertrug sonst diese Rathschläge mit guter Laune. „Ist's meine Schuld," pflegte sie zu sagen, „daß ich im Hause meines Vaters nur würdige

Greise mit eisgrauen Haaren kennen lernte? Oder nennst Du mich spröde und anspruchsvoll, weil ich mich nicht in meinen Klavierlehrer verliebt habe, den einzigen Vertreter männlicher Jugend, der in meine Nähe kam?"

In ihrer heutigen Stimmung aber machte das Thema sie ungeduldig und sie schnitt das Gespräch in scharfem Tone ab. „Auch die Freiheit ist ein köstliches Gut," sagte sie. „Darum will ich Dir die Deine nicht verkümmern. Wenn Dich Italien nicht reizt, so bleibe hier. Ich reise!"

2.

Franziska kehrte erst aus dem Süden zurück, als in Deutschland eine Blätter- und Blüthenfülle wogte. Sie hatte sich die Sonne Italiens tief in Herz und Seele scheinen lassen; unter diesem blauen Himmel, in dieser schönen heiteren Welt hatte auch ihre Liebessehnsucht einen ganz heiteren Charakter angenommen und Träume von einem großen Zukunftsglück waren ihr um die Stirne geflattert.

Da Frau Gerweg vorgezogen hatte, in der einsamen Wohnung zurückzubleiben, war ein älteres Mädchen, dem mit der Reise nach Italien ein Lebenswunsch in Erfüllung ging, ihre Begleiterin geworden und hatte ihr so viel Theilnahme und Freundschaft zu erwecken gewußt, daß sie mit Grauen an das mürrische Gesicht dachte, das sie in der Heimath um sich sehen mußte.

Zu ihrer Verwunderung schien Frau Karoline aber in den Wochen der Trennung Liebenswürdigkeit und Fügsamkeit gelernt zu haben. Sie packte stillschweigend ihren

Koffer, als Franziska nach kurzem Stadtaufenthalt Sehnsucht bekam nach den Bergen und einem deutschen Walde; sie murrte auch nicht, als Franziska in einem der allerbescheidensten Bauernhäuschen Partenkirchens Wohnung nahm.

Franziska wollte einmal die tausend Kleinigkeiten entbehren, mit welchen der moderne Luxus das Stadtleben befrachtet, um sich zu beweisen, daß sie nicht an Aeußerlichkeiten hänge. In schlichtem Reise-Anzug, nur von einem Führer begleitet, machte sie weite Wanderungen durch das entzückende Partnachthal, und die Bergluft röthete ihr die Wangen und goß ihr frohe Stimmung in's Herz.

An einem köstlichen Morgen war sie mit ihrem Begleiter auf den „Schachen" gestiegen, ein Felsplateau unter der Dreithorspitz, von dem man einen wunderbaren Einblick in die Felsenwildniß des Wettersteins und der Zugspitz genießt.

Durch ein Meer von Blumen führte der Weg, an allen Halden zog sich das leuchtende Roth der Alpenrosen empor, und über dem tiefen Tannengrün, unter dem strahlend blauen Himmel leuchtete das geisterhafte Weiß der Felswände.

Franziska saß in trunkenem Schauen in dem Aussichtspavillon. Jene wunschlose Stille, jener traumhafte Frieden war über sie gekommen, der sich in der Hochgebirgseinsamkeit in's Herz senkt, wenn von der Welt nichts mehr vernehmbar ist, als das Rauschen und Flüstern der großen, gottdurchwehten Natur.

Ein Schritt weckte sie aus ihrer süßen, tiefen Ver-

sunkenheit. Ein Wanderer trat in den Pavillon, grüßte und nahm auf einem der Stühle neben ihr Platz. Er schien sich nicht um die Nachbarin zu kümmern; ihr aber war die Stimmung verdorben. Die Anwesenheit eines Fremden rief sie unwillkürlich aus der poesievollen Einsamkeit in die Alltagswelt zurück; und doch wollte sie sich nicht durch ein sofortiges Aufstehen den Anschein geben, als ergreife sie vor ihm die Flucht.

So saßen sie eine Weile, von leisem Windhauch umfächelt, schweigend nebeneinander. Franziska hatte ihre Blumen zu einem Strauße geordnet und trat dann, aufstehend, bis an den Rand des Felsvorsprungs, von dem es senkrecht hinabgeht in die Tiefe, aus der wie unergründliche Augen die „blauen Gumpen" hervorglänzen. Sie stand eine Weile an die Holzbrüstung gelehnt; das Sonnenlicht spielte auf ihrem glänzenden braunen Haar, von dem sie den Hut genommen hatte.

„Wollen Sie sich nicht meines Fernrohrs bedienen?" sagte der Fremde, neben sie hintretend.

Die Frage klang so ruhig und höflich, daß Franziska keine Veranlassung sah, das freundliche Anerbieten zurückzuweisen. Als sie das Glas dankend zurückgab und mit dem Fremden ein paar Worte wechselte, bemerkte sie erst, wie groß er war. Eine sehr hohe, sehr gerade Gestalt, die in Haltung und Bewegung unverkennbar die militärische Schulung zeigte. Sein gebräuntes, hageres Gesicht hatte einen ernsten, fast finsteren Ausdruck, die Augen blickten scharf unter der hochgewölbten Stirn und den dunklen Brauen hervor; er trug nur den Schnurrbart

und um Mund und Kinn lag ein bitterer, sarkastischer Zug.

Franziska fand das Gesicht trotz seines düsteren Charakters nicht uninteressant, und da ihr der Fremde auf der einsamen Höhe mit derselben gemessenen, fast förmlichen Höflichkeit begegnete, mit welcher er wohl in einem Salon einer Dame gegenübergestanden hätte, so setzte sie auch später das Gespräch mit ihm fort, als sie vor dem Forsthause, in welchem man eine Stärkung zu sich nehmen konnte, wieder zusammentrafen.

Ueber den Wetterstein zog aber plötzlich eine gewitterdrohende Wolke empor, und Franziska stand rasch auf, um den Rückweg anzutreten. Der Fremde bat, sich ihr anschließen zu dürfen, da ihm der nähere und steilere Abstieg unbekannt sei.

Als sie einen Moment mit der Antwort zu zögern schien, sagte er mit leiser Verbeugung: „Erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen: Hauptmann v. Grufeck."

Franziska nannte ihren Namen nicht, aber sie bemerkte in heiterer Unbefangenheit, daß ihr gemeinsames Ziel sie ja ohnedies zu Weggenossen mache, und daß er sich der Führung des „Hanni", ihres Begleiters, getrost anvertrauen dürfe.

So schritten sie schnell neben einander abwärts, denn ferner Donner grollte über den Gipfeln.

Die Unterhaltung stockte trotzdem nur selten und erstreckte sich auf viel ernstere Fragen, als man sonst zu erörtern pflegt, wenn man mit heißen Wangen einen Bergweg hinunterläuft. Der Hauptmann verlor auch bei

der raschen Bewegung seine Ruhe nicht; er sprach langsam, mit gleichmäßigem Tonfall, und pflegte ein einmal begonnenes Thema in eingehender, gründlicher, aber immer ganz interessanter Weise zu beleuchten.

Franziska würde darnach, abgesehen von seinem militärischen Gang und seinen strammen Bewegungen, kaum den Offizier in ihm vermuthet haben. Seinem Wissen, seiner Unterhaltung nach konnte man ihn viel eher für einen Gelehrten halten. Sie bemerkte das auch gesprächsweise, und bei diesen Worten huschte zum ersten Mal ein helles Aufleuchten über sein Gesicht, und seine Augen blickten überrascht in die ihren.

„Sie scheinen viel Menschenkenntniß zu besitzen, mein Fräulein," sagte er. „Ich bin in der That meiner innersten Anlage nach ein Mann der Wissenschaft, kein Soldat. Aber ich bin nach meiner Neigung nicht gefragt worden. Man hat mich als kleinen Jungen in eine Kadettenschule gesteckt, und so war ich denn für die militärische Laufbahn bestimmt, ehe ich mich noch über mich selbst besinnen konnte."

Als man in das Thal gelangt war, fielen die ersten Regentropfen. Franziska, die nur einen Bergstock bei sich trug, nahm dankbar den großen Sonnenschirm an, den der Hauptmann als Stütze benutzt hatte und ihr nun zur Verfügung stellte.

Als sich an der Marktstraße ihre Wege schieden und Franziska frug, wohin sie den Schirm zurücksenden dürfe, sagte der Hauptmann, er wisse noch nicht, in welchem Gasthof er eine passendere Unterkunft finden würde, als

er bisher gehabt, würde sich aber erlauben, den Schirm selbst abzuholen, wenn das Fräulein ihm einen Besuch gestatten wolle.

Franziska erwiederte ein paar höfliche Worte und zeigte ihm die Richtung, in welcher ihre ländliche Behausung lag; sie freute sich, die Bekanntschaft mit dem ernsten Manne fortzusetzen.

Frau Gertweg stand, Franziska erwartend, vor der Hausthüre. Ihr Blick fiel sogleich auf den fremden großen Schirm, den das Mädchen in der Hand trug, und sie erkundigte sich lebhaft, wem dieser gehöre, ob Franziska auf dem Berge Gesellschaft gefunden. Da sie jedoch nur kurze Antworten erhielt, wendete sie sich an den Führer um Auskunft, ob der Herr, dem der Schirm gehöre, mit ihnen gegangen sei, ob er viel gesprochen habe und freundlich mit ihm gewesen sei und dergleichen mehr.

— — — — — — — — — — — —

Franziska saß am nächsten Morgen im Garten, als ihr die Karte des Hauptmanns gebracht wurde. „Graf Bernhard v. Gruseck, Hauptmann im 3. Feldartillerie-Regiment" — las sie überrascht. Es gefiel ihr, daß er gestern seinen aristokratischen Rang verschwiegen hatte und ihr Interesse für ihn steigerte sich, nicht weil er ein Graf war, sondern weil er auf den Grafen keinen besonderen Nachdruck zu legen schien.

Sie sahen sich nun öfters. Der Hauptmann suchte, ohne aufdringlich zu sein, die Gesellschaft des Fräuleins, und Franziska war's zufrieden, einen Begleiter gefunden zu haben, der so wanderlustig war wie sie, und neben

dem sie nicht zu völligem Schweigen verurtheilt war, wie an der Seite ihres Führers.

Nur die Bemerkungen Frau Karolinens, welche die einsamen Spaziergänge eines jungen Mädchens mit einem „Grafen" höchst romantisch zu finden schien, hätten ihr fast den Verkehr mit dem Offizier verleidet.

„Du liest zu viel Romane aus der Leihbibliothek, liebe Karoline," sagte sie eines Tages ziemlich ungeduldig. „So oft Du nun einen Herrn und eine Dame zusammen siehst, hältst Du sie für ein Liebespaar. Nie aber ist Deine Phantasie weiter von der Wahrheit abgeirrt, als in diesem Falle. Du wärest sehr enttäuscht, wenn Du hörtest, wie vernünftig wir uns auf unsern Spaziergängen unterhalten."

Der Graf hätte in der That ganz in derselben Weise mit Franziska verkehren können, wenn sie das Doppelte an Jahren gezählt hätte. Ihrer Bildung, ihrem Geist machte die Wahl seiner Gesprächsstoffe alle Ehre. Es hätten wohl wenig Damen seinen wissenschaftlichen Erörterungen mit so viel Verständniß und Interesse zu folgen vermocht, als sie, die Jahre lang der Sekretär und Studiengenosse ihres gelehrten Vaters gewesen war. Wenn sie dann aber Abends auf ihrem Balkon saß und das Sonnenlicht verglimmen sah, dann erschien ihr freilich alles Wissen dürr und kahl neben der leuchtenden warmen Sommerpracht, und es erfüllte sie mit brennender Ungeduld, daß sie diesem Manne nicht wie ein junges Mädchen erschien.

Sie wollte jung sein! Sie wollte ihn mit ihrer

Jugend aus seiner starren Ruhe aufrütteln, sie wollte wissen, warum er so freudlos schien. Sie nahm sich vor, dem Gespräch eine wärmere, vertraulichere Färbung zu geben. Doch sobald sie ihn sah, stand sie vollständig unter dem beherrschenden Einfluß seines kühlen, stillen Wesens, und der Ton zwischen ihnen blieb unverändert.

Einmal waren sie zusammen in einem Konzert gewesen, das für den Verschönerungsverein Partenkirchens abgehalten worden war. Er gab ihr durch die Sternennacht das Geleite. Die Musik hatte sie weich gestimmt; sie hätte so gern ein Wort aus seinem Herzen vernommen. Sie frug ihn nach seiner Heimath, nach seiner Mutter. Aber sein Gesicht verfinsterte sich; er antwortete nur kurz: er sei aus der Pfalz gebürtig und habe von seinem Elternhause nur eine traurige, bittere Erinnerung.

Dann gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her und blickten auf die funkelnden Sterne über ihnen. Sie sah zu ihnen empor mit träumenden Augen, eine ruhelose, wortlose Sehnsucht im Herzen; er mit dem Blick des Forschers, dem die leuchtenden Punkte am Nachthimmel eine große Inschrift sind, deren Räthsel er ergründen will. Er sprach eingehend über die unendlichen Entfernungen, die man zu berechnen gelernt hat, von den Milliarden von Meilen, die das Licht zu durchwandern hat, bis es zu uns herabschimmert, von den großen Gesetzen des Raumes und der Zeit, die uns die Mathematik, die untrüglichste aller Wissenschaften, lehrt.

Franziska lauschte seinen Worten mit jenem Schauder, den man vor den Wundern des Weltalls empfindet; doch

als er sich dann mit seiner kurzen militärischen Verbeugung, mit einem flüchtigen Händedruck von ihr verabschiedet hatte, als sie allein in ihrem Stübchen stand, da seufzte sie tief.

So zog die Liebe in ihr Herz. Nicht heiter und sonnig, wie sie es in Italien geträumt hatte, nein, als eine qualvolle Sehnsucht, als ein Kampf gegen die Kluft, die zwischen ihr und jenem ernsten, stillen Manne lag.

Die Wochen vergingen. Der August war zur Hälfte vorüber. Im Dorfe, im Mund der Sommergäste galten die Beiden: der große fremde Herr und die große fremde Dame, denen man stets zusammen begegnete, längst für ein verlobtes Paar, während Franziska sich noch besann, ob sie den Grafen wohl ihren Freund nennen dürfe und ob sie ihn in der Stadt wiedersehen würde.

Als sie eines Abends, von einem Spaziergange heimkehrend, durch die Marktstraße schritten, hielt vor einem der Gasthöfe ein Wagen, aus dem ein schlanker, blonder Mann einer kleinen, älteren Dame heraushalf. Eine graue Dogge sprang auf Franziska zu, die sich unwillkürlich umwendete.

Der blonde junge Mann hatte auch die Augen zu ihr erhoben; er warf einen Blick auf ihren Begleiter und zog dann grüßend den Hut. Es war Ferdinand Harder, welchen sie seit dem Thauwettermorgen nicht mehr gesehen hatte.

Bei der Erinnerung an die letzte Unterredung mit ihm schoß ihr das Blut heiß in die Wangen, um so mehr, als auch die ältere Dame, die nun an seinem Arm in's Haus

schritt und die wohl seine Mutter sein mochte, ihr einen prüfenden Blick zuwarf.

Der Graf war, als der Hund auf Franziska zusprang und diese den Kopf wandte, in seinem Gespräch stecken geblieben. Er vollendete nun auch seinen Satz nicht mehr, sondern hielt die Augen forschend auf das Gesicht des Mädchens geheftet.

„Sie hatten eben eine Begegnung, die Ihnen besonderen Eindruck zu machen schien. Der Herr ist wohl ein älterer Bekannter, hat das Glück, Ihnen nahe zu stehen?"

„Nicht doch," erwiederte Franziska. „Er ist mir fremd und gleichgiltig." Das Herz klopfte ihr rascher, wie er sie so durchdringend anblickte; bei der eifersüchtigen Gereiztheit seiner Frage hatte es sie überrieselt mit einem berauschend freudigen Gefühl.

Sie konnte in dieser Nacht keinen Schlaf finden. Immer hörte sie wieder die rascher als sonst gesprochenen Worte, durch die zum ersten Male eine warme Regung geklungen hatte.

Am nächsten Morgen machte der Graf ihr einen Besuch in dem Bauernhäuschen. Es war ganz einsam. Frau Gerweg pflegte die Vormittagstunden bei einer Notarswittwe zu verplaudern, in welcher sie eine Schulkameradin wiedergefunden hatte; die Landleute arbeiteten auf dem Felde. Im Garten duftete es von Reseden und Nelken, und über das Gemüsebeet flogen mit durchsonnten Flügeln die weißen Schmetterlinge.

Als der Graf hier in der tiefen Stille dem Mädchen gegenüber saß, bat er sie um ihre Hand. Ihr war's, als

stünde ihr plötzlich das Herz still vor einem Uebermaß des Glückes. Der jubelnde Aufschrei drängte sich ihr auf die Lippen: „Also hast Du mich lieb?"

Sie hätte sich in seine Arme werfen und ihn ersticken mögen mit einem Kuß, als müßten ihre Lippen das Räthsel seines Wesens lösen können. Doch die alte Scheu war noch immer zwischen ihnen; und wie sie nun in sein Gesicht blickte, das ernst und unbeweglich war, wie sonst, da schnürte ihr diese Scheu fast die Kehle zu, daß sie nicht reden und nicht fragen konnte.

Was er sprach, war keine glühende Liebeswerbung; aber es waren die Worte eines ernsten Mannes, der nicht blos an sich, auch an das Schicksal Derjenigen denkt, welche er an das seine knüpfen will. Er versicherte ihr in stolzer Bescheidenheit, daß er wohl begreife, wenn sie nicht sogleich ihre Wahl treffen könne, daß er sie bitte, Erkundigungen über seine Person einzuziehen; er habe seiner Frau allerdings nichts zu bieten, als seine Stellung als Offizier und seinen Namen; aber seine Kameraden wie seine Vorgesetzten könnten ihr bezeugen, daß dieser Name ein makelloser, der eines Ehrenmannes sei.

Franziska erwiederte mit einem warmen Lächeln, sie habe unbegrenztes Vertrauen in seinen Charakter und bedürfe keiner fremden Zeugnisse. Aber ihr Mädchenstolz weigerte sich, seiner kühlen Vernunft gegenüber ein rasches „Ja" zu sprechen, und so sagte sie denn mit viel mehr Ruhe, als sie innerlich besaß, sie würde seine Worte überdenken und ihm am nächsten Tage ihre Antwort geben. Dann legte sie mit einer freundlichen Bewegung ihre

Hand in die seine; er hielt dieselbe länger fest als sonst, aber seine Hände waren kalt, trotz der sommerlichen Wärme. Fast feierlich nahm er von ihr Abschied.

Sie stand dann lange am Fenster der kleinen Bauernstube, die ganz von Sonnenlicht erfüllt war, in welcher in der Mittagsschwüle die Fliegen summten. Von hier konnte sie auf dem schmalen Wiesenwege seiner hohen Gestalt mit den Augen folgen. Nun begriff sie mit einem Male die Selbstbeherrschung der letzten Minuten nicht mehr. Warum hatte sie ihn so frostig und kühl ziehen lassen, warum hatte sie nicht selbst das erste warme Wort gesprochen? O, seine Kälte war gewiß nur Stolz! Er wollte nicht betteln um Liebe! Aber er liebte sie! Er mußte sie ja lieben! Warum sollte er sonst ihrer begehren?

Ihr Herz klopfte in dieser wonnigen Gewißheit, ihr Kopf dachte den süßen Gedanken, ihre Lippen murmelten die seligen Worte!

Nur einen Moment lang wollte ihr ein häßlicher Zweifel auftauchen und sie preßte die Hände an die Schläfen, die fiebernd schlugen. Jener Morgen auf der Eisbahn stand ihr plötzlich vor der Erinnerung und sie hörte wieder die Stimme des Attaché's, der ihr ohne Scheu bekannte: „Ich weiß, daß Sie ein reiches Mädchen sind!"

Doch nein, nein! Der Graf wußte das nicht einmal, konnte es nicht wissen. Er hatte sie erst auf dem Lande kennen gelernt, und wer konnte in dem schlicht gekleideten Mädchen, das in dem einfachsten aller Bauernhäuser wohnte, eine reiche Erbin vermuthen? Für den bescheidenen Wohl-

stand, den ihr übriges Auftreten allenfalls voraussetzen ließ, würde doch kein Mann seine Freiheit opfern. O pfui, pfui! Als ob ein Mensch, wie er, sich verkaufen würde! Sie schämte sich, daß ein solcher Gedanke nur einen Augenblick ihre Seele trüben konnte, daß ihre doch erst geringe Welterfahrung ihr solches Mißtrauen gegen die Menschen geweckt hatte.

Frau Gerweg, welche dem Grafen auf dem Rückwege von dem Bauernhäuschen begegnet war, sah mit forschenden Augen auf Franziska's erregtes Gesicht. Doch alle ihre Anspielungen und Fragen über den Morgenbesuch scheiterten an dem verträumten Schweigen des Mädchens, das über ihr Buch hinweg in die blaue Luft starrte und kaum zu hören schien, wenn man sie ansprach.

Ach, Franziska liebte den Mann, der sie zu seiner Frau haben wollte! Die Bedenken des Verstandes schweigen so rasch, wenn das Herz „Ja" sagt, und die Lippen sprechen ihm das liebe Wörtchen so willig nach.

— — — — — — — — — — — —

Arm in Arm, ein verlobtes Paar, schritten die Beiden am nächsten Tage durch die Marktstraße Partenkirchens, während über dem Wetterstein und der Zugspitz der erste dichte Herbstnebel lagerte.

3.

Es war drei Jahre später und es war wieder Sommer, ein feuchter, schwüler Frühsommer. Franziska war eben von einem Spaziergang mit ihrem Gatten heimgekehrt; er hatte sich sogleich in sein Studirzimmer zurückgezogen,

aus welchem er nun vor dem späten Abend nicht mehr zum Vorschein kam.

Während sie die Handschuhe aufknöpfte, fiel ihr Blick auf einen frischen Strauß von Alpenrosen, der das kleine Marmortischchen unter dem Pfeilerspiegel schmückte. Die Blumen riefen ihr plötzlich wieder die Erinnerung wach an jenen Sommertag, da sie zum letzten Male auf dem Schachen Alpenrosen gepflückt hatte. Das war ein Schicksalstag gewesen! Die drei wichtigsten Ereignisse in einem Frauendasein hatte sie seitdem erlebt: ihre Verlobung, ihre Verheirathung, die Geburt ihres Kindes.

Sie beugte das Gesicht tief auf die Blumen hinab.

O, wie der leise Duft, der ihnen entströmte, ihr die Stimmung jenes Sommermorgens zurückrief! Der stolze Mädchenfriede, in welchem sie damals heiter und kühl den Berg emporgestiegen war, erschien ihr nun wie ein entschwundenes, fernes Glück. Seit jenem Tag, seitdem Bernhard in ihr Leben eingetreten war, hatte sie ihre Seelenruhe verloren, und die Ehe hatte ihr den Frieden nicht wieder gebracht. Drei Jahre lang war sie schon sein Weib! Noch immer aber blieb sein Wesen ihr fremd und verschleiert, noch immer lag eine Scheidewand zwischen ihnen, die nicht weichen wollte. Er war gütig und besorgt, rücksichtsvoll und launenlos; aber niemals gab er seinem Gefühl für sie in warmen Worten Ausdruck, und seine kühle, frostige Art band auch ihr die Zunge, daß sie ihm niemals sagen konnte, wie leidenschaftlich sie an ihm hing. So brannte in ihr die beständige, qualvolle, unbefriedigte Sehnsucht, ihrem Gatten näher zu kommen, jede Empfin-

dung, jeden Gedanken mit ihm zu theilen, jede Regung seiner Seele zu verstehen; aber seine Verschlossenheit, sein Schweigen lastete wie ein schmerzender Druck auf ihrem Herzen, und sie zermarterte sich das Gehirn mit der Frage, ob er glücklich sei.

Er arbeitete mit unermüdlichem Eifer an einem großen mathematischen Werke, zu dem er bedeutende Vorstudien hatte machen müssen. Sie selbst hatte ihm vorgeschlagen, den Dienst zu verlassen und sich ganz der Wissenschaft zu widmen. Diese Freiheit, die er dankbar angenommen, war das Einzige gewesen, was ihm ihr Reichthum bieten konnte. Gegen alle Freuden des Luxus und der Geselligkeit blieb er unempfindlich. Seine Bücher waren seine Welt. Ja, sein Arbeitsfieber hatte sich von Monat zu Monat gesteigert.

Mit einem plötzlichen Schrecken fuhr Franziska aus dem ernsten Grübeln empor, in welches sie vor den Alpenblumen verfallen war. Sie erinnerte sich mit einem Male, daß sie in der letzten Nacht noch spät den Schritt des Gatten im Nebenzimmer vernommen hatte, daß er lange über Mitternacht hinaus geschrieben haben mußte. Ihr allgemeines Leid verschwand vor der Sorge um ihn und seine Gesundheit, die sich plötzlich vor ihr aufthürmte.

„Lieber Bernhard, warum reitest Du gar nicht mehr?“ sagte sie, als sie bei dem späten Abendessen an seiner Seite saß. „Du hast die reine Zimmerfarbe. Es beunruhigt mich, daß Du so viel über den Büchern sitzest.“

„Wirklich, Franziska?“ sagte er lächelnd. „O, ich fühle mich recht wohl in meinem Studirzimmer. Doch

wenn Du es wünschest, kann ich ja meine Morgenritte wieder aufnehmen."

Franziska stand am nächsten Tage in ihrem reizenden Morgenanzuge auf dem Balkon, als ihr Gatte fortsprengte durch die einsamen Anlagen. Sie nickte ihm einen freudigen Gruß zu und empfand es wie einen Triumph daß sie ihn für eine Weile seiner Bücherwelt entrissen habe.

Was hätte sie, wenige Wochen später, darum gegeben, wenn sie seine Reitlust nicht geweckt, er ihrer Bitte nicht Folge geleistet hätte!

In den ersten Julitagen war's, als sie mit einem lauten Schrei des Entsetzens den Schimmel ohne Reiter von einem Dienstmann geführt zurückkommen sah. Sie flog förmlich die Treppe hinab, ohne Hut, in ihrem lang nachschleifenden Hauskleide trat sie auf die Straße und stürzte auf den Mann zu, der noch kaltblütig die Hausnummern ablas.

„Was ist geschehen?" rief sie todtenbleich. „Ist mein Mann gestürzt, verwundet, todt!" Mit angstgepreßter Stimme keuchte sie die Worte hervor. Die Kniee wankten ihr, sie hatte ein Gefühl, als müsse sie zusammenbrechen.

Der Herr sei allerdings gestürzt, das Pferd habe vor einem über den Damm fahrenden Lastzug gescheut und ihn abgeworfen. Todt sei er nicht; auch nicht bewußtlos; der Arm wäre voll Blut gewesen, man habe ihn in das nächste Gasthaus geführt, lautete die mit unzerstörbarem Phlegma gegebene Antwort des Dienstmannes, der dann gleichmüthig in seiner Tasche nach einem Blatt suchte.

„Das soll ich an die gnädige Frau abgeben," sagte er endlich und überreichte Franziska eine mit Blut befleckte Visitenkarte, auf welche in kaum leserlichen Zügen die Worte standen:

„Ohne Sorge. Doktor da. Komme nach Hause.
Bernhard."

Es rührte sie tief, daß er ihres Schreckens gedacht und sie mit der mühseligen Schrift zu beruhigen gesucht hatte. In diesen Stunden des Harrens, als sie, auf dem Balkon stehend, nach jedem Wagen ausblickte, der in die Straße einbog, auf den schlimmsten Anblick gefaßt, von den schrecklichsten Bildern gefoltert, da ward sie sich erst voll bewußt, wie grenzenlos, wie über alle Maßen lieb sie ihn habe.

Erst als der Arzt ihr versichert hatte, von Gefahr sei keine Rede, als sie den Gatten mit seinem gewohnten Gesichtsausdruck auf dem Sopha liegen sah, in ihrem Haus, in ihrer Pflege, erst da beruhigte sich wieder ihr Herzschlag, der ihr die Brust zu sprengen gedroht. Ja, wie es zuweilen im Leben zu geschehen pflegt, daß ein Ereigniß, welches im Herannahen entsetzlich erschien, plötzlich eine ungeahnte Lichtseite entfaltet, so wurden diese Wochen nach dem Unfall für Franziska von süßem Reiz. Bernhard's Allgemeinbefinden besserte sich rasch; er konnte seine Studien wieder aufnehmen; nur der rechte Arm blieb noch für lange dienstuntauglich, und wenn er auch mit der linken Hand ein paar Worte zu kritzeln vermocht hatte, so erwies sich dieselbe doch für längeres Schreiben viel zu unbehilflich.

So war seine Frau denn zugleich Pflegerin und Schreiber — sein Mitarbeiter, seine rechte Hand. Es war für Franziska eine Ruhepause ihrer großen Sehnsucht, als sie so Tage lang bei ihm im Studirzimmer saß, während er diktirend auf und ab schritt und zuweilen die Hand auf ihre Schulter legte, wenn er sich auf ihr Blatt beugte: sie fühlte sich dann dem Geliebten unentbehrlich.

Auch Bernhard trug seine Haft und Abhängigkeit mit Gleichmuth und Geduld; nur eines Tages fand Franziska ihn nach dem Besuch des Arztes verstimmt. In Wien war nämlich ein bedeutender Mathematiker verstorben, dessen reichhaltige Bibliothek verkauft werden sollte. In derselben befanden sich werthvolle alte Manuscripte, vergriffene Ausgaben, allerlei Werke, deren Besitz dem Grafen begehrenswerth erschien. Brieflich ließ sich ein Ankauf nicht wohl bewerkstelligen, da gerade die interessantesten Nummern der Sammlung verschiedene Liebhaber finden mußten; eine Reise nach Wien aber halte der Arzt auf's Strengste verboten.

„Laß mich an Deiner Stelle hinfahren," sagte Franziska, da sie ihren Gatten wiederholt mit enttäuschtem Gesicht auf die Zeitung blicken sah. „Frau Gerweg macht sich ein Vergnügen daraus, während meiner Abwesenheit die Aufsicht über das Kind und das Haus zu übernehmen, und wenn Du in dem Verzeichniß der Bibliothek die Dir begehrenswerthen Bücher anstreichst, so hoffe ich Dich nicht allzu schlecht zu vertreten."

„Das wolltest Du?" rief er mit ungewohnter Leb-

haftigkeit. „Wie gut Du bist, Franziska!“ und er warf ihr einen warmen, dankbaren Blick zu, unter dem ihr eine schöne, freudige Röthe in die Wangen stieg. Es war ihr schmerzlich, ihn gerade jetzt zu verlassen, da sie so harmonisch zusammengelebt hatten; aber sie hatte in den letzten Wochen den festen Vorsatz gefaßt, seine Interessen zu den ihren zu machen und kein Opfer zu scheuen, um sein volles, rückhaltloses Vertrauen zu gewinnen.

Mit der süßen Zuversicht im Herzen, daß in der Zukunft ihre Ehe noch zu einem vollen Glück emporblühen würde, reiste sie in einer schwülen Sommernacht nach Wien. Sie stöberte mit wahrem Feuereifer unter alten Folianten umher, suchte mit Eifer den verschiedenen Bewerbern um die bezeichneten Bücher zuvorzukommen, und konnte endlich, mit innerlichem Triumph, eine Kiste mit dem werthvollsten Inhalt der Bibliothek zusammenpacken lassen. Das Kaufgeschäft hielt sie mehrere Tage in Wien fest.

Da sie keine Bekannten in der Stadt hatte, war sie in einem Hotel abgestiegen, in dem sie sich auch ganz behaglich fühlte. In einer Nacht aber, der Morgen dämmerte eben herauf, fuhr sie plötzlich aus dem Schlafe empor: sie hatte deutlich einen Schuß gehört, der in geringer Entfernung im Hause selbst abgefeuert worden war.

Sie horchte erschrocken auf. Eine Weile blieb es noch still, dann aber wurden Schritte vernehmbar; man hörte ein Klopfen, Rufen, ein Flüstern erregter Stimmen; endlich Schlüsselgerassel, ein Feilen, Hämmern, Klirren

an der Thüre des nächsten Zimmers, dazwischen das laute Heulen eines Hundes.

Franziska hatte alle Lust am Schlafen verloren und klingelte. Das Stubenmädchen trat sogleich ein und meldete mit verstörtem Gesicht, daß ein Herr, der erst spät Abends angekommen sei, sich im Nebenzimmer erschossen habe. Eben sei die Thüre gesprengt worden. Der Fremde sei todt.

Es ward wieder ganz still nebenan, nur der Hund winselte. Man durfte bis zur Ankunft der Polizei und des Arztes die Leiche nicht von der Stelle rücken.

Franziska kleidete sich an, um lieber fortzugehen und auswärts zu frühstücken, da der Vorfall ihr einen peinlichen Eindruck machte. Als sie aus dem Zimmer trat, wollte man eben den Hund, der mit seinen Jammertönen alle Gäste des Hotels weckte, mit Gewalt aus dem Gemache entfernen. Das arme Thier aber sträubte sich in rührender Sehnsucht nach dem todten Herrn und stieß ein wildes Klagegeheul aus.

Franziska blickte voll Mitleid und Grauen auf die Scene; da kroch zu ihrer Ueberraschung der Hund wie hilfeflehend zu ihr heran, sein Gewinsel verstummte plötzlich; er wedelte wie zum traurigen Erkennungszeichen. Bestürzt betrachtete sie die graue dänische Dogge; eine Erinnerung tauchte in ihr auf, ihre Augen richteten sich angstvoll auf das stille Gemach, in dem der Todte lag, und als nun gerade die Thüre geöffnet wurde, konnte sie nicht umhin, auf die Schwelle zu treten und nach der Leiche zu schauen.

Sie stieß einen lauten Schrei aus, ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Sie erkannte das feine Gesicht mit dem blonden Schnurrbärtchen, die vollen, etwas aufgeworfenen Lippen, die so heiter vom Leben zu plaudern gewußt und nun erstarrt waren in finsterem Trotz.

Das also war das Ende des lustigen Ferdinand Harder, dem sie eine so lichte Zukunft gewünscht hatte!

Man war durch ihren Schrei auf sie aufmerksam geworden, und sie mußte das traurige Amt übernehmen, Name und Stand des Todten festzustellen.

Sie verstand sich später auch noch auf Bitten des Hotelbesitzers dazu, der Mutter des unglücklichen jungen Mannes die furchtbare Nachricht mitzutheilen.

Am darauf folgenden Tage kam die arme Frau in Wien an; am Nachmittage fand das Begräbniß statt. Franziska hatte ihre Angelegenheiten beendet und schickte sich zur Abreise an. Vorher aber hielt sie es für ihre Pflicht, der unglücklichen, tiefgebeugten Mutter des Todten noch einige tröstende Worte zu sagen. So schickte sie denn ihre Karte in deren Zimmer, und ihr Besuch ward angenommen.

Mit bewegtem Antlitz, mit warmen Worten auf den Lippen trat sie vor die zarte, kleine Frau mit den weißen Haaren und den welken Zügen. Sie erinnerte sich, mit welcher Zärtlichkeit Ferdinand stets von seiner Mutter gesprochen hatte, und überquellendes Mitleid gab ihrer Stimme einen weichen Klang.

Aber es war nicht leicht, einer Trauernden Trost zu spenden, die der Schmerz so wenig mild und sanft ge-

stimmt hatte, die vielmehr mit bösen Augen um sich blickte, welche in Franziska einen Schauder weckten.

„Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Frau Gräfin, für den Antheil, welchen Sie an dem traurigen Loose meines Sohnes nehmen," sagte Frau Harder endlich, nachdem sie lange stumm auf Franziska gestarrt hatte. „Mein Sohn hatte natürlich keine Ahnung, daß Sie ihm so nahe waren. Er würde sonst nicht die Taktlosigkeit begangen haben, gerade von Ihnen ein letztes Mitleid zu erbetteln. Aber das Schicksal hat es gewollt, daß Sie zur Zeugin eines Todes wurden, den Sie verschuldet haben, Frau Gräfin!"

Die Stimme, die erst dumpf und kalt geklungen, war bei den letzten Worten emporgewachsen zu wilder, leidenschaftlicher Anklage. So düster und drohend stand die bleiche Frau in dem schwarzen Gewande vor Franziska, als wolle sie von ihr das Leben des Sohnes fordern.

„Um Gottes willen!" rief diese entsetzt. „Wie können Sie eine so furchtbare Verantwortung auf meine Seele wälzen! Seit Jahren habe ich Ihren Sohn nicht mehr gesehen, ich kannte ihn kaum."

„Es ist unnütz, mich täuschen zu wollen, Frau Gräfin," unterbrach Frau Harder sie herbe. „Ich weiß aus Ferdinand's eigenem Munde, daß er Sie um Ihre Hand bat, und daß Sie ihn abgewiesen haben."

„Das that ich; ja! Aber diese Abweisung kann Ihrem Sohne nicht tief an's Herz gegriffen haben, da von seinem Herzen in der Werbung gar nicht die Rede war," erwiederte Franziska mit der leisen Bitterkeit, welche ihr diese Erinnerung stets erweckte.

„Und doch hatte mein Sohn ein gutes Herz!" klang es nun in weicherem Tone von den bebenden, bleichen Frauenlippen. „Es war ein braver, edler Kern in ihm. Damals hätte ihn ein kluges, hübsches Mädchen von dem Abgrund zurückgehalten, in den ihn seine Leidenschaften fortgerissen haben. Sie hätten ihn retten können! Aber Sie wollten nicht. Von jenem Tage an, da Sie ihn fortgestoßen haben, ist er in schlechte Gesellschaft gerathen, hat sich in Abenteuer gestürzt, hat gespielt, Schulden gemacht, bis ihm nur dieses Ende übrig blieb."

Eine Weile war's ganz still in dem Gemach. Franziska blickte erschüttert von diesen wenigen Worten, die ein so tragisches Geschick in sich faßten, zu Boden.

„Wer weiß, ob ich der Schutzengel Ihres armen Sohnes geworden wäre," sagte sie dann leise. „Die Erfahrung zeigt ja leider nur allzu oft, wie machtlos eine Gattin ist den gefährlichen Lockungen gegenüber, die einem heißblütigen jungen Mann von allen Seiten in den Weg treten. Wie hätte ich ihn retten können, da nur seine Vernunft mich wählte und sein Herz nichts von mir wußte. O, glauben Sie mir, eine Ehe ohne Liebe hätte uns Beide nur elend gemacht!"

„Und doch haben Sie selbst eine Ehe ohne Liebe geschlossen, Frau Gräfin v. Grubeck!"

Sie sprach diese Worte mit einem bösen Aufblick, mit einer auffallenden Betonung des aristokratischen Titels.

„Ohne Liebe — meine Ehe?" rief nun Franziska und ein zorniges Roth stieg in ihre Wangen. „Ich muß Ihrem Schmerze viel Bitterkeit zugute halten, gnädige Frau,

aber ich bitte Sie, lassen Sie sich nicht zu Beleidigungen hinreißen, die meinen Frauenstolz zu empfindlich treffen, und die ich, um meines Gatten willen, energisch zurückweisen muß."

„O, ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen. Ich wollte nur mit meiner Bemerkung sagen, daß gerade Ihre Ehe den Beweis liefert, welch' schönen, glücklichen Ausgang eine Vernunftehe haben kann."

„Unsere Ehe war keine Vernunftehe!" erwiederte Franziska, die sich erhoben hatte und nun kühl und stolz der erregten kleinen Frau gegenüber stand, deren düstere Augen wie fiebernd und irre in ihren Höhlen hin und her rollten.

„Nicht, Frau Gräfin? Nun, dann hat der Zufall ja recht freundlich für Sie gewaltet. Ihr Gatte, der Herr Graf, ist doch sicher nicht — Liebe suchen gegangen, als er sich an das — Heirathsbureau in M. gewendet hat und von ihm die Adresse der reichen Erbin erfuhr! Es ist ja sehr schön, wenn die Seelen sich nachträglich zusammengefunden haben, aber von einer freien Herzenswahl dürfte in diesem Falle doch auch nicht die Rede sein."

Alle Farbe war aus Franziska's Wangen und Lippen gewichen; nur ihre Augen richteten sich dunkelleuchtend und starr auf den Mund, der wie von innerlichem Schmerz gestachelt, die grausamen, höhnischen Worte gesprochen hatte.

„Nehmen Sie diese Verleumdung zurück!" rief sie, in ihrer heißen Empörung die Rücksicht auf die Trauernde

vergessend. „Es ist keine gerechte Rache, die Sie üben, wenn Sie mir, der völlig Schuldlosen, um Ihres Sohnes willen schmähliche Beleidigungen an den Kopf werfen!"

„Was ich sagte, ist eine unleugbare Thatsache."

„Wie wäre das möglich, da ich nichts davon weiß! Wie könnte mein Gatte meine Adresse in einem Heiraths-bureau erfahren haben, da ich nie eheluſtig und schamlos genug gewesen bin, um mich an ein solches zu wenden?" rief Franziska rasch und heftig, als wolle sie nicht blos die ihr entgegengeschleuderten Worte widerlegen, sondern auch die zweifelnden Gedanken, die plötzlich auf sie einstürmten.

„Es könnte die Meldung von anderer Seite geschehen sein, verehrte Frau Gräfin. Ich erzähle nur, was in Partenkirchen, als der Graf um Sie warb, ein öffentliches Geheimniß war. Ihre Verwandte — eine Frau Gerweg, wenn ich nicht irre — hatte damals ihrer Jugendfreundin, der Frau Notar Köhler, in deren Haus wir wohnten, unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt, daß sie selbst heimlich an ein Heirathsbureau geschrieben und den ihr passenden Bewerber, den aristokratischen Offizier, mit den nöthigen Anweisungen versehen habe. Daß die Art, wie Ihr Gatte Ihre Bekanntschaft gemacht hat, Ihnen bis heute unbekannt geblieben sei, konnte ich nicht wissen. Ich würde Ihnen sonst Ihren schönen Wahn nicht zerstört haben, Frau Gräfin."

Sie sprach die letzten Worte sanfter und ruhiger, als bereue sie, in ihrer Erbitterung so weit gegangen zu sein; denn Franziska's Gesicht war plötzlich todtenblaß gewor-

den, immer starrer richtete sich ihr Blick in's Leere, wie gebrochen schien die stolze Gestalt. Wie Wahrheit klang ihr plötzlich, was sie als schmähliche Verleumdung zurückgewiesen hatte. Das Drängen ihrer Verwandten zu einer Verheirathung trat ihr in die Erinnerung, der Wunsch Karolinens, der Abhängigkeit ihrer Stellung als Gesellschafterin zu entkommen, und durch den ihr ausgesetzten Jahresgehalt ein, wenn auch bescheidenes, so doch freies Leben führen zu können; die Einsamkeit, in welcher sie während der Frühlingsmonate zurückgeblieben war, um ihren Plan reifen zu lassen; ihre Fügsamkeit bei Franziska's Rückkehr aus Italien, ihr Interesse an dem Grafen, ihre Neugier und Aufregung in den letzten Partenkirchner Wochen; endlich die Kälte ihres Gatten, sein räthselhaftes Wesen, für das sie umsonst eine Lösung gesucht — das Alles reihte sich in wenigen Minuten zu einer schweren Kette, die sich mit todeskalten Gliedern um ihr Herz legte und es zusammenschnürte zum Ersticken.

„Warum bestürzt Sie meine Mittheilung so sehr, Frau Gräfin?" sagte Frau Harder in der fruchtlosen Bemühung, die Wirkung ihrer Worte abzuschwächen. „Da Ihre Ehe eine glückliche geworden, ist es doch gleichgiltig, ob der bloße Zufall, oder eine gewiß wohlgemeinte Absicht die erste Bekanntschaft vermittelt hat."

Franziska vernahm diese Worte nur noch wie in einer dumpfen Betäubung. Es war ihr ganz gleichgiltig geworden, was diese Frau von ihr dachte; sie hatte alle Selbstbeherrschung, alle Kraft der Verstellung verloren.

„Ihr Sohn hatte Recht, als er dieser Welt den Rücken

kehrte," sagte sie klanglos. „Er hat das bessere Theil erwählt. Gönnen Sie ihm seine Ruhe!"

Damit verließ sie das Gemach.

4.

Unter dem gewitterschweren Nachthimmel brauste der Eilzug dahin. Einmal klatschte Regen an die Wagen und Blitze zuckten über den schwarzen Hintergrund, auf dem, von jähem Lichte übergossen, ein Kirchthurm, eine Waldecke, ein Haus aufleuchtete, um wieder im Dunkel zu verschwinden; dann ward's wieder still, und die Mondstrahlen schimmerten durch phantastisches Wolkengebilde.

In dem einsamen Coupé saß Franziska mit schlaflosen, brennenden Augen; manchmal brach ein Stöhnen von ihren Lippen. Jeder Gedanke that ihr weh, und sie konnte doch nicht aufhören zu denken!

Und nirgends in der Welt eine Menschenseele, der sie klagen durfte, wie verrathen sie sei, zu der sie sich retten konnte vor dem Ekel, der sie erfüllte. Die einzige Verwandte, für die sie gesorgt hatte, mehr als die Pflicht gebot, hatte aus Selbstsucht mit Fremden über sie verhandelt, sie feilgeboten wie eine Waare, und nicht einmal den Anstand gehabt, über diese Schmach zu schweigen!

Doch was lag an Karoline! Es kostete kein Herzblut, sie zu verachten. Doch er! er!

Sie malte sich's aus mit grausamer Phantasie, wie der Graf in einem nüchternen Comptoir zum ersten Male ihren Namen gehört, von gleichgiltigen Lippen, im Geschäftstone; wie er weiter gefragt und Zahlen verlangt habe,

wie er trocken und kühl mit dem Kopfe genickt, als ihm die Summe hoch genug gewesen, und wie er dann die Geldstücke auf den Tisch gelegt habe, welche die Auskunft wohl kosten mochte. Wie er ihr dann, da das „Geschäft" ihm paßte, nachgefahren war, um sie zu „besehen", wie er schon damals in der großen, poesievollen Bergeinsamkeit sie prüfend und berechnend betrachtet haben mußte, mit der Beschreibung ihrer Person in der Tasche.

Ein neuer Gedanke, der entsetzlichste, jagte ihr eine heiße Blutwelle nach den Schläfen. Er wußte ja nicht einmal, wie unschuldig sie an dem Verfahren ihrer Verwandten war, er mußte glauben, sie, sie selbst, habe in übergroßer Heirathslust ihren Namen in das Glücksrad eines Vermittelungsbureau's geworfen!

O welche Schmach, welche entsetzliche Schmach!

Es schüttelte sie in Fiebernschauern; sie mußte aufschreien, um nicht zu ersticken in stummer Qual.

Dieser Mann mit den kühlen, prüfenden Augen, von dem sie sich entwürdigt und entehrt fühlte — es war ja ihr Gatte! Ihr Gatte, von dem sie ihr Leben nicht fortdenken konnte, weil sie sein gewesen war mit jedem Gedanken, mit jedem Pulsschlag, mit jedem Nerv, der in ihr zuckte! Es war der Vater ihres Kindes! Es war der Mann, um dessen Liebe sie geworben hatte, sehnsüchtig, schmerzlich, demuthvoll.

„Todt sein! Todt sein!" schrie sie hinaus in den nächtlichen Gewittersturm. „O, welch' erstrebenswerther Zustand!"

Endlich dämmerte der Morgen. In rosigem Duft zog

der neue Tag empor. Durch die klare Luft klang Glockengeläute. So schön, so friedlich lag das blühende Land.

„Es kann nicht sein, es kann nicht sein!" rief Franziska mit wieder erwachender Hoffnung. „Die Frau mit den bösen Augen hat gelogen. Wozu hätte er's gethan, wozu?"

Als sie ihr Heim wieder sah, als ihr vom Balkon herab ihr Gatte grüßend zuwinkte, da war's ihr, als weiche ein böser Traum von ihr, der sie eine Nacht lang geängstigt hatte.

Auf der Treppe aber kam ihr Frau Gerweg entgegen. Vor diesem Gesicht kehrten die Zweifel zurück. Was sie über diese Frau vernommen, schien so glaubwürdig, so entsetzlich wahr! Sie ergriff die ihr dargebotene Hand nicht; stumm und kalt schritt sie an der Verwandten vorüber.

Ein leiser Schauer lief ihr durch die Glieder, als ihr Gatte auf sie zutrat und sie küßte. Sie lag einen Moment lang mit geschlossenen Augen in seinem Arm, als wolle sie hier Vergessenheit suchen.

„Was ist Dir, Franziska? Du bist bleich?" frug Bernhard besorgt. „Du hast Dich übermüdet; kommst Du krank zurück?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Nein, nein, ich bin gesund! Aber ich muß Dich sprechen — allein — sogleich! Nur das Kind will ich erst sehen."

Sie eilte an das Bettchen ihres Knaben; sie hob ihn mit einem halbunterdrückten Aufschluchzen empor und drückte ihn an sich. Er war eben erwacht; die Wärme des Schlafes lag noch wie ein Duft über dem runden

Köpfchen, den hellen, lachenden Augen. Immer fester, immer leidenschaftlicher preßte sie das kleine Wesen in die Arme und ließ die schmerzenden, heißen Augen auf seinen blonden Härchen ruhen. In ihrem Herzen schrie eine gewaltige Stimme: „Mein, mein! Und wenn meine ganze Welt zusammenbricht, Du bist mein!"

Sie hüllte ein Tuch um die rosigen, runden Beinchen des Knaben und schritt, mit dem Kinde auf dem Arm, nach dem Zimmer ihres Gatten. Er blickte ihr ernst und fragend, aber mit gewohnter Ruhe entgegen.

Als sie das stille Gemach wiedersah, von dem sie in solch' glücklicher, warmer Stimmung Abschied genommen, da mußte sie gewaltsam die Thränen zurückdrängen. Doch sie schüttelte die weiche Regung ab und, nahe vor ihren Gatten hintretend, sagte sie leise mit feierlichem Ernst: „Sieh unserem Kind in die Augen und versprich mir, daß Du mir die Wahrheit antworten willst auf eine Frage, die über unser Leben entscheidet!"

„Was bedeutet diese seltsame Beschwörung, Franziska?" rief er lebhafter, als es sonst seine Art war. „Ich bin kein Lügner! Ich will Dir allzeit Rede stehen und Dir die Wahrheit sagen. Es bedarf des Kindes Augen nicht und keines Schwures!"

„Sage mir denn," kam's nun zitternd und gepreßt von ihren bleichen Lippen, „sage mir, ob es kein Zufall gewesen, der Dich nach Partenkirchen geführt; ob Du schon damals auf dem Schachen gewußt hast, wer ich sei, in — in welchen Verhältnissen ich lebte, ob Du entschlossen gewesen, Dich zu verheirathen, ehe Du mich gesehen, und

zu diesem Zwecke — bestimmte Schritte gethan hattest! Sage mir, ob es wahr ist, daß —"

Sie schwieg; die Stimme versagte ihr, um das letzte nüchterne Wort zu sprechen.

Er war sehr bleich geworden und maß mit scheuen Schritten das Gemach. Eine Weile hörte man nur das leise Lallen des Kindes, das mit der Kette um Franziska's Hals spielte.

Endlich blieb Bernhard vor seiner Frau stehen, und seine ernsten, traurigen Augen auf sie heftend, sagte er: „Ja, es ist so, ich kannte Dich! Ich habe nach einer reichen Frau gesucht!"

„Wehe uns Beiden, daß Du mich fandest! Ich bin schuldlos an diesem furchtbaren Irrthum! Ich ahnte nichts!"

So leidenschaftlich erregt klang die Stimme, so heftig bebte der schlanke Frauenkörper, daß das Kind erschrak und zu weinen begann.

Bernhard trat auf sie zu und wollte ihre Hand erfassen.

„Ich weiß das längst, Franziska!" sagte er sanft. „Bring' den Friedel fort und setze Dich zu mir. Ich will Dir erzählen, wie Alles kam."

Sie trat von ihm zurück und entzog ihm hastig ihre Hand. Auf ihrem emporgerichteten Antlitz, in den düsteren Augen, mit denen sie ihn anblickte, lag die heiße Empörung einer Frau, die zu einem Manne in voller Hingebung aufgeschaut hat und die Verehrung, Bewunderung, Liebe in einen bloßen Wahn zerrinnen sieht.

Nie hatte sich ihm die leidenschaftliche Gluth, deren sie fähig war, geoffenbart, wie in dieser bösen Stunde.

„Ich will nichts mehr hören, will nicht wissen, wie Alles so kam," sagte sie dumpf. „Dieses ‚Ja' hat uns geschieden auf immer!"

Sie wendete sich und ging der Thüre zu.

Er stand wie vom Donner gerührt, starr, todtenbleich. Als sie über die Schwelle schritt, breitete er, wie aus einem schweren Traume erwachend, die Arme nach ihr aus.

„Franziska! Franziska! Mein Weib!" rief er flehend mit jenem Herzenslaut, den sie so lange ersehnt hatte.

Aber es war zu spät. Ihr Herz hörte ihn nicht mehr.

Als sie in das Kinderzimmer trat, saß hier Frau Gerweg flüsternd neben der Dienerin, von der sie eine Aufklärung über das seltsame Gebahren der heimgekehrten Hausfrau hoffte. Beide fuhren erschrocken zusammen, als sie nun Franziska's Gesicht erblickten, aus dem jeder sanfte Zug verschwunden war, auf dem finstere Schatten lagen, die es herb, hart und streng erscheinen ließen.

Sie wendete sich an die Kinderfrau: „Gehen Sie auf Ihr Zimmer, ordnen Sie Ihre Sachen für eine längere Abwesenheit; dann kommen Sie hierher zurück und helfen meiner Jungfer den Koffer für den Kleinen packen. Wir reisen in drei Stunden auf das Land!"

Trotz ihrer Bestürzung über diese unerwartete Ankündigung wagte die Dienerin vor der bleichen, finsteren Herrin kein Wort der Widerrede und verließ sofort das Zimmer.

Franziska hielt noch immer das Kind auf dem Arm. Als sie sich nun dessen Bettchen näherte, um es niederzulegen, mußte sie dicht an Karoline vorüber, über welche sie bis jetzt hinweggesehen hatte, als wäre sie eitel Luft.

„Fort!" sagte sie nun in herbem, befehlendem Tone.

Frau Karoline sprang auf mit tief entrüsteter Miene.

„Nein! ich gehe nicht fort, ehe ich weiß, was Dich zu diesem Benehmen gegen mich veranlaßt, wie Du es verantworten kannst, die Cousine Deiner Mutter, eine arme Wittwe, zu kränken und zu beleidigen! Was habe ich Dir gethan?" Sie fing zu schluchzen an.

„Du fragst noch?" rief Franziska und ihre starre Ruhe versagte ihr. „Diese Frau weiß, was sie mir gethan hat, und kann noch fragen! So wenig kanntest Du mich, so wenig wußtest Du von meinem Charakter, daß Du glauben konntest, mich würde ein Glück befriedigen, das Du — Du gemacht hast! Mit innerlichem Lachen hast Du Dir wohl die Hände gerieben, als die Thörin wähnte, sie werde um ihrer selbst willen geliebt! So köstlich erschien Dir der Spaß, daß Du ihn auch Anderen erzählen mußtest, gleichviel, ob Du mich dem Hohne der Menschen preis gabst! Du hast Dich selbst der Liebe und Rücksicht beraubt, die ich Dir schuldig zu sein glaubte! Nun ist das verwandtschaftliche Band zerrissen. Nun bist Du allein! Aber freilich, was liegt Dir an meiner Liebe! Um Gefühle hat sich's ja nie gehandelt; nie und bei keinem Menschen! Was kümmert's Dich, ob ich elend geworden bin. Du behältst ja das Geld, das Dir mein Vater versprochen, um dessentwillen Du, unbefugt und meuchlings,

in mein Schicksal eingegriffen hast. Und ich hoffe, der Herr Graf hat die Kupplerinnendienste, die Du geleistet, anständig belohnt!"

Wie Raserei war es über die sonst so maßvolle Frau gekommen; ihre Stimme hatte einen fremden, schrillen Klang.

„Du weißt nicht, was Du sprichst, Franziska!" rief Karoline, entsetzt von dieser Leidenschaft. „Ich habe es allezeit gut gemeint und muß mir nun solche Worte gefallen lassen!"

„D'rum geh'! Geh!" befahl Franziska und wies mit einem Blick nach der Thüre, der die bestürzte Frau zum Gehorsam zwang.

Als dann der Wagen schon vor dem Hause stand, und der kleine Friedel bereits in seinem weißen Mäntelchen die Treppe hinab getragen wurde, trat Bernhard in das Zimmer seiner Frau und schloß die Thüre.

„Franziska," sagte er bewegt, „handle nicht im Zorn! Laß uns in Ruhe mit einander sprechen. Du willst fort? Wohin?"

„Gleichviel wohin. Nur fort von Dir!"

„Mit dem Kinde?"

„Mit *meinem* Kinde, ja!" rief sie mit Nachdruck.

„Mit *unserem* Kinde, Franziska! Du siehst, wie unlösbar wir vereint sind, wie undenkbar eine Trennung ist."

„Für mich ist nichts undenkbar, als ein Weiterleben mit Dir! Für mich gibt's nur den einen erlösenden Ausblick: Freiheit! Aber das braucht Dich nicht zu betrüben.

Meine Person war und bleibt ja Nebensache, und das Uebrige —"

„O Franziska! Nach so viel Liebe und Güte solchen Haß!" unterbrach er sie, ihre Augen suchend, mit einem todestraurigen Blick.

„Nicht Haß!" erwiederte sie in leisem, scharftreffendem Tone. „Nein — Verachtung!"

Er fuhr zurück, als habe ihn ein Schlag in's Gesicht getroffen. Jeder Versuch zur Aufklärung und Versöhnung verstummte nach diesem Wort.

5.

Gleichgiltig, wohin sie ging, hatte Franziska, der Eingebung des Augenblicks folgend, die Richtung nach dem Ammersee eingeschlagen und hier am einsamen Gestade eine unter Bäumen versteckte Villa gemiethet.

Grau und trübselig trotz des blauen Sommerhimmels zogen die Tage an ihr vorüber; auch das helle Kinderlachen konnte sie nicht losreißen von ihren melancholischen Gedanken. Die Täuschung, die sie von dem Manne erfahren, der ihr so hoch über allen anderen Menschen gestanden, hatte ihr den Blick für Welt und Leben verbittert. Nun schien ihr die nüchterne Ehrlichkeit, mit der einst der arme Ferdinand Harder um sie geworben, tausendmal vornehmer und achtungswerther, als das lügenhafte Schweigen, durch welches der Graf sie errungen. Noch hatte sie keine weiteren Schritte zur Scheidung gethan. Wie ein Kranker, der vor dem Arzte zittert, welcher die schmerzende Stelle berühren muß, so scheute sich Franziska vor dem Augenblick,

da sie einem Fremden Einblick in ihr Unglück gewähren mußte. Doch als der erste kalte Herbstwind, der um die Villa pfiff, sie gemahnte, daß nicht lange mehr ihres Bleibens in dem stillen Weltwinkel sein konnte, da raffte sie all' ihre Kraft zusammen und fuhr nach der Stadt, den Knaben bei der Kinderfrau zurücklassend.

Sie wußte nur die Adresse eines einzigen Advokaten, desselben, vor dem sie den Ehekontrakt mit dem Grafen abgeschlossen hatte. Doktor Obermüller hatte ihr damals einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck gemacht; bei ihm wollte sie Rath und Beistand suchen.

Der Advokat, ein kleiner Mann mit sehr klugen, menschenkundigen Augen, erkannte die Dame sogleich wieder; ja er schien auf ihrem Gesichte zu lesen, daß sie in ernster Angelegenheit komme, denn er schickte den anwesenden Schreiber fort, ehe er sich mit der Frage an sie wendete, in welcher Angelegenheit er ihr zu Diensten stehen könne. Da Franziska mit der Antwort zögerte, fügte er, ihr gegenüber Platz nehmend, hinzu: „Ist der Herr Graf noch leidend? Ich hörte zu meinem Bedauern, daß derselbe im Sommer einen Unfall hatte. Daß ich Sie allein hier sehe, gnädige Frau, macht mich besorgt."

Bei diesen Worten ward sich Franziska ihrer peinlichen, drückenden Stellung erst voll bewußt; vor aller Welt galt sie ja noch als die Gattin des Mannes, von dem sie sich so gänzlich losgerissen fühlte.

Ein fieberhaft heißer Wunsch kam über sie, dieses unselige Band rasch, mit einem scharfen Schnitte entzwei zu schneiden.

„Ich weiß nichts über das Befinden des Grafen," erwiederte sie in herbem, energischem Tone. „Ich lebe seit zwei Monaten von ihm getrennt und kam zu Ihnen, Herr Doktor, weil ich Sie bitten wollte, die gerichtliche Scheidung meiner Ehe einzuleiten."

Ein Ausruf der Ueberraschung entglitt den Lippen des Advokaten; er ließ seine grauen Augen forschend auf dem blassen Frauengesichte ruhen und wiegte nachdenklich den Kopf.

„Also Sie wollen sich scheiden lassen!" sagte er endlich. „Sie haben wohl in Erfahrung gebracht, daß der Herr Graf Ihnen treulos sei?" fügte er leiser hinzu. „Ich muß Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Verdachtsgründe nicht genügen, daß wir Beweise haben müssen."

Dem scharfen Beobachter entging es nicht, daß bei seinen Worten eine jähe Röthe in die bleichen Wangen Franziska's stieg, und sie heftig und rasch erwiederte: „Sie irren sich vollständig. Ich weiß von keiner Treulosigkeit meines Gatten."

„Verzeihen Sie," sagte der Anwalt, die Augenbrauen emporziehend, in seinem sachlich trockenen Tone. „Das war die naheliegendste Vermuthung, weil die bösen Männer leider so viel in dieser Hinsicht sündigen, trotz der schönsten und liebenswürdigsten Gattinnen. Ihr Fall liegt also anders. Darf ich bitten, daß Sie mir recht offen, recht klar mittheilen, warum Sie sich zu diesem ernsten Schritte veranlaßt sehen?"

Franziska erwiederte in knappen Worten, daß eine tiefe Verschiedenheit der Charaktere ein Verständniß

zwischen ihr und ihrem Gatten unmöglich mache; daß sie nach Jahre langem Bemühen, den Weg zu seinem Herzen zu finden, zu der Erkenntniß gelangt sei, er stünde ihr vollkommen fremd und gleichgiltig gegenüber, nur äußeres Interesse habe seine Wahl beeinflußt — wie sie sich auch bemühte, ganz aufrichtig zu sein, das Wort „Heirathsbureau" wollte ihr doch nicht über die Lippen — und deshalb seit etlichen Wochen mit ihrem Kinde ferne von ihm lebe, fest entschlossen, nie mehr zu ihm zurückzukehren.

Der Advokat blieb eine Weile stumm und strich nachdenklich mit der Hand den Bart.

„Ich darf Ihnen nicht verhehlen," sagte er dann, daß die Sache nicht gut für Sie liegt. Sie haben durch Ihre Abreise selbst Ihrem Gatten eine Waffe gegen Sie in die Hand gegeben. Er kann mit der Klage wegen ‚böswilligen Verlassens' gegen Sie vorgehen und wird sicher den Scheidungsprozeß gewinnen, wenn Sie nicht Ihre Flucht durch eine bestimmte Schuld seinerseits zu begründen wissen. Ich würde Ihnen daher rathen, zu Ihrem Gatten zurückzukehren; sonst dürfte ihm bei der Ehescheidung nicht blos ein großer Theil Ihres Vermögens, sondern auch das Kind zugesprochen werden."

„Mein Kind!" rief Franziska aufspringend mit einer Angst, die auf ihrem kühlen, stolzen Gesicht etwas unendlich Rührendes hatte. „Aber das ist unmöglich, das wäre ja eine schreiende Ungerechtigkeit! O, ich sehe wohl!" fuhr sie leidenschaftlich fort. „Die Gesetze sind eben von Männern für Männer gemacht! Dem männ-

lichen Egoismus ist stets freier Spielraum gelassen. Recht- und machtlos stehen wir Frauen da, nicht einmal Herrinnen über die Kinder, die doch von der Natur uns geschenkt werden!“

Der Advokat lächelte kaum bemerkbar. Wie er sich aber auch bemühte, die erregte Frau mit der Versicherung zu beruhigen, die Sache würde sich vielleicht auch anderweitig beleuchten lassen, er müsse unbedingt mit dem Grafen sprechen, ehe er ein Urtheil abzugeben vermöchte, es gelang ihm nicht und Franziska ging von ihm in Todesangst. Sie fürchtete, der Graf möchte ihre Abwesenheit von der Villa erfahren haben und sich dieselbe zu Nutze machen, um ihr den Knaben fortzunehmen. Sie sah sich schon ihres letzten Glückes beraubt, vor dem verlassenen Bettchen die Hände ringen in schmerzvoller Sehnsucht nach dem ihr entrissenen Liebling und in ohnmächtiger Empörung wider das Gesetz, das auf Seite des Vaters stand.

Als sie nach qualvoller Fahrt die Villa erreichte, lag ihr Kind wohlbehalten in friedlichem Schlummer. Aber ihre Muttersorge war einmal erwacht und überreizte ihr die Phantasie, so daß sie in jedem Menschen, der sich dem Hause näherte, einen Boten ihres Mannes vermuthete, der mit gerichtlicher Vollmacht das Kind von ihr zu fordern käme.

Der Mann, den sie so heiß geliebt, ward ihr zum Schreckbild ihrer Tage und Nächte; sein Charakter erschien ihr immer mehr verzerrt und verdüstert; sie sah in ihm einen Feind, vor dem sie sich fürchtete, gegen den sie

sich in einem unerbittlichen Kampfe zur Wehr setzen wollte.

Zu ihrer Verwunderung lautete die Entscheidung des Grafen, die ihr der Rechtsanwalt nach einiger Zeit brieflich mittheilte, viel ruhiger und friedlicher, als sie es erwartet. Der Gegner warf ihr keinen Fehdehandschuh zu: er zog sich schweigend von ihr zurück.

Der Graf, schrieb der Advokat, sei nicht gewillt, die Gerichte mit seinem Ehezwist zu behelligen. Da seine Frau aber eine Trennung von ihm wünsche, so habe er die Stadt verlassen, und bitte seine Frau, in ihre Wohnung zurückzukehren, die er der Obhut ihrer Verwandten übergeben, welche Letztere jedoch vor der Ankunft der Herrin die Wohnung räumen werde, so daß die Frau Gräfin keine ihr unliebsame Begegnung zu fürchten habe.

Dieser rücksichtsvolle, stillschweigende Verzicht rührte Franzika nicht. Ihrem Gatten blieb ja das Recht, bei ihrem Bankier seine Zinsen zu erheben! Was brauchte er mehr? Was brauchte er Weib und Kind?

Sie dachte es mit einer verächtlichen Lippenbewegung, und der herbe, hochmüthige Zug in ihrem Gesicht trat schärfer hervor als je.

Mit starren, finsteren Augen betrat sie, in die Stadt zurückgekehrt, das alte Heim, das in unveränderter traulicher Behaglichkeit ihr tausend Erinnerungen wachrufen mußte. Nur in dem Studirzimmer ihres Gatten waren leere Wände und Schränke. Der Graf hatte seine Bücher mitgenommen. Franziska zog die Vorhänge zusammen und schloß das Gemach, als wäre es das eines Verstorbenen.

Um nicht ganz einsam zu sein, schrieb sie an das Mädchen, welches in Italien ihre Reisebegleiterin gewesen war, und bat sie, das Leben einer traurigen, verbitterten Frau zu theilen.

Elise Schmidt, die für Franziska eine heiße, dankbare Anhänglichkeit besaß, war mit größter Freude bereit, diesem Wunsche zu willfahren. Sie wußte sich mit großem Feingefühl in Franziska's Stimmung zu schicken; ohne neugierig nach der Ursache ihres Trübsinns zu forschen, suchte sie mit allen Kräften gegen denselben anzukämpfen. Sie rieth der lebensmüden, gelangweilten Freundin so dringend, sich zu beschäftigen, daß Franziska die lange vernachlässigte Aquarellmalerei, die ihr als Mädchen viel Freude gemacht hatte, wieder vornahm; Elise fand es geradezu unrecht, ein so hübsches Talent zu vernachlässigen und drängte Franziska, sich von einem Künstler Unterricht geben zu lassen.

Da die sonst so menschenscheue Frau diesen Vorschlag nicht gleich energisch zurückwies, beeilte sich Elise in ihrer Freude, nun eine Zerstreuung für Franziska gefunden zu haben, denselben in's Werk zu setzen. Sie hatte zufällig die Bekanntschaft eines junges Malers gemacht, der im Hintergebäude des von ihnen bewohnten Hauses ein Atelier inne hatte, und ein sehr fleißiger, begabter und strebsamer Künstler zu sein schien, wenn auch, seiner bescheidenen Lebensführung nach, der Erfolg noch nicht sein goldenes Füllhorn über ihn ausgeschüttet hatte.

Franziska war sehr befremdet, als sich ihr der Maler Ottmar Pallwitz an einem Sonntagmorgen vorstellte, und

Elise hatte alle Mühe, den kühlen Empfang, der ihrem Schützling zu Theil ward, einigermaßen wett zu machen. Sie fühlte wohl, daß die Freundin ihr um ihres eigenmächtigen Vorgehens willen zürnte. Doch als der junge Maler einige Tage später zu der Lehrstunde in dem kleinen Atelier erschien, das sich Franziska in einem unbenützten Zimmer hatte einrichten lassen, machte er einen viel besseren Eindruck, als in dem feierlichen Besuchsanzug, und auch die ernste Frau konnte sich dem Reiz seines heiteren, aufrichtigen, natürlichen Wesens nicht ganz verschließen.

Er mochte wohl achtundzwanzig Jahre alt sein, aber seine Augen blickten so treuherzig, klar und offen in die Welt, wie aus einem Kindergesicht. Sobald er die erste Scheu vor Franziska's strengen Zügen überwunden hatte, plauderte er sehr lebhaft und unbefangen über sein Leben, seine Freunde, ihre Feste, ihre Freuden und Sorgen, und Franziska erfuhr zum ersten Male, wie die künsterische Jugend arbeitet, strebt, ringt, welche Macht für sie das Geld bedeutet, das ja den Erfolg darstellt, welcher Sporn und welche Anregung in einem Ankauf, in einer Bestellung liegen.

Sie horchte gerne der frischen, heiteren Stimme, die sie mit humoristischer Schilderung in eine neue, fremde Welt einführte, und es waren die hellsten Stunden in ihrem verödeten Dasein, wenn sie im Atelier neben dem jungen Maler saß und Frühlingslandschaften kopirte, sich über Lufttöne und Sonnenstrahlenwirkungen belehren ließ, während draußen der Schnee niedersank.

Einmal begleitete sie der Maler auf einem Abend-

spaziergange durch die Straßen und sprach in seiner lebhaften Weise von einem Studienplatze im Gebirge, wohin er im Sommer seine Schülerin führen wolle, da blickte Franziska plötzlich erschrocken auf. Im Halbdunkel war eine hochgewachsene Männergestalt an ihnen vorübergeeilt; sie hatte rasch den Kopf abgewendet; es war ihr, als träfe auch sie ein rascher Blick, dann verdrängten neue Menschen die vom Dämmerlicht umflossene Erscheinung.

War's wirklich ihr Gatte gewesen? Ihr Herz hatte so laut geklopft! Oder, wenn er's nicht war, warum mußte ihre Phantasie ihr immer wieder diesen Mann vor die Augen führen, der sie so elend gemacht hatte?

Als die Tage wärmer wurden, schlug Ottmar seiner Schülerin vor, in seiner Begleitung die Kunstsammlungen zu besuchen, um sich vor den Werken der Meister den Blick zu schärfen und eine künstlerische Anschauung anzueignen. Aber die weichere Luft, der blaue Himmel mit den sehnsuchtweckenden Frühlingswölkchen verstimmten Franziska so sehr, daß sie Mühe hatte, sich nur einigermaßen aus ihrem Trübsinn zum Interesse für die Kunst aufzuraffen.

„Sie sind heute noch trauriger als sonst!" sagte Ottmar, als sie sich endlich in einem der Seitenzimmer ermüdet auf ein Sopha niederließ. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie es mich betrübt, wenn ich das schmerzliche Zucken Ihrer Lippen sehe. Ich möchte mir vor die Stirne schlagen, daß ich nicht klüger und beredter bin, daß ich Ihnen keinen Trost sagen kann. Wenn ich's nur wüßte, was Sie so tief verstimmt, wenn ich's Ihnen

nur aus der Welt schaffen könnte, wie gerne wollte ich's thun?"

„Sie würden vergebens kämpfen, Herr Pallwitz, gegen den unbezwinglichen Riesen, den man Schicksal nennt," sagte sie mit einem bitteren Lächeln. „Ein verlorenes, verfehltes Frauenschicksal!"

„Ich kann es nicht glauben, Frau Gräfin! Wer so viel Güte, Bewunderung und Liebe verdient, wie Sie, der —"

„Als ob das Verdienst über den Grad von Liebe entschiede, den wir erfahren!" unterbrach ihn Franziska fast heftig. „Wäre es so, ich müßte an mir selbst zu zweifeln beginnen, denn mir ist niemals eine selbstlose Neigung zu Theil geworden."

„Das kann nicht sein, es ist unmöglich!" rief der Maler. „Keine Frau auf der Welt scheint mir liebenswerther als Sie! Ach, ich weiß wohl, daß ich ein viel zu schlichter Mensch bin, um Ihnen jemals etwas bedeuten zu können. Aber treu ergeben bin ich Ihnen."

Seine hübschen blauen Augen blickten so wahr und innig zu ihr auf, daß sie in ihrer Liebesarmuth nicht die Kraft besaß, in strengem Tugendstolz dieses warme Gefühl zurück zu stoßen.

„Seien Sie mir ein Freund," sagte sie. „Ich habe ja keinen in der ganzen Welt!"

Er faßte leidenschaftlich die ihm dargebotene Hand. „Ihr Freund! Ja, ich will es werden."

Aber Beide hatten fortan in ihrem Verkehr die Unbefangenheit verloren, und Franziska schlug auf dem Heim-

wege die belebtesten Straßen ein, in welchen heute ein besonderes Menschentreiben jedes Gespräch unmöglich machte. Die Stadt feierte ein Jubiläum. Die Häuser waren beflaggt; um die Mittagsstunde sollte ein Festzug durch die Hauptstraßen ziehen und Abends eine Illumination stattfinden.

Als Franziska in ihre Wohnung trat, kam ihr Elise mit ganz erregtem Gesichte entgegen und berichtete, die Kinderfrau, die sonst pünktlich um ein Uhr mit dem Knaben von dem Spaziergange heimzukehren pflege, sei jetzt, eine Stunde später, noch nicht zurück. Franziska schickte sofort in die Anlagen, auf den sonnigen Residenzplatz, wo es stets von Kindern und Kindermädchen wimmelte, aber von dem Friedel und seiner Begleiterin war nichts zu entdecken.

Mit jeder verrinnenden Viertelstunde mehrte sich Franziska's Angst; bald fürchtete sie, daß dem Kleinen ein Unglück zugestoßen, bald sah sie das Kind in den Händen des Vaters, ihr entrissen, und so stand sie harrend, in Verzweiflung am Fenster und zählte die Minuten.

Endlich klang die Glocke. Mit rosigen Wänglein saß der kleine Vermißte auf dem Arme der erhitzten, sehr aufgeregten Kinderfrau, die schon an der Schwelle dem ihr drohenden Strafgerichte mit den Worten: „Es ist gewiß nicht meine Schuld, gnädige Frau," vorzubeugen suchte.

Aber Franziska nahm ihr nur mit finsterem Gesicht das Kind ab und sagte: „Bemühen Sie sich nicht, sich zu entschuldigen. Es gibt keine Entschuldigung für solche Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit," und wendete sich dann von ihr ab.

Die Dienerin jedoch eilte ihr nach und rief: „Ich bitte, gnädige Frau, Sie müssen mich anhören. Ich bin wirklich schuldlos!“ In leiserem Tone fügte sie hinzu: „Ich bin dem Herrn Grafen begegnet.“

„Das ist unmöglich! Der Herr Graf ist — nicht hier, ist verreist,“ sagte Franziska zusammenzuckend.

„So wahr ich hier stehe,“ betheuerte die Kinderfrau, „der Herr Graf ist im Hofgarten auf uns zugegangen. Er wollte eine Hand von dem Kleinen haben. Der Friedel aber weinte, weil er seinen Papa doch nicht mehr kennt. Da ward der Herr Graf sehr traurig; nun, und der Herr Graf ist doch mein Herr gewesen, ein guter Herr, so traute ich mir nicht ‚nein‘ zu sagen, als er sein Kind mit in seine Wohnung nehmen wollte. Er selbst hat es die vier Treppen hinauf getragen und so schön mit ihm gespielt, daß der Friedel sehr lustig geworden ist. Ich sagte freilich, die gnädige Frau würden sich ängstigen, aber wenn Sie gesehen hätten, wie der Herr Graf sich über das Kind freute, und wie schwer es ihm wurde, Abschied zu nehmen, die gnädige Frau würden selbst —“

Franziska hatte mit abgewendetem Gesicht, über das Kind gebeugt, die Worte mit angehört. Für ihr stolzes, feinfühliges Gemüth war es ein bitterer Tropfen in ihrem Leid, daß ihre intimsten Angelegenheiten zum Gesprächsstoff für ihre Untergebenen dienten; daß sie nun aus dem Munde ihrer Kinderfrau vernehmen mußte, der Mann, den sie ferne geglaubt, sei mit ihr in einer Stadt.

Vor dem Blick, den sie nun plötzlich erhob, verstummte die Dienerin mitten in ihrem Satz. „Ich will Ihnen für

diesmal verzeihen, Lina," sagte Franziska sehr bestimmt. „Aber in Zukunft haben Sie sich streng nach meinen Anordnungen zu verhalten und nicht zu vergessen, daß Sie in meinem Dienste stehen, nur in dem meinen, verstehen Sie, was auch der Herr Graf thun mag, um Ihre Gunst zu gewinnen."

„Gnädige Frau, Sie thun mir gewißlich Unrecht," entgegnete Lina, sich vertheidigend gegen diese letzte bittere Bemerkung. „Nur aus Mitleid mit dem Herrn Grafen, der seinen Knaben sehr lieb zu haben scheint, habe ich die Zeit versäumt; denn bestechlich bin ich nicht, Frau Gräfin. Um Uebrigen hat es mir in dem kleinen Zimmer, vier Treppen hoch, der ganzen Einrichtung nach, nicht den Eindruck gemacht, als wäre der Herr Graf sehr reich —"

Franziska, die sich bereits der Thüre genähert hatte, wendete den Kopf.

„Sie wollen damit sagen, daß der Herr Graf nicht in einem Hotel wohnte, daß er bereits länger in der gegenwärtigen Wohnung zu leben schien?" konnte sie nicht zu fragen unterlassen.

„Sicherlich, gnädige Frau," erwiederte die Dienerin voll Genugthuung, nun doch Auskunft geben zu dürfen. „Alle Bücher, die früher im Studirzimmer standen, waren theils auf Brettern, theils auf einer grau angestrichenen Kommode aufgeschichtet. Auf einem Tisch, der wie ein Bügeltisch aussah, lagen viele Papiere und Schriften; auch die Photographie der gnädigen Frau und die des Kleinen, als er noch im Tragkleidchen war, habe ich gesehen."

„Es ist gut," sagte Franziska. „Gehen Sie nun zu Ihrem Mittagessen!" Sie mußte den fremden Augen entfliehen, sie mußte allein sein. Die Dienerin sollte nicht sehen, wie ihre Mittheilungen sie befremdeten und bestürzten.

War's denn möglich! Der Graf lebte in ihrer Nähe, lebte in dürftigen Verhältnissen!

Sie fand keine Ruhe; sie mußte Gewißheit haben. Sie bestellte den Wagen und fuhr zu ihrem Bankier. Eine gewisse Scheu hatte sie bisher abgehalten, bei demselben nachzufragen, in wie weit der Graf von dem ihm nach ihrem Ehekontrakt zustehenden Rechte, sich die erforderlich scheinenden Summen ausbezahlen zu lassen, Gebrauch mache. Zu ihrer wahren Bestürzung vernahm sie, daß von Seiten des Grafen bisher kein Geld erhoben worden war.

Der Mann, dessen Namen sie trug, der Vater ihres Kindes, war also der Armuth preisgegeben! Sie sah beständig das kleine, unbehagliche Zimmer, vier Treppen hoch, vor sich, die grau angestrichene Kommode! Das häßliche Möbel drängte sich ihr vor die Augen wie eine Anklage. Warum verschmähte er nun den Reichthum, um dessentwillen er sie begehrt? Sie wollte ihm das Gold gewiß nicht mißgönnen! Es war unerträglich, daß er sich mit solchem Stolz von ihr lossagte. Nein! Sie wollte kein Mitleid und keine Rührung empfinden über diesen armen Gelehrten in der Dachkammer, mit diesem Vater, der heimlich um die Liebe seines Kindes bettelte. Es sollte ihr den bitteren Groll nicht rauben, mit dem sie sich gewappnet hatte wider ihre Erinnerungen.

Das Zischen von aufprasselnden Raketen, das ferne Summen der Menschenmenge erinnerte sie plötzlich an die die Stadt bewegende Feier. Sie hatte dem Maler versprochen, in seiner Begleitung die Beleuchtung anzusehen. Doch wie paßte sie in ihrer verzweifelten Stimmung in fröhliches Festtreiben, unter den Lichterglanz?

Sie dankte dem jungen Mann mit ein paar freundlichen Worten für den angebotenen Schutz und schloß sich in ihr Zimmer ein. Ihren Dienstboten erlaubte sie, ihre Schaulust zu befriedigen; auch für die Kinderfrau hatte die gutmüthige Elise ein bittendes Wort eingelegt und versprochen, bis zu deren Rückkehr bei Friedel zu wachen.

Allmählig ward es todtenstill in dem Hause. Kein Schritt hallte mehr in der Straße; alles Leben hatte sich nach den glanzumflossenen Hauptplätzen gezogen; in das dunkle, verlassene Stadtviertel dagegen drang nur ferner Lichtschimmer, gedämpftes Murmeln, verwehte Musikklänge.

Franziska saß in schwere Gedanken verloren auf ihrem Sopha. Sie fühlte, daß sie in dieser Nacht keinen Schlaf finden würde. Plötzlich war es ihr, als käme ein vorsichtiger Schritt durch den Vorgarten, als wäre an dem Schloß ihrer Hausthüre ein Geräusch vernehmbar. Dann aber ward es wieder still, und sie glaubte, daß nur ihre erregten Sinne sie getäuscht hätten.

Als sie jedoch nach einer Weile auf's Neue aufhorchte, hörte sie das Geräusch zum zweiten Male, nur deutlicher, bestimmter, wie das behutsame Einstecken eines Schlüssels. Es war unwahrscheinlich, daß die Dienstboten schon jetzt zurückkehrten, auch kannten die Mädchen das Schloß und

pflegten viel rascher und lärmender aufzuschließen. Ein Gefühl des Unbehagens überkam Franziska, sie bereute, daß sie den Nachtriegel nicht vorgeschoben hatte, während sie allein mit Elise in dem einsamen Hause zurückblieb. Sie gab sich alle Mühe, ihrer Angst Herr zu werden, ihre zitternden Nerven zu beruhigen. Da bewegte sich leise die Hausthüre, das war keine Täuschung gewesen, sie hatte deutlich das Knarren vernommen.

Entsetzt sprang sie auf und eilte in das nebenan liegende Kinderzimmer zu Elise, die überrascht in ihr blasses Gesicht starrte. Diese aber verlor nicht leicht die Fassung. Sie lächelte sogar ein wenig ungläubig, öffnete aber dann behutsam die Thüre, ohne ein Geräusch zu verursachen, und lauschte. In der That, ein vorsichtig gedämpfter Schritt tappte durch den Flur in der entgegengesetzten Richtung nach den Wohnräumen zu. Dort stand Franziska's Schreibtisch, worin sie ihr Geld verwahrte. Es blieb kein Zweifel, es war ein Dieb, ein Einbrecher, der genau in der Wohnung Bescheid wußte, der sich die durch das Fest herbeigeführte Einsamkeit zu nutze machen wollte und sämmtliche Bewohner abwesend glaubte.

Rathlos faßten sich die beiden Frauen bei den Händen und wagten kaum zu athmen, um ihre Gegenwart nicht kund zu geben, vielleicht lauerte in dem dunklen Flur ein Helfershelfer, jedenfalls war ein so dreister Mensch zum Aeußersten entschlossen und beging auch einen Mord, wenn er sich in seinem Vorhaben entdeckt sah. Jeder Hilferuf aber mußte nutzlos verhallen, es war keine Menschenseele weit und breit, weder im Hause, noch auf der Straße.

„Es bleibt nichts übrig, als uns still zu verhalten. Mag er stehlen, was er findet. Große Summen habe ich nicht im Hause. Mein Schmuck liegt in einem geheimen Fach, dessen Verschluß er in der Eile nicht ergründen wird.“

Aber die thatkräftige Elise wollte von dieser gleichgiltigen Ergebenheit nichts wissen. „Ich habe noch eine Hoffnung,“ flüsterte sie, von einem plötzlichen Einfall durchzuckt. Ehe Franziska zu einer Frage Zeit gefunden, hatte sie ein Licht genommen, war durch die Tapetenthüre, die in das Badezimmer führte, fortgehuscht nach der mit Glas bekleideten Veranda, die an der Rückseite der Wohnung, den Hof entlang, angebracht war. Sie hatte sich plötzlich erinnert, daß vor einer Viertelstunde etwa, als sie eine Blumenvase aus dem Kinderzimmer in den Glasgang getragen hatte, in dem Atelier des Malers Pallwitz im Hintergebäude noch Licht gebrannt habe.

Das Fenster war in der That noch erhellt. Auch der Maler schien auf den Anblick der Illumination zu verzichten. Elise fühlte ihren Muth erstarken. Sie öffnete behutsam eine der großen Scheiben und rief seinen Namen. Doch der Nachtwind verwehte den Klang, und laut zu schreien wagte sie nicht.

Da fiel ihr plötzlich ein, daß die Collegen den Maler mit einem ganz bestimmten kurzen Pfiff herabzurufen pflegten. Trotz ihrer Aufregung gelang es ihr, diesen oft gehörten Ton nachzuahmen. Das wirkte. Ottmar erschien am Fenster und blickte in den Hof, wendete dann die Augen nach dem erleuchteten Korridor und sah die flehende

Geberde, mit welcher Elise ihn heranwinkte. Er war so schnell unten im Hofe, daß Elise sich später wiederholt besann, wie er denn in solcher Eile die drei Treppen herabgesprungen sein mochte. Vorläufig blieb ihr dafür kein Gedanke übrig. Sie rief nur mit zitternder, erregter Stimme: „Kommen Sie! So rasch als möglich! Die Gräfin wird bestohlen! Wir sind allein!"

Für einen gewandten Turner bot es keine große Schwierigkeit, an einer der Säulen, die den Glasgang stützten, emporzuklimmen und sich, nachdem die Scheiben zurückgeschoben waren, über die Brüstung zu schwingen. In seiner Freude, Franziska einen Gefallen zu erweisen, sie beschützen zu dürfen, zögerte der Maler nicht, diesen nächsten Weg einzuschlagen. Jeglicher Lärm war allerdings nicht zu vermeiden; die Fenster klirrten, ein paar Blumenstöcke fielen zu Boden, aber er stand in der Wohnung.

Elise athmete erleichtert auf, als sie dem jungen Manne in das Gesicht blickte, dem das Vergnügen über dieses seltsame Abenteuer aus den Augen blitzte. Franziska, die den Lärm vernommen, spähte ängstlich nach der Freundin aus und sah nun voll Verwunderung, einigermaßen verwirrt, den Maler vor sich stehen.

Aber auch sie empfand solche Beruhigung bei seinem Anblick, daß sie nicht frug, wie er so rasch hierher gekommen sei, sondern, durch seine Anwesenheit ermuthigt, in den Flur vorzutreten und die offen gelassene Hausthüre zu schließen wagte.

Elise zündete inzwischen die Gasflamme an. Im Flur war Niemand zu sehen. Doch in dem Vorzimmer, durch

welches man in die Wohnräume kam und das Abends geschlossen wurde, war das Schloß erbrochen, und als Ottmar nun eintrat und von der über der Ottomane kunstvoll geordneten Trophäe eine Waffe herabreißend, ein lautes „Wer da!" in das Gemach rief, da sah er, wie nebenan die Portièren sich bewegten. Der Dieb mochte, durch das Geräusch erschreckt, sich hier zu verbergen suchen, um einen Moment zur Flucht zu erhaschen.

Der Maler ging rasch vorwärts und trat über die Schwelle des dunklen Zimmers, dessen Thüre offen stand. In diesem Moment huschte hinter ihm eine kleine, gebückte Gestalt dem Ausgange zu. Als der Dieb jedoch im Flur den Lichtschein und die beiden Frauengestalten gewahrte, stutzte er, fuhr zurück, und Ottmar packte ihn an der Schwelle und riß ihn zu Boden. Der Ueberfall des ihm an Körperkraft und Größe sehr überlegenen Mannes hatte den Einbrecher anfänglich widerstandslos gemacht; da er aber nun gewahrte, daß nur ein Einzelner sein Angreifer war, gewann er wieder Muth und rang verzweifelt wider die Hände, die ihn festhielten, während seine Augen wie die eines Raubthiers, das in eine Falle gerathen ist, nach der Thür funkelten, von der ihn nur wenige Schritte trennten und die er mit einem Sprunge zu erreichen vermochte, wenn es ihm gelang, sich zu befreien. Er kämpfte wie ein Rasender, aber Ottmar's starke Arme lagen wie ein Schraubstock um seinen Oberkörper und machten ihm jede freie Bewegung unmöglich.

Elise hatte voll Geistesgegenwart die Thüre einer gegenüber liegenden Holzkammer aufgerissen; es gelang

dem Maler, den kleinen, in seinem Widerstand erlahmenden Menschen in den dunklen Raum zu drängen, ihn zu Boden zu werfen und ehe er sich zu erheben vermochte, die Thüre zuzudrücken und den Schlüssel umzudrehen.

„Nun können die Damen getrost zur Ruhe gehen," sagte der Maler, kaltblütig seine Kleider ordnend und sich mit dem breiten Rücken an die zum Gefängniß verwandelte Kammer lehnend. „Ich werde hier Wache halten!"

Aber die muthige Elise rief: „Nein, es wird zu lange dauern, bis die Mägde zurückkommen. Ich laufe selbst nach einem Schutzmann!"

Franziska blieb dann allein mit ihrem jungen Beschützer und lehnte, einigermaßen verwirrt über diese eigenthümliche Lage, ihm gegenüber an der Wand.

„Sie haben mir rasch die heute gelobte Freundschaft bethätigt," sagte sie in warm aufquellendem Dankgefühl. „Noch scheint es mir wie ein Traum, daß Sie so zu rechter Stunde zur Stelle waren; aber ich habe Sie wahrlich wie meinen guten Geist begrüßt und nie will ich Ihnen diese Stunde vergessen!"

„O gnädige Frau, was ich heute that, war für mich nur ein Abenteuer, ein Vergnügen! Aber ich wollte, ich dürfte Ihnen beweisen, daß ich Ihnen auch ein ernsteres Opfer bringen könnte, Sie schützen und vertheidigen bis zu meinem letzten Blutstropfen!"

In seinem Blick lag so viel Treue, so viel Sehnsucht, daß eine große Rührung sie überkam. Welches Räthsel war doch die Liebe! Dieser sonnige, lachende junge Mensch

war ihr leidenschaftlich zugethan, ihr, der lebensmüden, verbitterten Frau, und der Eine, für den sie ihr Herzblut gegeben hätte, war kalt und stumm geblieben!

Es dauerte geraume Zeit, bis endlich Elise mit ein paar Schutzmännern zurückkehrte. Die Thüre der Kammer wurde geöffnet. Der Dieb ließ sich widerstandslos fesseln. Als nun aber das volle Licht auf seine Züge fiel, die vorher durch die Angst und die Erregung des Ringens verzerrt worden, konnte Franziska einen leisen entsetzten Aufschrei nicht unterdrücken.

Sie kannte dieses blasse, von Leidenschaften zerwühlte Gesicht! Es war Julius Gerweg, Karolinens Sohn. Er mochte, während seine Mutter allein in der Wohnung geblieben war, dieselbe aufgesucht und sich in verbrecherischer Absicht die Kenntniß der Räume, einen Abdruck des Schlüssels verschafft haben.

Trotz ihres Grolls über Karoline fühlte Franziska unendliches Mitleid mit der Mutter, die an ihrem Sohne nun diese Schmach erleben sollte. Einen Moment lang überlegte sie, wie sie den Dieb noch erretten und befreien könne. Sie würde ihm ja gerne seinen Raub gelassen, gerne jede Summe geopfert haben, um ihm noch zur Flucht zu verhelfen, seiner Mutter die Schande seiner öffentlichen Verurtheilung zu ersparen. Aber es war zu spät. Es konnte nur zu fruchtloser Verwickelung führen, wenn sie ihn jetzt, da die Hände des Gerichtes ihn erfaßt, denselben zu entreißen versuchte. Sie mußte den Dingen ihren Lauf lassen.

6.

Trotz der schlaflosen Nacht stand Franziska am nächsten Tage zu früher Stunde im Vorzimmer des Doktors Obermüller. Jeder andere Gedanke ward ihr verdrängt durch den Wunsch, für das unselige Verhältniß zu ihrem Gatten, schon um seinetwillen, eine Lösung zu finden.

Es waren bereits mehrere Personen anwesend, und da dem Rechtsanwalt auffiel, wie blaß und müde seine Klientin aussah, stellte er ihr seinen einsamen Privatsalon zur Verfügung, in welchem sie etwas bequemer und ruhiger warten konnte, bis er zu ihren Diensten stehen würde.

„Vielleicht werfen Sie, um sich die Zeit zu kürzen, einen Blick in diese Journale," sagte er, mit einem leisen Lächeln mehrere Zeitungen auf den Tisch legend. „In dieser Zeitschrift hier wird das Werk Ihres Gatten in lobendster Weise besprochen. Das dürfte Sie immerhin interessiren, Frau Gräfin!"

Es berührte Franziska eigenthümlich, als sie nun den Namen ihres Gatten gedruckt las, als sie aus dem sehr anerkennenden Artikel erfuhr, daß derselbe sich durch sein mathematisches Werk einen Platz in der Gelehrtenwelt errungen habe. Aber sie konnte nicht den freudigen Stolz empfinden, der wohl eine geliebte Gattin über einen Erfolg ihres Mannes durchrieseln mag. Das Blatt, von dem der Advokat sich eine versöhnliche Wirkung gehofft, mehrte nur ihre Erbitterung. Ja, sein Werk! Das war seine Leidenschaft, die Quintessenz seiner Gedanken, der Inhalt seines Daseins! Um seines Werkes willen hatte

er seine Freiheit weggegeben an die ungeliebte Frau, die nur eine gleichgiltige Figur in seiner Zahlenwelt bedeutete!

Zornig schob sie das Heft von sich, in dem er Ruhm und Anerkennung erntete für den Verrath an ihrem Herzen.

Da trat der Anwalt wieder ein und berichtete hastig, eben sei der Herr Graf angekommen. Ein eigenthümlicher Zufall, da er nichts von der Anwesenheit seiner Gattin gewußt. Der Herr Graf würde, wie er eben aus seinem Munde erfahren, in Bälde abreisen, um in Berlin eine Stellung anzutreten und scheine nun selbst zur Scheidung entschlossen. Er rathe der gnädigen Frau zu einer mündlichen Besprechung und würde mit ihrer Erlaubniß den Grafen zu ihr in den Salon führen.

Franziska war erregt aufgesprungen. Sie hätte gerne gerufen: „Nein! nein! Ich will, ich kann ihn nicht sehen! Diese Begegnung ist eine Grausamkeit, eine Marter für mich!“ Aber wie konnte sie dem Advokaten, diesem Verstandesmenschen mit dem spöttischen Lächeln auf den Lippen, ihre Stimmung begreiflich machen? Nur um diesem nicht trotzig und feige zu erscheinen, nickte sie zustimmend. Ihr Herz klopfte heftig während der wenigen Minuten, die nun folgten. Dann ward die Thüre wieder geöffnet.

Der Graf trat mit ernster Verbeugung ein. Der Anwalt murmelte etwas von unaufschiebbaren Geschäften, die ihn eine Weile abriefen, und ließ die beiden Gatten allein.

Franziska lehnte am Fenster und bemühte sich, ruhig und kühl zu erscheinen, mit keinem Zucken zu verrathen,

wie ihr Herz bebte. Der Graf sah, auf eine Stuhllehne gestützt, mit finsteren Augen in ihr Gesicht.

„Ich höre, daß Du Dich endlich zu der gerichtlichen Trennung, die ich lange ersehnt habe, entschlossen hast!" sagte Franziska, zuerst das Schweigen brechend, und staunte, wie eisig ihre Stimme klingen konnte.

Ein kurzes „Ja" ward ihr zur Antwort.

„Ich danke Dir," fuhr sie fort. „Freiheit ist das einzige Glück, was wir Beide noch erreichen können."

„Heuchle nicht!" rief er plötzlich mit einem heiseren, leidenschaftlichen Ton, der ihr so fremd in seinem Munde war, daß sie ihn entsetzt anstarrte. „Du begehrst die Freiheit nur, um Deinen — Geliebten heirathen zu können."

In seinen Augen glühte ein wildes Feuer, in den sonst so starren, unbeweglichen Zügen zitterte eine verhaltene, mühsam beherrschte Bewegung.

„Meinen Geliebten?" wiederholte Franziska langsam, während ihre blassen Wangen sich höher färbten.

„Ja, den Mann, der heute Nacht in Deiner Wohnung anwesend war! O, Deine kühle Miene verwirrt mich nicht. Ich weiß es jetzt, seit heute Morgen weiß ich, wie die Dinge stehen. Frau Gerweg ist bei mir gewesen und hat mir händeringend erzählt, daß ihr Sohn dem Gericht überliefert worden sei. Ihr einziger Trost ist, ihn nun in sicherem Gewahrsam zu wissen, ohne daß er sich mit Blut die Hände befleckt. Seit Monden, seit sie ihn in einem ganz verkommenen Zustande aus der Wohnung gewiesen, die sie für Dich verwaltete und in die er sich zu

ihrem Entsetzen eingeschlichen, hat sie davor gezittert, ihn als Verbrecher, als Mörder enden zu sehen. Sie dankt es dem Mann, der ihn den Händen des Gerichtes überliefern half. Ich aber habe aus ihren Worten eine andere Thatsache erfahren. Ein junger Mann war bei Dir zu jener späten Stunde! O, ich kenne ihn! Jener junge Mensch mit dem röthlichen Vollbart, mit dem ich Dich ein paar Male in der Dämmerstunde gehen sah, dessen Augen an Deinem Gesicht hingen, während ich wie ein Fremder an Dir vorübereilte. Kannst Du's leugnen, daß er bei Dir war? Thu's, Franziska! Sag nein! Sag', daß sie gelogen hat!"

„Sie hat nicht gelogen. Er war in meiner Wohnung und beschützte mich und mein Eigenthum," erwiederte Franziska kalt, jede Vertheidigung verachtend.

„Es war ja sehr klug, ohne Ahnung der Gefahr einen Beschützer an der Seite zu behalten, sehr vorsichtig, einen Freund für die einsame Stunde zu rufen!" rief er außer sich mit bitterstem Hohne.

„Und wenn ich es gethan hätte," entgegnete sie, den ernsten, stolzen Kopf mit einer trotzigen Geberde zurückwerfend, „dürftest Du einen Stein auf mich werfen? Dürftest Du die Frau tadeln, die eine Täuschung erfuhr, wie ich sie erduldete, die ihr erträumtes Glück zusammenbrechen sah, voll Grauen und Entsetzen über die kalte Selbstsucht, der sie geopfert wurde, dürftest Du sie tadeln, wenn sie, in einem heißen Wunsch nach Betäubung, Liebe und Glück suchen würde, wo sie eben zu finden wären? Ich meine, der Mann, der nach ihr die Hände ausgestreckt

hatte, ohne nur zu fragen, ob sie eine Seele besitze, die er in ihren heiligsten Empfindungen verletze, er hätte nicht das geringste Recht, sich als Sittenrichter aufzuspielen! Doch wozu dies Alles!" fügte sie in kaltem Tone hinzu. „Das Gericht mag zwischen uns entscheiden. Ich scheue mich nicht vor seinem Urtheil."

Und sie wendete sich von ihm ab, dem Fenster zu.

„Wohlan denn!" rief er wie drohend, während unter seinen Händen der Stuhl zitterte. „Es widerstrebte mir bisher, meine innersten Angelegenheiten vor Fremden bloßzulegen. Nun werde ich es thun müssen, um meines Kindes willen! Denn eine Frau, die auf ihren Namen und ihre Ehre keine Rücksicht nimmt, verdient es nicht, die Erziehung eines heranwachsenden Menschen zu leiten."

Sie fuhr aus der trotzig abgewendeten Stellung zurück und blickte ihn mit flammenden Augen an. „Die Mutter wird sich zu vertheidigen wissen, zweifle nicht daran!" rief sie in vornehmer Empörung, „auch wenn die Frau es verschmähte, nur ein Wort auf Deine Anklage zu erwiedern. Man mag Herrn Pallwitz und Fräulein Schmidt auf ihren Eidschwur befragen; sie werden Beide aussagen müssen, daß der Maler, ohne mein Wissen, von meiner Gesellschafterin gerufen, erst im Momente des Einbruchs in die Wohnung kam. Wessen Ehre so unantastbar ist, wie die meine, der fürchtet keinen falschen Schein, weil er denselben, im Bewußtsein fleckenloser Tugend, zu nichte machen kann. Wer mich nur einigermaßen kennt, der weiß — auch wenn der Mann, mit dem ich einst mein Leben getheilt habe, es nicht zu wissen scheint — daß

mich keine Leidenschaft in unlautere Verhältnisse fortreißen könnte, die mit meinem ganzen Charakter unverträglich wären, daß eine lichtscheue, heimliche Liebe mir niemals wie Glück erscheinen würde, auch wenn ich zum Glück noch den nöthigen Muth und Glauben hätte!"

Es lag ein so überzeugender Ton der Wahrheit in ihren Worten, daß er nichts zu erwiedern vermochte. Er schritt einige Male im Zimmer auf und ab, dann mit einem plötzlichen Entschlusse vor ihr stehen bleibend, sagte er: „Vergib mir, Franziska! Ich will ja sehr gerne glauben, daß ich Dir Unrecht that. Aber ich weiß nicht, ob Du jemals an Dir selbst erfahren hast, wie die Eifersucht thut, wie sie dem Gehirn in krankhafter, gewaltsamer Weise Vorstellungen aufdrängt, die zu fixen Ideen werden, bis man bei dem geringsten äußeren Anhaltepunkte nicht mehr an ihnen zweifeln kann."

Sie hatte ihre äußere Ruhe wieder gewonnen und sah ihn verwundert an. „Eifersucht?" wiederholte sie. „Ich glaube, das ist ein falsches Wort. Ich habe aus Deinem gereizten Ton nur verletzte Eitelkeit herausgehört, jenes Ehrgefühl, das bei Euch Männern die einzige Stelle ist, an der Ihr verwundbar sind. Ich wüßte nicht, wie zwischen uns von Eifersucht die Rede sein könnte."

Er schwieg eine Weile, die Lippen fest aufeinander gepreßt, die düsteren Augen zu Boden gesenkt.

„Ich habe eine Bitte an Dich!" sagte er dann. „Wir stehen uns heute zum letzten Male allein gegenüber. Schenke mir in dieser Abschiedsstunde noch einmal Gehör. Ich will keinen Versuch machen, Dich zu versöhnen, ich

will nicht beschönigen, was ich Dir that. Nur erklären möchte ich Dir meine Handlungsweise, nur einigermaßen verständlich soll Dir mein Charakter werden.

Setze Dich, Franziska," fuhr er fort, als sie mit einem stummen Nicken ihre Zustimmung gegeben, und zog einen Stuhl für sie heran. „Denn ich muß weit ausholen, muß mit meinen Kindestagen beginnen, die einen bedeutenden Einfluß auf mein Wesen hatten. Ich hatte keine gute Mutter. Sie war eine leichtsinnige, pflichtvergessene Frau. Das ist ein Fluch für jedes Menschenkind! Er hat sich auch mir an die Fersen geheftet. Mein Vater hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihr, und seinen verblendeten Augen entging, was meine scharfen Knabenaugen sahen: wie sie das Geld verschwendete, um das er in mühevoller Nachtarbeit sich quälte, denn sein Beamtengehalt wollte nie den Bedürfnissen genügen; ich fühlte, wie gleichgiltig ihr Mann und Kind waren, wie sie stets aus ihrem Heim fortstrebte zu Zerstreuung und Vergnügungen, mit welch' glatter Stirne sie eine Lüge sprechen konnte. Der Kampf zwischen der Pflicht, die mir gelehrt wurde, meine Mutter zu lieben, und meinem instinktmäßigen Abscheu gegen deren oberflächliches, falsches, herzloses Wesen steht mir als ein tiefes Weh meiner Kinderseele in Erinnerung. Aus ihm erwuchs eine gewisse Abneigung gegen die Frauen, die mir Alle schlecht und gedankenlos erschienen. Als dann die Ehetragödie den Abschluß fand, und meine Mutter eines Tages mit einem jungen Schauspieler entflohen war, als ich Zeuge wurde der Verzweiflung, in welcher mein armer Vater um das

verlorene treulose Weib litt und trauerte, da schwur ich mir in meinem Knabentrotz, mich gewiß von einer Leidenschaft frei zu halten, die einen klugen, braven Mann so verblenden und so elend machen konnte.

Etliche Jahre später bin ich diesem Vorsatz freilich untreu geworden. Ich hatte eine sehr hübsche, kleine Base, die sich schon mit dem scheuen, trotzigen Knaben gerne geneckt hatte, wenn ich in den Ferien der Kadettenschule zu Besuch in die Familie des Onkels kam. Später, als ich die Lieutenantsuniform trug, ward sie noch viel freundlicher, so daß ich, kühn gemacht durch ihre Blicke, einmal auf dem Heimwege einen Kuß von ihr begehrte. Sie weigerte mir ihre Lippen nicht. Mich erfaßte der Rausch, der da Liebe heißt; ich glaubte, das heiße, kleine Herz meines schwarzäugigen Bäschens vollständig erobert zu haben. Eines Tages machte ich ihr ein leidenschaftliches Geständniß.

„O, das ist sehr hübsch, daß Du mich lieb hast, Bernhard," sagte sie mit einem muthwilligen Lachen. „Du gefällst mir auch recht gut, besonders zu Pferd und in der Uniform. Eigentlich möchte ich auch sehr gerne Frau Gräfin heißen. Aber weißt Du, Mama sagt, Du seiest eine schlechte Parthie, und ich hasse kleine Verhältnisse. Wenn ich's recht überlege, so ist es doch viel klüger, wir suchen Beide unsere Lage zu verbessern, statt unsere Armuth zusammenzulegen."

Mir war's, als striche bei ihren Worten eine eiskalte Hand über mein Herz und erstickte jede warme Empfindung. Ich grollte dem gefallsüchtigen klugen Bäschen nicht; ich

gab ihr Recht. Sie besaß die wahre Weltklugheit. Aber ein fröhlicher Mensch bin ich seit jenem Tage nicht mehr gewesen; auch ich wollte fortan weltklug sein, und thörichten Empfindungen entsagen. Die Thorheiten, in welchen meine Kameraden ihre Gefühle verausgabten, verachtete ich. Mit jedem Jahre wuchs in mir der Hang zur Einsamkeit, der Durst nach Wissen. Jede auf dem Exerzierplatz, bei den Manövern verbrachte Stunde schien mir als eine verlorene Zeit. Ich haßte die körperliche Ermüdung, die mich zum Denken und Studiren unfähig machte. Du fühlst wohl, Franziska, daß ich mich hier dem Hauptpunkte meiner Erörterungen nähere. Ich will vollkommen ehrlich sein! Ja! Kühle Berechnung hat mich veranlaßt, an eine Ehe zu denken. Ich wollte ein reiches Mädchen gewinnen, um den Dienst verlassen zu können, und ich that Schritte, um eine Gefährtin zu bekommen, die meine Ansichten über die Ehe theilte und eine nüchterne Verstandeswahl billigte. Von meinem damaligen Standpunkte aus sah ich in dieser Handlungsweise durchaus kein Unrecht. Nein! Die Leidenschaft, die blinde Verliebtheit, die schienen mir eine Krankheit, vor der sich weisere Menschen hüten müßten.

So erhielt ich Deine Adresse und erfuhr Deinen Aufenthalt in Partenkirchen. Ich nahm Urlaub, um Dich kennen zu lernen. Mit Deiner Verwandten, an die ich gewiesen worden war, hatte ich bald nach meiner Ankunft eine Unterredung, in welcher sie mir mittheilte, daß Du am anderen Morgen auf den Schachen steigen würdest, und mir an's Herz legte, die Begegnung als eine ganz zu-

fällige erscheinen zu lassen, da Du von der ganzen Sache nichts wußtest. Deine Erscheinung, Deine Bildung, Dein Geist wirkten überraschend, fast beängstigend auf mich. Du paßtest ganz und gar nicht in meine bisherige Vorstellung von den Frauen, und je mehr ich Dich kennen lernte, desto mehr verdrängte Bewunderung für Dich meine schlechte Meinung vor dem weiblichen Geschlecht. Ein paar Male beschloß ich abzureisen, in dem dunklen Gefühl, ein Unrecht gegen Dich zu begehen. Aber die Furcht, daß Dich ein Anderer gewinnen könnte, vielleicht ein schlechterer Mensch, machte mir die Entsagung unmöglich. Ich beruhigte meine Bedenken durch den feierlichen Entschluß, kein Gefühl vor Dir zu heucheln, das ich nicht besaß, mich ganz zu geben, wie ich war, auf die Gefahr hin, abgewiesen zu werden. Welcher Vorwurf mich auch treffen mag, Franziska, einen Heuchler, der Deine Gunst erschwindelt hätte, kannst Du mich nicht nennen.

Als Du meine Frau geworden warst und ich Dein Wesen vollständig beurtheilen lernte, da ward mir's immer klarer, welch' ein Unrecht ich eigentlich an Dir begangen hatte. Das Gefühl, daß Dir ein tiefes Dunkel auf dem Beginn unserer Bekanntschaft liege, bedrückte mich. Es drängte sich wie eine Scheidewand zwischen unser volles Vertrauen, wie ein Vorwurf vor jedes warme Wort, das ich Dir sagen wollte; und wenn Du lieb und freundlich gegen mich warst, so schien ich kalt und undankbar, weil ich mir gestand, daß Deine Neigung auf falscher Voraussetzung fußte und mich schämte, daß ich Dir nicht frei in die Augen sehen konnte. Bei meiner Ehre versichere ich

Dir, ich war entschlossen, dieses peinliche Bewußtsein abzuwerfen. Darum habe ich mit so rastlosem Eifer gearbeitet. Ich wollte mein Werk vollendet haben, in der festen Ueberzeugung, daß es mir in der Gelehrtenwelt irgend eine Stellung, ein Lehramt erreichbar machen würde. Mit dem Bewußtsein materieller Unabhängigkeit wollte ich dann vor Dich hintreten mit einem ehrlichen Geständniß und zum zweiten Male um Dich werben.

Erst in der Stunde, als Deine Augen glühten vor Entrüstung über die Erkenntniß, die Dir aus fremdem Munde geworden war, als ich einen vollen Blick in Deine Seele that und sah, welches Feuer in Dir schlummerte, erst da habe ich verstanden, daß es keine Versöhnung mehr gab, daß ich eine Schuld an Dir begangen, die ein stolzes, warmherziges Weib schwer verzeihen könne! Darum ging ich von Dir! Darum verlasse ich Dich jetzt, auf immer. Ich weiß, ich habe ein Recht an mein Kind, ich könnte Dir den Friedel nehmen, Franziska! Ja, heute Morgen, als ich Dich treulos glaubte, war ich fest entschlossen, die Sonne nicht mehr sinken zu lassen, ohne den Knaben unter meine Obhut genommen zu haben. Doch seit ich Dir in die Augen sah, weiß ich wieder, daß mein Kind eine edle, gute Mutter hat, die es ernst nimmt mit ihren Pflichten, und dieses Glück, das ich selbst so schmerzlich entbehrt habe, ich will es meinem Sohne nicht rauben. So gehe ich einsam in die Fremde und büße für den Verrath an Deinem Herzen, schwerer und bitterer, als Du denkst! Darum sei nicht grausam! Entfremde mir die Seele meines Kindes nicht! Laß ihn,

wenn er größer ist, öfters auf einige Wochen zu mir kommen und mich Vater nennen."

Sie hatte ihm schweigend zugehört, ohne den Blick zu ihm zu erheben, in einem beständigen Ringen, keine Empfindung zu verrathen, ihre kühle Gelassenheit zu bewahren.

„Ich werde diesem Wunsche Rechnung tragen und danke Dir, daß Du mehr Rücksichten auf meine Mutterrechte nimmst, als das Gesetz, das sich gegen mich wenden würde, da ich Dich zuerst verlassen habe," sagte Franziska mit einer verschleierten Stimme, in der verhaltene Thränen zitterten.

Mit einiger Verwirrung, seine Augen meidend, fügte sie hinzu: „Aber ich bitte Dich auch meinerseits, daß Du nicht in dem kränkenden Trotz verharrst, das Dir mitangehörende Vermögen zurückzuweisen. Die gerichtliche Scheidung mag ja das Nähere bestimmen."

„Wozu die gerichtliche Scheidung, Franziska?" frug er aufspringend. „Ich begehre sie nicht mehr, seit mein Verdacht gegen Dich geschwunden ist. Es ist besser für unser Kind, wenn die öffentliche Scheidung unterbleibt. Von Deinem Vermögen aber will ich nichts. Hungern wollte ich eher, tausendmal lieber mit einer Kugel meinem Leben ein Ende machen, als Dein Geld annehmen, das ich nun hasse und verabscheue!"

„So soll Jedes von uns, trotz der Vereinsamung, eine Kette am Fuße nachschleppen bis an das Ende?" frug Franziska.

Er wendete sich heftig zu ihr bei der Frage und

blickte ihr wieder mit leidenschaftlich forschenden Augen in das Gesicht.

„Warum drückt Dich diese Kette so sehr?“ fragte er scharf. „O, ich verstehe! Du willst keine unklaren Verhältnisse, keine lichtscheue Liebe! Aber Du willst frei sein zu einer neuen, einer besseren Wahl!“

„Fürchte nichts,“ erwiederte sie. „Mein Herz ist stumm geworden. Es kann nicht mehr wählen.“

Er aber trat näher an sie heran und sagte mit zuckenden Lippen: „Nur ein Wort noch, eine letzte Frage vor dem Lebewohl! Um meiner Ruhe willen, sag' mir noch einmal, daß der junge Maler Dir nichts bedeutet!“

„Was soll all' dies zwischen uns, zwischen getrennten Gatten!“ rief sie zurückweichend und die Augen auf ihn heftend. „Gib mich frei, wenn Du für Deinen Namen und Deine Ehre zitterst!“

„O, Du verstehst mich nicht, Franziska! Ich will ja nicht mehr an Dir zweifeln,“ stieß er halblaut hervor. „Aber ich eifere mit jedem Menschen, der Deine Stimme hören, der Dich sehen darf, während ich aus Deiner Nähe verbannt bin!“

„Wie paßt diese Eifersucht in Dein kühles Vernunftprogramm?“ frug Franziska, um durch den spöttischen Ton zu verbergen, wie stürmisch ihr unter seinen heißen Blicken das Blut nach dem Herzen jagte. „Mehr noch als die Liebe ist die Eifersucht ein Wahnsinn, eine Krankheit!“

„Siehst Du denn nicht, daß ich meine Ruhe, meine Vernunft verloren habe?“ rief er nun in rückhaltloser

Bewegung. „Jetzt scheint mir die Leidenschaft keine Krankheit mehr, jetzt scheint sie mir das Höchste und Schönste, was Menschen besitzen! Jetzt vermag ich für Dich zu empfinden, heiß und glühend, jetzt, da Dein Herz stumm geworden! Jetzt weiß ich, was Sehnsucht heißt und habe keinen Gedanken mehr, als daß Du mein gewesen, und daß ich Dich verloren habe!"

„Bernhard! Bernhard!" kam's zitternd, jubelnd von Franziska's Lippen, die ihre Empfindung nicht mehr beherrschte. „Das klingt wie ein Traum!"

„Es ist eine furchtbare Wahrheit," erwiederte er dumpf; wie gebrochen in den Stuhl zurücksinkend. „Das Schicksal meines Vaters, dem ich entrinnen wollte, hat sich nun doch an mir erfüllt: Toll und rasend liebe ich ein Weib, das sich von mir abgewendet hat!"

Franziska legte ihm leise die Hand auf die Schulter. „Du kennst ein Frauenherz nicht, Bernhard," sagte sie, während die lange zurückgehaltenen Thränen ihr in den Augen glänzten. „Wir mögen unser Herz für todt halten, mögen unsere Liebe mit Reue und Zorn tausendmal begraben haben, eine echte Liebe ist in uns unsterblich! Vor einem warmen Wort aus dem geliebten Munde erwacht sie mit einem Schlage wieder, gläubig, hoffnungsvoll, wie am ersten Tage. Wenn Du mich liebst, Bernhard, dann, dann kann ich mich nicht von Dir wenden!"

„Du willst verzeihen?" rief er mit einem flehenden, jauchzenden Ton, vor dem Franziska's letzter Trotz schwinden mußte.

„Ich kann nicht anders!" schluchzte sie, während er

sie in einem Freudensturm an sich preßte. „Die Welt ist so leer ohne Dich!“

— — — — — — — — — — — —

Wie ein scheues Brautpaar fuhren die beiden Gatten auseinander, als nach einiger Zeit der Rechtsanwalt in den Salon trat. Der kleine, kluge Doktor Obermüller aber sah lächelnd in das erröthende, von Glück erhellte Antlitz Franziska's und sagte:

„Heute glaube ich mehr als je, daß ich ein Seelenkenner bin! Sie waren so fest entschlossen zur Scheidung, Frau Gräfin, Sie wollten nichts von Versöhnung wissen, und ich habe doch hinter all' dem Groll ganz andere Empfindungen errathen und freue mich nun von ganzem Herzen, daß ich Recht hatte.“

* * *

Ein paar Tage später saß Franziska neben ihrem Gatten am Frühstückstische. Eben hatte sie ihm abgeschmeichelt, daß er das ihm in Berlin in Aussicht gestellte Lehramt einem der Mitbewerber überlassen und in aller Ruhe in ihrer Heimathstadt eine ihm besser zusagende Stellung abwarten wolle. Wie sie nun, seine Hand in der ihren haltend, sich mit freudigem Stolze gestand, daß sie jetzt eine Macht über seine Seele besitze, weil er sie liebte, und ihr Blick von dem Gesicht des Gatten zu dem ihres Kindes glitt, das lustig auf dem Sopha neben ihnen spielte, da kam ein heißes Glücksgefühl über sie.

„Die arme Karoline,“ sagte sie leise. „Nun hat sie es doch gut für mich gemacht! Ich will heute zu ihr

gehen und ihr bekennen, daß ich ihr dankbar sein muß für ihr Spiel mit dem Schicksal, und wenn ich ihr auch den Gram um den Sohn nicht fortnehmen kann, sie soll doch wieder fühlen, daß sie nicht allein in der Welt ist!"

Bernhard drückte seine Frau fester an sich mit tief empfundenem Dank für dieses Bekenntniß, daß die Vergangenheit ihr keinen Stachel mehr im Gemüth zurückließ.

Eine Stunde später wurde der Maler Pallwitz gemeldet.

„Laß ihn Dir vorstellen, Bernhard," sagte Franziska lächelnd.

„Gut!" erwiederte er. „Aber empfange ihn zuerst allein. Bereite ihn erst auf meinen Anblick vor. Ich fürchte, er wird keine große Freude haben an dem wiedergekehrten Gatten."

Mit einiger Verwirrung trat Franziska vor den jungen Maler hin, der von der Wendung ihres Schicksals noch keine Kenntniß hatte. Er kam ihr mit leuchtenden Augen entgegen.

„Ich habe heute so früh bei Ihnen gestört, gnädige Frau," sagte er, „um Ihnen zuerst eine große Freude mitzutheilen, die mir geworden ist. Gestern war ein Kunsthändler bei mir, der auf der letzten Ausstellung eine meiner Landschaften gesehen hat und mir nun ganz glänzende Aufträge gab, noch bedeutendere in Aussicht stellte, wenn ich Gutes leiste! O ich weiß, ich werde nun Gutes leisten können. Endlich, endlich ein wirklicher Erfolg! Meine ganze Kraft will ich nun daran setzen, ein echter Künstler zu werden, damit Sie mich eines Tages mit

mehr Stolz, als heute, Ihren Freund nennen können, Frau Gräfin!"

Franziska hatte sich bei seinen ersten Worten abgewendet, um ein Lächeln zu verbergen. Sie selbst hatte ja den Kunsthändler in Ottmar's Atelier geschickt. Sie selbst war die heimliche Macht, die ihm den Ehrgeiz geweckt und statt Träume von Liebe, Träume von Größe in's Ohr flüsterte. Die Zuversicht, die Begeisterung, die ihm aus dem Gesicht leuchtete, beruhigte und beglückte sie.

„Ich freue mich wirklich von ganzem Herzen, mein lieber junger Freund," sagte sie. „Das Glück scheint in den letzten Tagen dicht an diesem Hause vorübergeflogen zu sein. Auch an meiner Schwelle hat es geklopft und mir eine Himmelsgabe gebracht, auf die ich nicht mehr hoffte: die Versöhnung mit meinem Gatten. — Sie müssen nun meinen Mann kennen lernen," fügte sie etwas zögernder hinzu, da sie bemerkte, daß sein strahlendes Gesicht sich verdunkelte. Eine Weile starrte er stumm, bestürzt vor sich nieder.

„Mein Glücksrausch ist rasch verflogen," sagte er dann tonlos. „Ihr Gatte! Ich hatte dieses Wort noch nie von Ihren Lippen gehört; ich wußte nicht, daß es mir so wehe thun würde. Ich bin wohl nur ein schlechter Freund! Ich sollte mich ja freuen über Ihr Glück! O, ich thu' es auch gewiß; gönne es Ihnen! Nur, nur sehen kann ich es nicht! Jetzt kann ich dem Grafen nicht begegnen! Verzeihen Sie mir!"

Er suchte verwirrt nach seinem Hut, faßte hastig ihre Hand und stürzte fort.

Sie sah ihm ergriffen nach, einen leisen Vorwurf im Herzen.

„Hatte sie ein Unrecht an ihm begangen? Würde am Ende zum zweiten Male eine Mutter ihr in's Angesicht schleudern, daß sie an dem Verderben ihres Sohnes die Schuld trage? Nein! sie schüttelte energisch den Kopf. Nein, eine so gesunde, kraftvolle Natur ging an einem Herzensirrthum nicht zu Grunde. Die Arbeit würde ihn retten, die Kunst! Ihr verschwiegener Kunsthändler sollte ihn nach Italien schicken, und wenn er wieder kam, dann konnte er der ernsten Freundin wohl voll Ruhe die Hand drücken, mit einem Lächeln über seine heutige Bestürzung.

Ihr Gatte traf sie noch in Nachdenken versunken.

„Du hattest Recht, Bernhard," sagte sie. „Er ging in Schmerz und Groll!"

„Und Du, Du bist nun betrübt?"

„Nur um seinetwillen. Ich trüge den Abschied leicht. Denn sieh, Lieber, ich gehöre zu den Frauen, denen nur ein einziger Mann in der Welt die Seele bewegen kann, in Sehnsucht, Schmerz, Zorn und Trauer, aber auch in Glück — viel Glück!"

Aus den Denkwürdigkeiten einer arabischen Prinzessin.

Mitgetheilt von

S. Augustin.

(Nachdruck verboten.)

Seit länger als zwanzig Jahren beschäftigen sich unsere Tagesblätter von Zeit zu Zeit mit einer Frau: Emily Ruete, geb. Prinzessin von Omân und Sansibar, welche aus ihrer Heimath entfloh, um einem jungen Hamburger Kaufmann als Ehefrau nach Deutschland zu folgen. Hier lebte sie einige Jahre in sehr angenehmen Verhältnissen, bis sie durch einen Unglücksfall ihren Mann und bald darauf den größten Theil ihres Vermögens verlor. Mit ihren drei noch kleinen Kindern verließ sie jetzt Hamburg, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben, indem sie erst in Dresden, dann in Berlin Unterricht in der arabischen Sprache ertheilte. Ein Versuch, den sie 1875 während der Anwesenheit ihres Bruders Bargasch — des jetzigen Sultans von Sansibar — in London unternahm, sich mit diesem zu versöhnen und ihn zur Herausgabe wenigstens eines Theils ihres zurückgelassenen Vermögens zu bestimmen, wurde durch die englische Regierung vereitelt, und ebenso vergeblich erwies sich ein weiterer Versuch, als Frau Ruete im Jahre 1885

mit dem damals entsandten deutschen Geschwader nach Sansibar ging, um unter dem Schutze der deutschen Flagge nach neunzehnjähriger Abwesenheit die Heimath wiederzusehen und ihre Angelegenheiten persönlich zu betreiben.

Die Theilnahme, welche alle diese Nachrichten in weiteren Kreisen wachrief, wird jetzt von Neuem angeregt durch ein Buch, welches Frau Ruete unter dem Titel: „Memoiren einer arabischen Prinzessin" *) erscheinen ließ. Dasselbe enthält eine Fülle der interessantesten Einzelheiten und entrollt ein in vielen Punkten so ganz neues, lebendiges und jedenfalls wahrheitsgetreues Bild des eigenartigen Lebens in der Familie des früheren Sultans von Sansibar, daß die Leser uns durch einige Mittheilungen aus den Kindheitserinnerungen der Prinzessin sicherlich mit Genuß und Gewinn folgen werden.

„Mein Vater Sejjid Saîd, Iman von Mesket und Sultan von Sansibar," so beginnt die Erzählerin, „bewohnte für gewöhnlich zwei Paläste, den Stadtpalast, Bet il Sahel, und Bet il Mtoni, eines unserer ältesten Schlösser, das etwa 8 Kilometer von der Stadt Sansibar am Meere und in einem Haine von Kokospalmen, Mangobäumen und anderen Riesen der tropischen Pflanzenwelt versteckt liegt — und dort, wo mein Vater vier Tage der Woche zuzubringen pflegte, bin ich geboren, dort habe ich bis zu meinem siebenten Jahre gelebt.

Meine Mutter war eine Tscherkessin, die, noch als Kind von meinem Vater angekauft, mit zwei von seinen

*) Berlin 1887. Verlag von Friedrich Luckhardt.

Töchtern, welche in demselben Alter standen, erzogen und unterrichtet wurde, ein Umstand, der sie über ihres Gleichen nicht wenig erhob, denn die übrigen Nebenfrauen meines Vaters (er hinterließ bei seinem Tode deren 75) kamen meist mit 16 bis 18 Jahren zu uns und hatten dann natürlich keine Lust mehr, mit den Kindern zusammen auf der harten Schulmatte zu sitzen. Meine Mutter konnte lesen, und dies gab ihr ein gewisses Uebergewicht, während eine große Herzensgüte und Bescheidenheit ihr unter den übrigen Sarari (Nebenfrauen) viele Freundinnen erwarb. Auch mein Vater war ihr, obgleich man sie kaum hübsch nennen konnte, sehr gewogen, und ging ihr, wenn sie zu ihm kam, regelmäßig entgegen, eine Auszeichnung, die sehr selten war.

Azze bint Sêf, meines Vaters einzige Horme (ebenbürtige Frau), eine geborene Prinzessin von Omân, die von Jedermann Sejjide (Hoheit) angeredet werden mußte, wohnte ebenfalls in Bet il Mtoni. Sie war, obgleich weder hübsch noch bedeutend, unbeschränkte Gebieterin des Hauses, und bei ihrer Herrschsucht und ihrem Hochmuth war es ein wahres Glück für uns, daß sie selbst keine Kinder hatte, denn deren Tyrannei wäre gewiß unerträglich gewesen. Als Kinder von Nebenfrauen waren wir Alle gleich und machten uns wenig Gedanken über die Verschiedenheit unserer Hautfarbe.

Die Sitte erforderte, daß wir Kinder, jung und alt (einige meiner Stiefschwestern hätten meine Großmütter sein können), jeden Morgen zur Bibi (Herrin) Azze gehen mußten, um ihr guten Morgen zu wünschen. Auch zum Vater begaben wir uns, um ihn zu begrüßen und uns

von ihm mit französischen Bonbons beschenken zu lassen, aber Niemand durfte anders vor ihm erscheinen, als in voller Toilette, das heißt mit Schmuck beladen. Für uns kleinen Mädchen gehörte es sich, daß wir unser Haar in lauter dünne Zöpfchen (oft bis zu 20) geflochten trugen; die Enden derselben waren von beiden Seiten schräg zusammengebunden und von der Mitte hing ein schwerer, häufig mit edeln Steinen besetzter Goldschmuck über den Rücken hinab; oder man hängte auch, was bedeutend kleidsamer war, an jedes einzelne Zöpfchen eine goldene Münze mit kleinen Sprüchen. Nur beim Schlafengehen wurde uns dieser Schmuck abgenommen.

Wie in Europa jede anständige Frau einen Hut und ein Paar Handschuhe besitzen muß, so steht bei uns im gleichen Verhältnisse der Schmuck. Schon am siebenten Tage werden dem kleinen Mädchen mit einer Nähnadel und rothseidenem Faden Ohrlöcher gestochen — gewöhnlich sechs in jedes Ohr — die schon nach wenigen Wochen die schweren Goldringe für immer aufnehmen müssen. Wer keine Ohrringe trägt, besitzt entweder keine oder betrauert einen geliebten Todten. Am vierzigsten Tage, wo nach Landessitte dem Kinde die ersten Haare — hier gewöhnlich ein dichtes, schwarzes Fließ — abrasirt werden, behängt man es auch mit Arm-, Fuß- und Ohrringen. Von da an trägt es ein buntes, seidenes Hemdchen, sowie die „Kofige", eine aus Goldstoff gefertigte, mit Ohrenkläppchen versehene Mütze. Zum Schutze gegen den sehr gefürchteten bösen Blick versieht man es gleichzeitig mit Amuletten, die bei armen Leuten aus einem Stückchen

Knoblauch, einer kleinen Muschel und dergleichen bestehen und, in Leder eingenäht, um den linken Oberarm befestigt werden. Bei den Reichen treten an deren Stelle goldene oder silberne Platten, die an gleicher Kette vom Halse herabhängen und auf welchen Sprüche des Kurân (so spricht man das Wort bei uns aus) eingravirt sind.

Mein Vater besaß in jedem seiner Paläste Schatzkammern, die mit allerhand Frauenschmuck, vom einfachsten bis zur diamantenbesetzten Krone, gefüllt waren, und so oft die Familie einen neuen Zuwachs erhielt, sei es nun durch den Ankauf einer Surie, oder durch die Geburt eines Kindes, wurden diese Schatzkammern geöffnet, um den Ankömmling zu beschenken, wobei der Surie auch zugleich vom Ober-Eunuchen ihre Dienerschaft zugewiesen wurde.

Von der Einrichtung des Bet il Mtoni, der aus einer Menge regelloser, eher häßlicher als hübscher Gebäude bestand, welche einen riesigen Hof umgaben und etwa 1000 Menschen beherbergen mochten, habe ich keine rechte Erinnerung mehr. Nur die mitten im Hofe liegenden, von einem kleinen Flusse gespeisten Badehäuser, welche bei den Bewohnern so sehr in Gunst standen, daß der Verkehr hier von Morgens 4 bis Nachts 12 Uhr nicht abriß, sind mir deutlich erinnerlich. Orangenbäume von der Höhe der größten Kirschbäume blühten in dichten Reihen an der ganzen Vorderseite entlang, und in ihren Zweigen haben wir als kleine Kinder oft vor einer strengen Lehrerin Schutz und Zuflucht gesucht. Eine durch seine Bauart bedingte Eigenthümlichkeit des Palastes waren seine zahllosen Gänge und die vielen Treppen, letztere von

einer Steilheit ohne Gleichen und mit Stufen, die für einen Riesen bestimmt schienen, so daß man nicht anders hinauf kommen konnte, als indem man sich an dem ziemlich ursprünglichen Geländer in die Höhe zog. Der Verkehr auf diesen schrecklichen Treppen war aber so lebhaft, daß die Geländer fortwährend ausgebessert werden mußten, und ich mich noch heute wundere, daß dort kein Mensch zu Schaden kam.

In dem ganzen mächtigen Hofraume hausten Menschen und Thiere gemüthlich bei einander. Pfauen, Gazellen, Perlhühner, Flamingos, Gänse, Enten und Strauße liefen frei herum, und es war für uns Kinder immer eine Freude, die zahlreich umherliegenden Eier, namentlich die großen Straußeneier, aufzusammeln und dem Oberkoche zu bringen, der uns dafür mit kleinen Leckereien belohnte. Vom fünften Lebensjahre an halten wir Kinder zweimal täglich in diesem Hofe Reitunterricht bei den Eunuchen, und sobald wir in dieser Kunst genügend ausgebildet waren, bekam jedes von uns vom Vater ein eigenes Reitthier geschenkt. Die Knaben durften sich selbst ein Pferd im Marstalle aussuchen, wogegen wir Mädchen große, schneeweiße Esel — natürlich mit vollständiger Ausrüstung — erhielten, die oft kostspieliger waren, als gewöhnliche Pferde. Das Reiten bildet in derartigen Familienhäusern ein Hauptvergnügen, nicht selten wurden Wettrennen im Freien veranstaltet, zu den größten Ereignissen gehörten aber die Ritte, welche wir dann und wann nach einer der Pflanzungen meines Vaters unternahmen.

Schon am Abend vorher hatte man unseren Reiteseln

die Schwänze mit Henna roth gefärbt, und die Thiere gewährten mit ihrem reichen Behang von Gold- und Silberplättchen, die bei jeder Bewegung angenehm aneinander klangen, mit den ziemlich hoch auf kostbaren Schabracken sich erhebenden Sätteln einen höchst malerischen Anblick. Nicht weniger hoben sich unsere Schnellläufer hervor, Negersklaven mit ausnehmend blank geputzten Waffen und sauberen weißen Gewändern, die neben jedem noch so schnell galopirenden Esel einherliefen, um — wenn die Sonne höher stieg — mit einem großen Schirme die Herrin gegen die sengenden Strahlen derselben zu schützen. Andere Sklaven trabten mit kleinen Kindern, welche rittlings auf ihren Schultern saßen, dahin; etwas ältere Kinder, die aber doch noch nicht selbstständig reiten konnten, wurden den Eunuchen mit auf's Pferd gegeben, und so begann der ergötzlichste Ritt, den man sich denken kann; denn bildete die Gesellschaft auch innerhalb der Stadt einen geschlossenen Zug, so hielt uns, sobald wir sie hinter uns hatten, kein Rufen und Schreien der für uns verantwortlichen Eunuchen mehr beisammen, sondern alle jagten, wie sie konnten und wollten, vorwärts, um sich erst an Ort und Stelle, in größeren oder kleineren Trupps anlangend, wieder mit den anderen zu vereinigen.

Viel lebendiger noch als im Mtonihaus ging es in unserem Stadtpalaste zu, denn man fühlte sich dort, wo die gestrenge Bibi (Herrin) Azze nur selten hinkam und außer dem Vater, der unbeschreiblich gut und mild war, Niemand zu befehlen hatte, ungleich freier und behaglicher. Infolge dessen war der Palast mit Menschen der verschie-

densten Hautfarben und Schattirungen überfüllt. Auch herrschte hier mehr Luxus und Aufwand und man sah, da die Mehrzahl der Sarari Tscherkessinnen waren, schönere Frauen als dort. Allerdings wohnten auch eine Anzahl kaffeebrauner Abessinierinnen in dem Stadtpalast, und die beiden Rassen haßten und mieden sich, ja sogar unter den Kindern kam hin und wieder ein lächerlicher Rassenhaß zum Vorschein. Die Abessinierinnen und unsere dunkelfarbigen Stiefgeschwister nannten uns — unserer weißen Haut wegen und weil einige von uns blaue Augen hatten — „Katzen", redeten uns wohl auch spottweise „Hoheit" an, und die Tscherkessinnen speisten im Gefühl ihrer Vornehmheit getrennt von den braunen Sarari, ohne daß dies gespannte Verhältniß jedoch den Annehmlichkeiten des Lebens für uns Kinder großen Eintrag gethan hätte.

Die gesellschaftliche Sonderung der Menschen tritt im Orient bei keiner Gelegenheit so scharf hervor, wie gerade beim Essen. Keine Surie, und wenn sie noch so sehr in Gunst stand, durfte je mit dem Vater zusammenspeisen. Außer seinen Kindern und Enkelkindern (die übrigens auch erst mit dem siebenten Jahre zugelassen wurden) aßen nur seine ebenbürtige Gattin und seine Schwester Asche an seinem Tische. Das Frühstück, welches um 9 Uhr Morgens, und das Mittagessen, welches um 4 Uhr Nachmittags eingenommen wurde, bildeten die beiden Hauptmahlzeiten und glichen sich in allen Stücken, nur daß sich zu dem Frühmahle, wenn der Vater in der Stadt war, auch unsere Brüder, welche bereits ihren eigenen Hausstand hatten, einfanden, und sich vorher mit uns nach

dem saalartigen Gemache des Vaters begaben, um ihm guten Morgen zu wünschen und seine gütige Hand zu küssen. Die Rangordnung wurde bei Tische genau beobachtet: der Vater nahm immer am oberen Ende der Sefra (einem langen niedrigen Tische mit hoher Umfassungsleiste) Platz; ihm zunächst saßen rechts und links meine älteren Geschwister, wir Kleinen nahmen die untersten Plätze ein. Alle saßen platt auf dem Boden, d. h. auf Teppichen oder Matten.

Die Mahlzeiten bestanden aus wenigstens fünfzehn verschiedenen Gerichten; vor Allem gab es bei jeder Mahlzeit Reis in mannigfachster Art zubereitet. Unter dem Fleisch ist Hammelfleisch, unter dem Geflügel sind Hühner am beliebtesten. Daneben stehen dann Fische, orientalische Brode, sowie allerhand Leckereien, und alle diese Speisen werden zusammen aufgestellt, ehe man sich zu Tische setzt. Auch wird nicht für jeden Einzelnen ein besonderer Teller aufgestellt, sondern man richtet alle die verschiedenen Gerichte, außer dem Reis, auf kleinen Tellern an und ißt immer paarweise von denselben, wozu man meist die Finger, zuweilen einen Löffel, nie aber Messer und Gabel benutzt. Fleisch und Fisch sind schon in der Küche in mundgerechte Stücke geschnitten. Blumen und Früchte standen nie auf dem Tische; die letzteren wurden allerdings in Unmassen, aber entweder vor oder nach der Mahlzeit verzehrt, und Jedem wurde ein entsprechend großes Quantum auf sein Zimmer getragen. Getrunken wurde beim Essen niemals; erst nach Beendigung desselben standen Scherbet oder Zuckerwasser zur Verfügung, sowie eine

kleine Tasse echten Mokka's. Gesprochen wurde bei Tische nur dann, wenn der Vater Eines von uns besonders anredete.

In beiden Palästen kochte man in Rücksicht auf die hier zusammenwohnenden Völkerschaften auf arabische, persische und türkische Art, und die Küche, welche sich in Bet il Sahel unter einer der offenen Säulenhallen des großen Hofes befand, und in welcher ein unbeschreibliches Gewirr von Sprachen und Farben herrschte, verschlang unglaubliche Massen von Vorräthen. In einer Ecke des Hofes schlachtete man Vieh in Menge und dasselbe wurde meist unzertheilt gekocht. Oft sah man Fische von einer Größe, daß zwei stämmige Neger sie tragen mußten, in der Küche verschwinden; kleinere Fische wurden nur körbeweise angenommen, Geflügel nur zu Dutzenden, Mehl, Reis und Zucker berechnete man nur nach Säcken, und die Butter, welche in flüssigem Zustande ankam, nur nach Krügen von einem Centner Gewicht. Fast noch erstaunlicher war die Menge von Obst, welche wir verbrauchten. Alltäglich kamen etwa fünfzig, zur Zeit der Mango-Ernte etwa doppelt so viele Lastträger mit Früchten in's Haus. Allerdings verfuhr man beim Transport so sorglos, daß ein großer Theil davon verdarb.

Trug man nun aber, was die Küche betraf, so ziemlich jedem Geschmack Rechnung, so wurde dagegen nur die arabische Tracht bei uns geduldet. Langte eine Tscherkessin oder eine Abessinierin bei uns an, so mußte sie binnen drei Tagen ihr Kostüm ablegen und die ihr zugetheilte arabische Kleidung tragen. Diese besteht nur aus

einem bis an die Fußknöchel reichenden Hemd, einem engen Beinkleid (keine Pumphosen) und einem Kopftuche. Die dazu verwendeten Stoffe sind sehr verschieden; reiche Leute kleiden sich während der kühleren Jahreszeit in Goldbrokat, Sammet und Seide, in der heißen Zeit aber trägt man durchgängig nur buntfarbigen Kattun und Musselin, nie aber Hemd und Beinkleid von gleichem Muster. Auch sieht man darauf, daß das Hemd nicht zu lang ist, um nicht die reichen Stickereien des Beinkleides und die beiden goldenen Fußringe zu verstecken, deren einer mit zahlreichen Goldstücken behangen ist, welche bei jedem Schritt zusammenklingen. Von der Kopfbinde, welche um die Stirn gewunden wird, hängen zwei lange Bänder mit großen Quasten zu beiden Seiten des Gesichts herab; das eigentliche seidene Kopftuch reicht bis auf die Fersen. Wenn eine arabische Dame ausgehen will, so legt sie ihre „Schele" an, d. h. ein großes schwarzseidenes, je nach Reichthum und Geschmack der Trägerin mit goldenen oder seidenen Randverzierungen besetztes Tuch, und diese einzige Umhüllung der Orientalin wird immer aufgetragen, ohne je aus der Mode zu kommen; auch die Reichsten pflegten nie mehr als eine Schele zu besitzen. Während der Regenzeit tragen vornehme arabische Damen im Hause über den sonstigen Kleidern die „Djocha", eine Art Ueberrock, welche bis an die Knöchel reicht und aus Tuch mit vieler Gold- und Silberstickerei gefertigt ist. Sie ist vorn von oben bis unten offen, und wird nur auf der Brust durch goldene Tressen zusammengehalten. Strümpfe werden fast nie getragen. Die Fußbekleidung besteht aus Sandalen,

die für Männer und Knaben aus Leder gemacht werden und „Watje“ heißen. Die für Mädchen und Frauen (Kubkab) sind von Holz, 5 bis 10 Centimeter hoch, oft reich mit Silber und Gold verziert, aber ziemlich schwer zu tragen, und so lange die kleinen Mädchen nicht Kraft und Geschick genug dazu besitzen, gehen sie einfach barfuß.

Um den ungeheueren Bedarf unserer Häuser an Kleiderstoffen, welche sämmtlich aus dem Auslande bezogen werden müssen, herbeizuschaffen, schickte mein Vater alljährlich große Segelschiffe mit unseren Erzeugnissen (besonders Gewürznelken) nach England, Frankreich, Persien, Ostindien und China, um dort für den Erlös das Gewünschte zu erhandeln, wobei der Befehl für die Agenten stets lautete: „Kaufe das Schönste, was Du findest und scheue keine Kosten.“ Die Rückkehr dieser Schiffe wurde stets mit Ungeduld erwartet. Uns Kindern brachten sie alle unsere schönen Spielsachen mit — aber Neid, Mißgunst und Eifersucht waren leider auch nie größer in unserem Hause, als gerade in diesen Tagen der Freude. Auch die wohlriechenden Wässer, welche die Orientalin in Massen verbraucht, bringen die Schiffe mit. Der Grund zu dieser Vorliebe für starke Wohlgerüche wird schon in der Wiege gelegt, denn Alles, was für das Kind bestimmt ist, Kleidchen, Betttücher, Badewäsche u. s. w. wird die Nacht über mit Jasminblüthen bestreut, dann mit Ambra und Moschus durchgeräuchert und schließlich noch mit Rosenöl begossen. Allerdings ist dabei zu bemerken, daß Fenster und Thüren fast das ganze Jahr über Tag und Nacht offen stehen,

und hierdurch die Schädlichkeit dieser Liebhaberei abgeschwächt wird." — —

Als Frau Ruete, wie schon erwähnt, im Jahre 1885 mit der deutschen Expedition nach Sansibar ging, betrat sie selbst nicht ohne Besorgniß den Boden der Heimath. Wie, so fragte sie sich, würde die mohammedanische Bevölkerung die nunmehrige Christin aufnehmen, die in Begleitung deutscher See-Offiziere in europäischer Kleidung und ohne den verhüllenden Schleier in den Straßen erschien? Aber ihre Befürchtungen zerstreuten sich bald. Wo sie sich sehen ließ, umdrängte sie das Volk in hellen Haufen. „Wie geht es Dir, meine Herrin?" tönte ihr in arabischer Sprache von unzähligen Lippen entgegen, und selbst als Sultan Bargasch, den diese Aufnahme seiner Schwester nicht wenig verdroß, eine Anzahl der armen Leute durchpeitschen ließ, als er Goldschmieden und anderen Händlern, welche ihr etwas verkauften, sofort die Kundschaft entzog, ja, sie zwang, ihre Läden zu schließen, als er den Eseltreibern bei harter Strafe verbot, ihre Thiere der Prinzessin zu vermiethen, und einige ihrer früheren Sklaven, welche aus alter Anhänglichkeit zu ihr zu gehen wagten, einsperren ließ, machte dies keinen Eindruck.

„Er benimmt sich ganz wie ein kleines Kind, o Herrin!" flüsterte man ihr aus der Menge heraus zu, die sie in immer größeren Schaaren umdrängte und sie bei der Rückkehr nach dem Schiffe jedesmal unter lauten Segenswünschen nach ihrem Boote begleitete. Eselreiter, welche ihr begegneten, stiegen stets ab, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen und hinter den angelehnten Hausthüren hervor

flogen ihr von den dort versteckten Frauen herzliche Worte zu, wie: „Gott sei mit Dir, o Bibi, und gebe Dir gute Tage!" oder die Bitte: „Nicht wahr, Du bleibst nun mit Deinen Kindern bei uns!" Zahllose schriftliche Betheuerungen der alten Liebe und Anhänglichkeit wurden ihr heimlich zugesteckt, und mehr als einmal vernahm sie aus der Menge heraus den Zuruf: „Bleibe bei uns, wir wollen gerne Deine Unterthanen werden!"

Ihre Geschwister und sonstigen Verwandten sah Frau Ruete nicht, obwohl viele derselben wiederholt um ihren Besuch bitten ließen. Sie hätte die ihr lieben Menschen der Rache des Sultans preisgegeben, und es war ihr bekannt, daß er erst vor etwa Jahresfrist eine seiner Lieblingsfrauen, welche den Gruß eines Europäers erwiedert, eigenhändig zu Tode gepeitscht, und daß er einer seiner Schwestern, die, noch dazu ungerechter Weise, beschuldigt wurde, einen Mann zu lieben, den er nicht zum Schwager wünschte, ebenfalls mit eigener Hand fünfzig Stockschläge verabreicht hatte, an deren Folgen die Unglückliche lange krank gelegen. Einer anderen schon bejahrten Schwester, welche einen mißliebigen Bruder des Despoten auf dem Sterbebette besuchte, hatte er nicht nur ihr Jahrgeld entzogen, sondern sie auch aus dem ihr eingeräumten Hause gejagt.

Daß ein Mann von dieser Gemüthsart die von der deutschen Regierung befürwortete Aussöhnung mit Frau Ruete ablehnte, konnte nicht Wunder nehmen. Ebenso verweigerte er die Herausgabe ihres bei der Flucht zurückgelassenen Vermögens, das hauptsächlich in sehr einträg-

lichen Plantagen bestanden hatte, sowie ihres Antheils an dem Nachlasse inzwischen verstorbener reicher Verwandten, Ansprüche, welche selbst der ihr sonst nicht wohlgesinnte englische Konsul als berechtigt erklärte. Die elende Summe von 6000 Rupien (etwa 9000 Mark), welche man ihr als Abfindung bot, wies sie zurück.

Nach dieser Seite hin verlief ihr Besuch in der Heimath völlig erfolglos, und die Prinzessin von Omân und Sansibar bestreitet ihren Lebensunterhalt in Berlin noch jetzt zum größten Theile aus den Erträgnissen des Unterrichts, den sie in ihrer Muttersprache ertheilt. Ihr Sohn hat Aufnahme in der Kadettenschule zu Lichterfelde gefunden, wo er auf Kosten Kaiser Wilhelm's seine militärische Ausbildung empfängt.

Das „rothe Buch“.

Ein Beitrag zum Verständniß der französischen Revolution.

Von

Karl Ed. Klopfer.

(Nachdruck verboten.)

Die Schreckensherrschaft von 1792 bis 1794 wird in der Geschichte als der Schandfleck der französischen Nation gebrandmarkt. Wohl bietet kein Volk und keine Zeit Zustände, wie die damaligen, die mit Recht als eine Schmach der ganzen Menschheit gelten, aber diese Schmach fällt zum größten Theile auf die Regierungen und ihre Verweser zurück, welche die unmittelbaren Ursachen jenes Ausbruches der Volkswuth waren. Neuere und neueste Forschungen haben die Grundübel bloßgelegt, die dem französischen Körper jene Eiterbeule in's Fleisch setzten, zu deren Operation eben die entsetzlichen Instrumente nöthig waren, die als Schreckensmänner in jener ungeheuren blutigen Tragödie figuriren.

Die Lehre von den Ursachen und Wirkungen bietet wohl nirgends treffendere Beweise, als in der Verfolgung der zahlreichen Einzelheiten, die den Prolog zu diesem Trauerspiele bildeten. Die Episode, die wir im Nach-

stehenden schildern wollen, kann als eine der lehrreichsten dieser Einzelheiten gelten. —

In der konstituirenden Nationalversammlung zu Paris, aus deren Schoß die bewegenden Gährungsstoffe hervorgingen, tauchte zu Ende November 1789 das Gerücht auf, es existire eine geheime Liste der königlichen Ausgaben, die mit ihren Posten ganz frappirende Lichteffekte auf die Hof- und Regierungswirthschaft zu werfen geeignet sei. Der Jansenist Armand Gaston Camus (Advokat der französischen Geistlichkeit, Beirath des Fürsten Salm-Salm und des Kurfürsten von Trier), ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, war es, welcher der Versammlung auf die Spur jenes Verzeichnisses half, das man nun um jeden Preis zu sehen wünschte. Ihm war bekannt, daß alle die Pensionen und „Ehrengeschenke“, über welche die abscheulichsten Gerüchte umliefen, in dem sogenannten „rothen Buch“ genau registrirt waren. Er beabsichtigte anfangs die Einsicht in dieses berüchtigte Buch nur zu dem Zweck, die Mißwirthschaft des Pensionswesens aufzudecken und zu bekämpfen, ohne Ahnung von der Tragweite dieser Enthüllungen, die aus den Blättern des rothen Buches hervorgingen.

Die Nationalversammlung beschloß also, den Finanzminister Necker, in dessen Verwahrung sich das rothe Buch befinden sollte, zur Herausgabe desselben zu veranlassen, worauf es durch Drucklegung dem öffentlichen Urtheile unterbreitet werden sollte. Aber hier stieß man auf schier unübersteigliche Schwierigkeiten. Anfangs leugnete der Minister überhaupt die Existenz dieses Buches, als ihn

aber der hartnäckige Camus an der Hand unwiderleglicher Beweise von der Wahrheit überführte, suchte er Ausflüchte der lächerlichsten Natur. Bald behauptete er, das Buch befände sich im Privatarchiv des Königs, bald sollte es wieder in den Händen von Beamten sein, die es in Verlust gerathen ließen u. s. w. Aber alle diese Ausflüchte scheiterten an der unerbittlichen Zähigkeit Camus', der nicht nachließ. Zudem waren wohl die Vorwände des Ministers durchaus nicht darnach angethan, die einmal rege gemachte Wißbegierde der Nationalversammlung zu beschwichtigen. Man begehrte mit immer wachsender Energie die Bekanntmachung des rothen Buches.

Als letzten, allerdings sehr schwachen Hoffnungsanker gebrauchte Necker schließlich die hinfällige Ausrede, der Druck des Buches würde ganz ungeheure Kosten verursachen, die in keinem Verhältnisse zu der Bedeutung seines Inhaltes ständen. Aber auf diese Ausflucht setzte Camus seinen schlagendsten Trumpf, indem er der Versammlung eines Tages ankündigte, daß der Buchdrucker Baudoin sich erboten habe, die angeblich so kostspielige Drucklegung umsonst zu besorgen. Als dieses Anerbieten einstimmig angenommen wurde, konnte Necker das rothe Buch nicht mehr zurückhalten. Aber er verzögerte die Auslieferung unkluger Weise noch durch allerlei Mittelchen, bis sich endlich am 5. März 1790 aus dem Schoße der Nationalversammlung eine eigene Kommission unter dem Vorsitze Camus' bildete, die lediglich die Untersuchungen über das rothe Buch zu leiten hatte. Necker schützte Krankheit und alles Mögliche vor, die unausbleibliche Auslieferung der so heiß be-

gehrten Ausgabenliste hinauszuschieben, was ihm wirklich noch für die Frist von zehn Tagen gelang.

Endlich, am 15. März, konnte Camus das rothe Buch der Nationalversammlung vorlegen und in Druck geben. Ludwig XVI. hatte aber die Bedingung gestellt, daß die Ausgaben, die noch in die Regierungszeit seines Großvaters und Vorgängers, Ludwig XV., zurückdatirten, geheim bleiben sollten. Obgleich eine solche Pietät einem Monarchen wie Ludwig XV. gegenüber nicht gerechtfertigt war, achtete doch die Nationalversammlung den königlichen Wunsch und ließ die Blätter, welche die geheimen Auslagen des verstorbenen Königs aufwiesen, mittelst weißer Papierstreifen überkleben.

Das rothe Buch präsentirte sich als ein in rothen Maroquin gebundener Foliant, der 222 Blätter umfaßte. Die ersten zehn, die eben noch Notizen aus der Zeit Ludwig's XV. enthielten, wurden verklebt. Die folgenden 32 Blätter verzeichneten die Ausgaben Ludwig's XVI.; die übrigen waren leer.

Anfangs April ging das Buch endlich aus der Druckerpresse hervor. Die ganze Nation sah der Veröffentlichung mit begreiflicher Spannung entgegen. Camille Desmoulins, der „Generalprokurator der Laterne", wie er sich selbst nannte, schrieb damals in der Nummer 21 seiner „Révolution de France et de Brabant": „Wir haben endlich das rothe Buch! Der Pensionsausschuß hat endlich die sieben Siegel gelöst, die es verschlossen, und die furchtbare Weissagung des Propheten: ‚Du sollst nicht einmal ein Feigenblatt finden, um der Welt Deine schmäh-

liche Nacktheit zu verdecken', ist in Erfüllung gegangen. Man wird Deinen Aussatz erblicken und Dir das Schandmal aufbrennen, das Du ‚ancien régime' verdienst! Wir haben das rothe Buch!"

Zur selben Zeit erschien in dem Journale des wackeren Loustalot „Révolution de Paris" eine Apostrophe, die zu charakteristisch ist, um sie hier zu übergehen. Hier hieß es unter Anderem: „Seit den letzten Regierungsjahren Ludwig's XV. und der Thronbesteigung Ludwig's XVI. ist das Elend des französischen Volkes immer größer geworden. In den Städten verbarg ein sinnloser Luxus, welcher fast alle Klassen der Bevölkerung verdarb, nur nothdürftig die gräßlichste Armuth. Die Bauern in der Nähe der Städte waren von allen Lastern der letzteren angesteckt und nur von Hab- und Raubgier statt der Arbeitslust beseelt. In den Provinzen aber lebte das Landvolk in zerfallenden Hütten, in Lumpen und ohne menschenwürdige Nahrung. Nächst den Bauern hatten die Soldaten das jammervollste Loos zu ertragen. Die Hauptursache dieses allgemeinen Elends war die geradezu wahnsinnige Verschwendungs- und Genußsucht des üppigen Hofes, wo Buhlerinnen, speichelleckende Schranzen und vergnügungsgierige Nerone um den Preis der Ehrlosigkeit und der Verworfenheit stritten, wo jedes Vergnügen die Ruhe einer Million Menschen kostete, wo Gold das Verbrechen und das Verbrechen Gold erzeugte, und wo das französische Volk weniger galt als ein Rennpferd oder sonst ein Spielzeug königlicher und hochadeliger Passionen. — Seht in das rothe Buch!" ...

Ja, man sah hinein — und schauderte!

Da wurden unglaubliche Details enthüllt und es kamen Geschichten aus den im rothen Buche verzeichneten Zahlen zu Tage, die eines gewissen höhnenden Humors nicht entbehrt hätten, wenn nicht ein Abgrund der Schändlichkeit dahinter aufgegähnt wäre. Und was mögen nun erst die verklebten Seiten enthalten haben!

Die Summe der Pensionen und Geschenke, die der Hof von 1774 bis 1789 verausgabte, betrug 227,985,517 Livres. Aber das war noch nichts im Vergleich mit der Art und Weise, wie diese Millionen vertheilt wurden.

Die beiden Brüder des Königs, der Graf v. Provence (nachmals Ludwig XVIII.) und der Graf v. Artois (nachmals Karl X.) bezogen jeder eine jährliche Apanage von 8,240,000 Livres, ein Taschengeld, mit dem sich allenfalls hätte auskommen lassen, aber dem war nicht so. Im rothen Buche stand es deutlich zu lesen, daß der Graf v. Artois in der Zeit von 1783 bis 1787, also in vier Jahren, einen Zuschuß von 14,550,000 Livres erhalten hatte. Auch der zweite Bruder, der Graf v. Provence, brauchte in derselben Frist außer seiner Apanage 13,824,000 Livres.

Noch extravaganter waren die „Douceurs", mit denen die Hofschranzen bedacht wurden. Man war sogar so schamlos gewesen, den Zweck dieser Gratifikationen ganz unverblümt neben die einzelnen Posten zu schreiben; das rothe Buch war eben nicht für die Blicke Unberufener bestimmt. Da standen Tausende verzeichnet, die man dem Chevalier von So und So als Extragehalt für „kleine Dienste" bewilligt hatte. Ein Günstling erhielt eine halbe Million

zum Ankaufe eines Gutes, das ihm gefallen; ein Anderer bekam Unterstützungen zur Führung eines Erbschafts-prozesses; wieder Andere, um sich — „Chargen kaufen zu können," wie es öfter als einmal im rothen Buche hieß. Ja man hatte sogar „Ehrenworte" gekauft und belohnt. Einzelne Posten waren geradezu klassisch. Da stand z. B. zu lesen, daß der Polizei-Generallieutenant Sartines 200,000 Livres erhalten hatte — „zur Bezahlung seiner Schulden." Dieser Sartines war, beiläufig gesagt, der famose Polizeipräfekt, der die Spielhäuser eingeführt und das Briefgeheimniß aufgehoben hatte.

Die Gräfin Luise Marie Albany bezog als die Gattin des täglich bis zur Sinnlosigkeit betrunkenen Prinzen Eduard Karl Stuart eine Jahrespension von 60,000 Livres, obgleich sie selbst einer der reichsten Adelsfamilien angehörte.

Die ärgsten Schufte, die von Haus aus schon über ungeheure Einkünfte verfügen konnten, sackten Jahrespensionen von 120,000 bis 150,000 Livres ein. Die Familie Polignac, bekanntlich dem widerlichsten Ungeziefer der damaligen Aristokratie angehörend, bestahl die Staatskasse um jährlich mehr als 700,000 Livres; die Familie Noailles um fast zwei Millionen. Ebenso bezog jeder Prinz außer den Renten seines Privatvermögens eine jährliche Staatssubvention von durchschnittlich zweieinhalb Millionen Livres.

Ein Herr Desgalois de la Tour erhielt gleich drei Pensionen im Gesammtbetrage von 22,720 Livres, und zwar für dreierlei Verdienste: erstens „als erster Präsident

und Intendant"; zweitens „als Intendant und erster Präsident"; und drittens — „für dieselbe Stellung".

Der Marquis d'Antichamp bezog vier Pensionen. Die erste „für die von seinem verstorbenen Vater geleisteten Dienste", die zweite „ebendafür", die dritte „ebendeßhalb" und die vierte — „ebendeßwegen".

Ein italienischer Prinz erfreute sich gleichfalls einer vierfachen Pension, die sich folgendermaßen vertheilte: die erste „für seine Dienste als Oberst"; die zweite „für seine Dienste als Oberst"; die dritte „für seine Dienste als Oberst"; die vierte — „für seine Dienste als Nicht-Oberst". (Wörtlich „pour ses services comme non-colonel".) Was mögen das wohl für Dienste gewesen sein, die sich hinter dieser geheimnißvollen Bezeichnung verbargen?

Sehr charakteristisch ist der Titel, unter welchem der Generalanwalt Joly de Fleury eine Pension bezog: jährlich 17,000 Livres — „weil er seine Stelle an seinen Sohn abgetreten hat". Eine famose Entschädigung!

Der Hoffriseur Ducrot erhielt eine lebenslängliche Jahrespension von 7000 Livres — „weil er das Töchterchen des Grafen Artois frisirte". Das ist gewiß ein brillantes Honorar, um so mehr, wenn man in Betracht zieht, was konstatirt ist, nämlich, daß eben dieses Töchterchen des Grafen Artois bereits so früh starb, daß es überhaupt noch keine Haare hatte.

Außerdem gab es noch Pensionäre, die nicht nur unter ihrem eigenen Namen, sondern auch unter dem ihrer Frauen, Kinder, Brüder, Schwestern und der übrigen Sippe ungeheure Renten einheimsten. Andere, wie z. B. die Marquise de

la Force, bezogen ihre Pensionen wunderbarer Weise fort, nachdem sie schon längst gestorben waren.

Einer der unverschämtesten aller habgierigen Blutegel war aber unstreitig der Kriegsminister Philippe de Ségur, der neben seinem gewiß nicht unbeträchtlichen Solde und den mannigfachen „Ehrengeschenken", mit denen ihn der König überhäufte, für sich und seine Familie jährlich 98,622 Livres bezog. Unter seinen elf Kindern waren nach seiner Angabe zehn verdiente Offiziere, die sich bei genauerer Prüfung als — Mädchen herausstellten. Nichtsdestoweniger wurde ihnen aber die Pension nicht im Mindesten geschmälert. Als der brave Kriegsminister im Jahre 1787 seine Demission gab, verlangte er vom König noch verschiedene Kleinigkeiten: ein erbliches Herzogthum, ferner nebst seinen bisherigen Bezügen eine Jahrespension von 60,000 Livres für sich und 15,000 für seine Kinder, und schließlich noch 50,000 Livres, um — seine Schulden zu bezahlen. — Das rothe Buch erbrachte den Beweis, daß ihm diese bescheidenen Wünsche auch thatsächlich vollständig erfüllt wurden.

Wie es sich eigentlich mit dem „großen" Charakter des wackeren Mirabeau, diesem angebeteten Volkstribunen, verhielt, davon gab das rothe Buch auf seiner 25. Seite eine interessante Aufklärung. Außerdem, daß er eine jährliche Subvention von 200,000 Livres bezog, erhielt er 1776 für das Manuscript seines berühmten Werkes „Essai sur les lettres de cachet" 50,000 Livres, und im Jahre 1789 195,000 Livres für sein Ehrenwort: „die Pläne der Nationalversammlung zum Scheitern zu bringen."

Entsprechend diesen Pensionsposten waren die Summen, welche die vergnügungssüchtige Königin durch einen sinnlosen Luxus verschleuderte. Während sie ihre Kreaturen mit tollster Verschwendung beschenkte, waren die Beträge, die als „Almosen" im rothen Buche figurirten, von einer lächerlichen Winzigkeit. Diese Verschwendungen der Königin, die allzu jung und zu wenig ausgebildet nach Frankreich gekommen war, um den üblen Einflüssen des dortigen Hoflebens in dieser Beziehung Widerstand leisten zu können, hatten ihr im Verein mit ihrem stolzen Wesen und ihrem vielfach launenhaften Benehmen rasch die Ungunst des Volkes zugezogen, das daher auch nur zu geneigt war, den von ihren Feinden ausgestreuten, die Sittenreinheit der „Oesterreicherin" antastenden Verleumdungen Glauben zu schenken.

König Ludwig XVI. aber war viel zu beschränkt und willensschwach, um jener schandbaren Vergeudung der Staatsmittel, wie sie durch die Günstlingswirthschaft am Hofe eingerissen war, Einhalt zu thun.

Als das Ausgabenetat für die Person des Königspaares im Jahre 1789 auf jährlich 25 Millionen Livres „beschränkt" wurde, konnte Ludwig der „Sparsame" mit seiner Gemahlin absolut nicht auskommen und häufte Schulden auf Schulden.

Es war natürlich nicht vollständig zu vermeiden, daß ein indiskreter Blick unter die Geheimnisse drang, die durch die erwähnten Papierstreifen im rothen Buch verdeckt werden sollten. Derselbe enthüllte eine noch entsetzlichere Geld-

gier und Korruption unter den oberen und obersten Schichten der französischen Gesellschaft, als die offen vorliegenden Blätter. Kann man sich da noch über die Wuth des Pöbels wundern, der eben 1792 bis 1794 nur den rothen Kommentar zum rothen Buch von 1790 schrieb?

Ein Frühlingsbote.

Skizze

von

Gottfried Pfeuffer.

Wenn der Frühling kommt, die Wiesen mit leuchtendem Grün sich bekleiden, die Obstbäume mit schimmerndem, rosigen Blüthenschnee sich bedecken und der Wald seine frischduftigen Laubkronen wieder gewonnen hat, dann sprießt aus dem schwarzen Erdreich des schattigen Waldbodens ein feines, grünes Hälmchen mit zartem Blattgefieder, das bald als Krone winzig kleine weiße Blümchen trägt. Diese Pflanze, welche ihrer äußeren Erscheinung nach zu den unscheinbarsten gehört, ist der vielgepriesene Waldmeister, in dessen Duft sich das Milde, Süße, Zarte und doch Herbkräftige des Wonnemonats gleichsam verkörpert hat.

Der Waldmeister ist eine Asperula-Art, die überall in den deutschen Buchenwäldern, besonders üppig am Rhein

gedeiht; man findet ihn aber auch in Belgien, wo er eine beliebte Frühlingsgartenblume ist, weniger häufig in England und Frankreich. Im kühlen Schatten des Buchenwaldes, da ist sein eigentliches Heim, und fast überall, soweit Buchen gedeihen, gedeiht auch Waldmeister, im Norden bis nach Finnland und Litthauen, nach Süden hin bis in die Sudeten und Karpathen, die Alpen und Apenninen; überall aber gilt dies Blümchen als kostbare Weinwürze.

Woher kommt aber der schöne Name Waldmeister? Das ist schwer zu ergründen. In den ältesten deutschen Kräuterbüchern erscheint der Waldmeister unter der Bezeichnung „Herzfreyd", erst seit 1574 findet sich der Name, den das Kraut jetzt noch führt. Zu dieser Zeit mußte der Waldmeister auch die Rolle des Barometers übernehmen; durch seinen Duft sollte er das Wetter prophezeien, und es hieß von ihm: „Wenn es schönes Wetter gibt, duftet das getrocknete Waldmeisterkraut gar nicht; liegt aber Regen in der Luft, so sendet das Kräutlein seine Wohlgerüche aus." Noch im vorigen Jahrhundert zählte er als herba matrissylvae oder hepatica stellata zum Arzneischatz; heute nennt ihn jedes Kind Waldmeister, und die Botaniker haben ihn in Asperula odorata umgetauft.

Schon vor mehr als drei oder vier Jahrhunderten war es beliebte deutsche Sitte, den weißen Wein der heimischen Gaue mit diesem Kraute zu mischen, nicht sowohl der Würze halber, als weil man dem so gemischten Trank besondere Heilkraft zuschrieb. In Rembert Dodoens'

(1515 bis 1585), des Leibarztes der Kaiser Maximilian II. und Rudolph II. „Kräuterbuch" heißt es: „Einige sagen, wenn man ihn (den Waldmeister nämlich) in den Wein thut, den die Leute trinken, so erfreut er das Herz und stärkt die kranke Leber." Und nicht nur die Deutschen, sondern auch die Engländer hatten damals die Gewohnheit, den Wein derartig zu würzen. Der Botaniker John Gerarde (1545 bis 1607) erzählt, daß der lateinische Name des Waldmeisters seiner herzstärkenden Eigenschaften wegen auch „Cordialis" sei, daß er auf Hochdeutsch „Herzfreyd", auf Plattdeutsch seiner heilenden Kräfte halber „Lewerkrut" (Leberkraut) heiße, daß man das Kraut in Bündelchen und Kränzen in Häusern und Kirchen aufhänge (wie heute noch sehr häufig im Norden Deutschlands geschieht und besonders in Rheinsberg bei dem sogenannten „Möschefest"), und fährt dann fort: „Man sagt, er wird in Wein gethan, um die Menschen lustig zu machen, und soll das Kraut gut sein für das Herz und die Leber."

Bei dem in alten Zeiten stattfindenden herbstlichen Kirchenausschmücken und Binsenstreuen in England, dem „rushbearing", das sich noch im äußersten Norden Englands erhalten hat, spielte das duftende Kraut eine große Rolle und machte die Landkirchen den ganzen Winter hindurch frühlingsduftig. Ein deutscher Schriftsteller sagt sogar, daß der Waldmeister im 16. Jahrhundert die wahre Volksmaiblume war.

Der eigenthümliche Wohlgeruch, welcher den Waldmeister auszeichnet, verdankt sein Dasein einem flüchtigen Oele, dem sogenannten Kumarin oder Tonkakampher,

letzteres findet sich außer dem Waldmeister auch in gewissen Kleearten, in dem wohlriechenden Ruchgras, das dem Heu seinen lieblichen Geruch verleiht, und besonders in der Tonkabohne, womit manche Schnupfer sich ihre Prise und die Amerikaner ihre Rauchtabake parfümiren. Der Waldmeister findet zwar eine sehr vielgestaltige Verwendung, und wird sogar als schweißtreibendes Mittel in der Volksmedicin gebraucht, seine Hauptverwendung ist jedoch als Weinkraut für Frühlingsbowlen, wie wohl männiglich aus eigener Erfahrung bekannt.

„Und mit Eins
Waldmeister sich und Rebenblüth' umschlingen —
Ei, welch' ein duftig, zärtlich herzig Pärchen!"

heißt's in „Waldmeisters Brautfahrt", dem lieblichen Rhein-, Wein- und Wandermärchen, in welchem Otto Roquette die Vermählung der Beiden so poetisch gefeiert und den Waldmeister zuerst in die deutsche Literatur eingeführt hat. „Wenn's Mailüfterl weht," dann ist auch die Zeit der Maibowle wieder gekommen, und so weit die deutsche Zunge klingt und der Waldmeister gedeiht, labt sich gerne Alt und Jung an dem würzigen Tranke.

Die Sitte, Getränke durch Blumenduft zu würzen, ist uralt. Der feinste Scherbet der Mohammedaner besteht aus einer Abkochung von Veilchen in Zuckersaft. Die Römer gossen ihren Falernerwein langsam durch ein Gefäß, das mit Rosen angefüllt war, und wir finden zugleich mit der ersten Kunde vom Waldmeisterkraut dasselbe auch als Weinwürze bezeichnet und hochgeschätzt. Es sollte die schwarze Galle, welche der Winter durch böse

Laune angehäuft, Husten, Gliederweh und andere Uebel vertreiben. Uebrigens bereitete man früher, wie auch jetzt, die Frühlingsbowle nicht allein mit Waldmeister; der Maiwein wurde auch mit Erdbeeren hergestellt, denen man die Kraft, verliebt zu machen, zuschrieb, mit Gänseblümchen, von denen man glaubte, daß sie rosige Gesichtsfarbe geben, mit Fünfblatt (Potentilla), das als Mittel gegen die Ruhr galt, mit Himbeerstrauchsprossen, wodurch man Thatkraft sich anzutrinken behauptete, mit Schafgarben, dem besten Mittel gegen die Pest, und endlich mit Ahlbeeren, welche gegen die Gicht schützen sollten.

Erst im 15. Jahrhundert wurde nämlich der einheimische Rebensaft allgemein beliebt bei den Deutschen. Damals trank man den Wein in sehr jungem Zustande, die Zubereitungs- und Aufbewahrungsmethoden waren sehr mangelhaft und der Wein vielfach so schlecht, daß nur der gemeine Mann, wenn er es nicht vorzog, sich mit Meth, Bier oder Cider zu erfrischen, den Wein unvermischt trank. Die Vornehmen hingegen hielten sich entweder an die aus Ungarn, Italien oder sonst aus dem Süden eingeführten Weinsorten, oder man suchte den vaterländischen Rebensaft durch allerlei Zusätze möglichst zu verbessern, und zwar durch Beimischung von Honig, Gewürzen und wohlriechenden Kräutern. Hierin dürfte wohl mit ziemlicher Sicherheit der Ursprung der heutigen Maibowle zu suchen sein, die bald eine ungemeine Beliebtheit gewann. Bevor der Sekt erfunden war, schloß Wein, mit Waldmeisterkraut vermischt, jedes seine Gastmahl vom April bis Juni. Der Waldmeister galt für

ein geheimnißvolles Medikament, dem man die erfrischende, wiederbelebende Kraft des Frühlings zuschrieb, und welches Ermatteten, Erschöpften und Greisen deshalb als Arznei gegeben wurde, damit sie Jugendmuth, Heiterkeit und Lebensfrische wieder erlangten. Mit der Maibowle, so glaubte man, schlürfe der verständige Zecher die ganze holde Kraft des Frühlings ein, ja jetzt noch, wenn auch mit weniger geheimnißvollem Hintergrunde, glauben wir dies. Die heilkräftigen Wirkungen, welche ihm unsere Vorfahren nachrühmten, erwarten wir zwar nicht mehr von ihm, aber die Grillen zu verscheuchen und den Sinn aufzuheitern, das ist auch jetzt noch die Aufgabe, welche er erfüllen soll.

Die richtige Bereitung des Maitranks gilt noch immer als eine nicht allzu leichte Kunst. Dazu gehört nicht nur, wie manche Bowlenkenner meinen, daß man die Maikräuter frisch in dem Walde pflücke und dann einige Stunden an der Luft liegen lasse, damit der ganze Vollgehalt ihres Duftes hervortrete, sondern es muß auch eine sorgfältige Auswahl in Betreff des Weines und der Zuthaten stattfinden, sowie genau die Zeit, wie lange man die Maikräuter ziehen lassen kann, beobachtet werden. Feine Kenner lassen nur Moselwein und Champagner als vollgiltig passiren und verwerfen außer Zucker und höchstens noch ein paar Orangenschnitten jede andere Beimischung. Waldmeister, behaupten sie, und zwar wohl mit Recht, sei ein prächtiger Gesellschafter, aber er dulde keine anderen Duftträger neben sich, ohne sich verstimmt zu zeigen. Alle sonstigen Beimischungen, wie die Blätter

der schwarzen Johannisbeere, Erdbeerblüthen oder gar Pfeffermünz- und Melissenkraut erzielten wohl einen stark gewürzten Trank, verdrängten aber das zarte und duftige Aroma des Waldmeisters. Auch solle man die Maibowle, wenn möglich, nicht im geschlossenen Zimmer genießen; trinken lasse sie sich da, aber nicht genießen. Im Freien, an einem lauschigen Plätzchen des Gartens, oder noch besser in Waldmeisters Heim selbst, im frischen grünen Wald müsse sie geschlürft sein.

Von anderer Seite wird auch wohl nachstehendes Rezept zu einer Maibowle empfohlen: Man nehme so viel Waldmeister, als etwa eine hübsche Dame in ihrer Hand halten kann, für eine Bowle zu fünf Litern. Dann zwei Gänseblümchen, sechs bis acht Himbeersprossenblätter, zwei Veilchen, einige Ahlbeeren, dann drei fingerlange Scheibchen Apfelsine, und gieße den Wein, worin der Zucker schon gelöst sein muß, darauf. Moselwein ist am besten; es thut's aber auch ein anderer leichter, weißer Landwein. Dann decke man die Bowle mit einem Deckel, noch besser mit einer Serviette, zu und lasse sie eine halbe Stunde stehen. Nun sollte sie eigentlich noch in Eis gekühlt werden, etwa zwanzig Minuten lang, welche Geduldprobe jedoch wohl wenige der maibowlendurstigen Leser ertragen möchten. Sogar in Verse hat man die Bereitung des Maitranks gebracht, und wir wollen dieselbe zu allgemeinem Nutz und Frommen hier anführen:

„Willst Du bereiten den Maitrank fein,
Nimm' eine Flasche guten weißen Wein,
In diese eine Handvoll Waldmeisterlein,



Auch mehrt bedeutend seine Güte
Eine halbe Handvoll Erdbeerblüthe;
Citronenkraut, sechs Blättchen dazu,
Gibt ihm einen gar aromatischen Goût.
Es gehören ferner noch zum Ganzen
Von Gundelreben zwei volle Pflanzen,
Die Blätter von schwarzen Johannisbeertrauben
Werden die Delikatesse noch höher schrauben,
Von Krausemünze fünf bis sechs Blättchen,
Die Du kannst haben in jedem Städtchen!
Nach vier Stunden magst Du den Wein abgießen,
Ihn noch mit etwas Zucker versüßen
Und dann mit freudigem Herzen genießen!"

Es ist verhältnißmäßig wenig bekannt, daß die Hauptzuthat des Maitranks, der Waldmeister, bei richtiger Behandlung in getrocknetem Zustande seinem Zwecke, dem lieblichen Frühlingstrank jenen angenehmen Duft zu verleihen, ebenso gerecht wird, wie das frische Maikraut. Seinen Wohlgeruch verdankt er, wie bekannt, dem Gehalte an Kumarin, einem in Wasser löslichen Körper, der im getrockneten, wie im frischen Waldmeister vorhanden ist und demselben so lange erhalten bleibt, bis er in das edle Naß gebracht und in diesem aufgelöst wird. Besorgt der vorsichtige Hausvater seinen Jahresbedarf an Waldmeister sich also bei guter Zeit, ehe die Pflanze blüht, schneidet zur größeren Sicherheit den unteren Theil der Stiele mit den unteren Blättchen ab, läßt das Kraut in einem trockenen, luftigen Raume auf reinlicher und geruchloser Papierunterlage einige Tage lang gründlich austrocknen, so erhält er ein wundervoll duftendes „Heu", welches ihm,

wenn er es beispielsweise in einem sauberen Beutelchen oder — je nach der Menge — in einem großen reinen Sacke an trockenem Orte wohl verwahrt, zu jeder Jahreszeit innerhalb weniger Minuten zu einer wohlschmeckenden Bowle verhelfen wird.

Die Zubereitung der Bowle mit getrockneten unterscheidet sich in nichts von der mit frischen Kräutern; man bringt den getrockneten Waldmeister auch in der gleichen reichlichen Menge wie den frischen in den vorher angemessen gezuckerten Wein, taucht ihn unter, läßt ihn die richtige Zeit ziehen, und der schönste Maitrank ist fertig. Hier muß nun aber der wichtigste Punkt nicht außer Acht bleiben, und das ist die Zeitdauer, die man den Kräutern zum Ziehen lassen darf. Während es bei frischem Waldmeister auf eine Viertelstunde mehr nicht ankommt — um so weniger ankommt, je frischer er ist — verlangt die gedörrte Pflanze in dieser Hinsicht die größte Aufmerksamkeit, sonst rächt sie sich dadurch, daß sie außer dem Kumarin auch alle möglichen anderen Bestandtheile, die sie noch enthält, entweichen läßt, und das Ergebniß ist — ein ungenießbarer Trank mit unverfälschtem Heuduft. Daher merke der vorsichtige Hausvater die Regel, die sich aus langjähriger Erfahrung als wohlbewährt erprobt hat: Man lasse trockene Maikräuter im April zwölf Minuten ziehen, in jedem folgenden Monat kürze man diese Zeit um je eine halbe Minute ab; also im Mai elf und eine halbe, im Juni elf, im Juli zehn und eine halbe Minute u. s. w. Aber mit der Uhr in der Hand, denn was darüber ist, das ist vom Uebel! Und dann mit einem

Siebchen jedes Blättchen herausgefischt und nie dem Sparsamkeitstriebe folgen und das Ausgelaugte etwa nochmals benutzen wollen — man würde sich sonst die Bowle gründlich verderben!

Im Allgemeinen gelte für die Bereitung der Maibowle Folgendes: Einfach sei die Mischung, dann gelingt sie gut und bekommt auch gut. Leicht und angenehm sei der Wein, Zucker thut man nach Geschmack daran, Waldmeister nach obiger Angabe. Apfelsinen sind dabei gut, wenn von der Schale frei. Damit lasse man es bewenden und thue weiter nichts hinein, sondern trinke es heraus. Freilich wird die Mischung nicht schlechter, wenn man dem guten, aber leichten Rhein- und Moselwein einen guten Schaumwein beimischt.

In neuerer Zeit bereitet man neben dem aus Waldmeister hergestellten Maitranke vielfach auch eine Gurkenbowle und will dieselbe sogar als Präservativmittel gegen die Cholera aufstellen. Diese Bowle, die aus einer Mischung von gutem, nicht allzu schwerem Rothwein, mäßig gesüßt, einigen Stengeln Gartenmelisse, ein oder zwei Eßlöffeln voll fein geschnittener Gurkenscheiben, die ja recht schön grün und kernlos sein müssen, und einigen Gläsern Sherry besteht, und die trefflich kühlend und erquickend wirkt, hat ihre Vorläufer schon in griechischen und römischen Mustern, da bereits Dioscorides und Plinius riethen, die Blätter und die schönen blauen Blüthen der gurkenähnlich duftenden und schmeckenden Boretsch-Pflanze (Borago officinalis) in den Wein zu thun, um diesen zu kühlen und gesund zu machen. Schwerlich wird

dieselbe aber der altgewohnten Maibowle Konkurrenz bereiten, denn deren Vorzüge sind anerkannt und erprobt, so weit die deutsche Zunge klingt und — schmeckt, und diese Vorzüge verdankt sie einzig und allein dem kleinen bescheidenen Kräutlein, das den Gegenstand der vorliegenden Skizze bildete, dem Waldmeister, diesem köstlichen Sendboten des Frühlings.

Verbrecherfamilien.

Ein Nachtbild aus der modernen Gesellschaft.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Wiederholt finden wir in Gerichtsberichten oder bei Mittheilungen über große Verbrechen die eigenthümliche Bemerkung: „Der Angeklagte oder der Ergriffene stammt aus einer alten Verbrecherfamilie." Unwillkürlich drängt sich jedem Unbefangenen die Frage dabei auf: Gibt es denn „Verbrecherfamilien", d. h. Familien, deren Mitglieder gewissermaßen Verbrecher werden müssen? Der praktische Kriminalist muß darauf leider die Antwort geben: „Ja, es gibt Verbrecherfamilien, es gibt Familien, deren sämmtliche Mitglieder ohne Rettung dem Verbrechen verfallen."

Doch enthält diese Antwort nicht allzu Schreckliches.

Man glaube ja nicht, daß die Erfahrung gelehrt habe, die freie Willensäußerung eines Menschen sei aufgehoben, wenn er aus einer Verbrecherfamilie stammt, er sei gewissermaßen zum Verbrecher prädestinirt. Es wäre dies a sonst ein geradezu entsetzlicher Zustand, und man könnte die Menschen, die aus Verbrecherfamilien stammen, gar nicht verantwortlich machen für das, was sie begehen, weil ihnen der Hang zum Verbrechen gewissermaßen angeboren ist.

Sowohl Volkswirthe, als Psychologen, Juristen und Kriminalisten haben sich darüber gestritten, ob es denn in Wirklichkeit einen angeborenen Hang zum Verbrecherthum gibt, und der belgische Geograph, Meteorologe und Moralstatistiker Quetelet hat die Behauptung von der Zuneigung, der Hinneigung zum Verbrechen aufgestellt, nach welcher man allerdings annehmen müßte, in gewissen Menschen wohne ein innerer Zwang, der sie trotz aller Gegenwehr zum Verbrechen treibe.

Seine Idee hat Moleschott aufgegriffen, indem er behauptet, „jeder Mensch sei die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht." Nun in der That, der Charakter eines Menschen, sein Gemüth, seine guten und schlimmen Leidenschaften bilden sich unter bestimmten Einflüssen, die von außerhalb kommen und für welche das Individuum nicht immer verantwortlich gemacht werden kann. Aber diejenigen Menschen, die da annehmen, es gebe in der That Subjekte, die auch gegen ihren Willen zum Verbrecher werden müßten, gehen zu weit.

In jedem Menschen sind die Triebe und Keime für das Gute und das Böse vorhanden, bei dem Einen überwiegt das Gute, bei dem Anderen das Böse mehr, und jeder Mensch kann Verbrecher werden, hat die Anlage zum Verbrecher, wenn nicht Gegenmittel angewendet werden, und diese bestehen nicht allein in der Erziehung, sondern auch in der freien Selbstbestimmung des Menschen, in der Selbstdisziplin, in der Ueberwindung der verbrecherischen und bösen Gelüste, die in ihm aufsteigen.

Wollte man an eine Prädestination zum Verbrechen glauben, so könnte man überhaupt keinen Menschen für ein Vergehen oder Verbrechen verantwortlich machen, und was das für Folgen haben müßte, kann sich Jeder leicht ausmalen. Die Annahme kann also unmöglich richtig sein. Die Anhänger der Prädestinationstheorie behaupten nun, es erben sich in Familien gewisse Geistesanlagen fort, was allerdings richtig ist und was ja Darwin selber in seiner Theorie auf das Deutlichste nachwies. In einzelnen Familien sind alle Mitglieder veranlagt für die Malerei, für die Musik, für das Zeichnen, für körperliche Uebungen u. s. w. Man ging nun noch einen Schritt über das Ziel hinaus und sagte: Auch verbrecherische Eigenthümlichkeiten erben sich fort und zwingen die Mitglieder dieser Familie dazu, Verbrechen zu begehen.

Dem gegenüber gibt es aber einen Erfahrungsgrundsatz, der einen schlagenden Gegenbeweis liefert. Wiederholt ist nämlich festgestellt worden, daß es in Familien, die notorisch seit Generationen dem Verbrechen verfallen waren, engelsgute und engelreine Mitglieder gibt, welche n i e in ihrem

Leben ein Unrecht begingen, trotzdem alle ihre Verwandten die schwersten Verbrechen verübten, in denen nicht auch nur der geringste Hang oder Drang zum Verbrechen vorhanden war. Diese Ausnahmen bestätigen in diesem Fall nicht die sonstige Regel, sondern sind Beweis genug, daß nicht immer die Kinder eines verbrecherischen Vaters oder einer leichtsinnigen Mutter dem Verbrechen verfallen müssen.

Untersuchen wir indeß nun, wodurch denn aber die Verbrecherfamilien, deren Vorhandensein sich nicht hinwegleugnen läßt, entstehen.

Zwei Gründe gibt es, auf welche ihre Entstehung zurückzuführen ist. Der eine dieser Gründe liegt in der Erziehung der Kinder, die aus Verbrecherfamilien stammen, der andere Grund ist in der Haltung des Publikums zu suchen.

Betrachten wir den ersten Grund an einem aktenmäßigen Beispiel, denn ein solches lehrt uns, als der Wirklichkeit entnommen, deutlicher, als alle schönen Redensarten, wie Verbrecherfamilien entstehen.

Der Kutscher eines Berliner Arztes heirathete, nachdem er sich durch reichliche Trinkgelder und durch einen sehr ordentlichen Lebenswandel ein kleines Vermögen gespart hatte, das Hausmädchen des Arztes, welches ebenfalls einige Ersparnisse besaß. Dem allgemeinen Gebrauch solcher Leute folgend, errichtete das junge Ehepaar ein Budikergeschäft, d. h. ein Schanklokal untergeordneten Ranges, und damit ein Geschäft, welches in Berlin für gewöhnlich nicht nur seinen Mann nährt, sondern auch dem Besitzer gestattet, bedeutende Ersparnisse zu machen. Auch dem Ehepaar ging

es in der ersten Zeit gut, bis der Mann durch leichtsinniges Kreditgeben und durch Verbürgen für Wechselschulden um sein sämmtliches Geld geprellt und betrogen wurde und dann in die Lage kam, weder Miethe, noch Brauer, Branntweinbrenner und Schlächter befriedigen zu können, wodurch er gezwungen wurde, das Geschäft aufzugeben. Nun war er mit seiner Frau aber nicht mehr allein; es hatten sich im Laufe der Jahre sechs Kinder eingestellt, und trotzdem der Mann sich mit allem Eifer Mühe gab, wieder einen Dienst als Kutscher zu bekommen, mißlang ihm das, denn Niemand nimmt gern einen verheiratheten Kutscher mit einer so zahlreichen Familie. Der Mann ging darauf, um in ehrlicher Weise Geld zu verdienen, auf Arbeit als Tagelöhner, aber sein Verdienst reichte nicht hin, um die Familie zu ernähren. Auch hatte wohl die frühere gute Zeit ihn und seine Frau veranlaßt, höhere Anforderungen an das Leben und seine Genüsse zu stellen, als sie sich jetzt leisten konnten. Die Wirthschaft ging stetig zurück, die Familie kam mehr und mehr herab und wurde wegen unterlassener Miethszahlung aus der Wohnung exmittirt; der Mann ergab sich dem Trunke, die Familie gerieth in Armenpflege und der Familienvater schließlich in das Korrektionshaus.

Die bittere Noth aber machte auch bei der Frau ihre furchtbare Wirkung geltend. Die Frau wurde abgestumpft gegen alle Pflichten, die sie ihren Kindern gegenüber hatte, auch sie ergab sich dem Trunke, sie schickte die Kinder unter dem Vorwande des Feilbietens verschiedener Gegenstände auf das Betteln aus. Kamen die Kinder zurück, ohne

genügenden Verdienst mitgebracht zu haben, so wurden sie geschlagen, und damit war der Anfang zum Verderb der Kinder gemacht. Sie wurden nicht nur Bettler, sondern auch Gelegenheitsdiebe, und was noch schlimmer war, die beiden Töchter verfielen der Schande und dem Laster, und die anderen Kinder geriethen je nach ihrem Alter wegen Diebstahls, nächtlichen Umhertreibens erst in das Arbeitshaus, dann in das Gefängniß. Zwei Söhne saßen schon vor ihrem zwanzigsten Lebensjahre im Zuchthause; der eine war nämlich ein routinirter Taschendieb, der andere ein Einbrecher geworden. Die Familie ging natürlich mehr und mehr zurück, die zwei jüngeren Kinder fanden in dem damaligen Arbeitshause Aufnahme, wurden auch dort eingesegnet, wurden in die Welt hinausgeschickt, kamen in die Lehre, stahlen, geriethen in's Gefängniß und schließlich in's Zuchthaus. Das Ende dieser aus acht Personen bestehenden Familie war das, daß Vater und Mutter wegen Trunkenheit und Umherstreichens im Arbeitshause starben, daß die beiden Töchter als gänzlich herabgekommene Dirnen im Gefängnisse und die vier Söhne im Zuchthause endeten.

Hier war nicht allein durch die traurigen Schicksalsschläge, welche die Eltern getroffen hatten, sondern lediglich durch die vernachlässigte Erziehung eine Verbrecherfamilie entstanden, welche wahrscheinlich auch in der nächsten Generation nichts als Verbrecher für die Gesellschaft hergegeben haben würde, wenn eines der sechs Kinder eine Ehe eingegangen hätte.

In dem hier angeführten traurigen, aber interessanten Fall lag also der Fehler lediglich an der vernachlässigten

Erziehung der Kinder. Die Eltern selbst waren ja gar nicht Verbrecher, sie begingen weder Diebstahl, Einbruch noch andere schwere Verbrechen, ihr Vergehen bestand in Arbeitsscheu und Trunksucht. Trotzdem endeten ihre Kinder im Zuchthause.

Natürlich werden Nachkommen und Verwandte von Familienoberhäuptern, die schwere Verbrecher sind, noch viel eher auf die Verbrecherlaufbahn kommen, weil sie das furchtbare Beispiel ihrer Eltern vor Augen haben, weil sie von frühester Jugend an gewöhnt sind, die Gesellschaft und die Polizeibehörden als ihre natürlichen Feinde zu betrachten, weil sie gleichsam mit der Muttermilch alle Pfiffe und Kniffe des Verbrecherthums einsaugen, und weil schließlich bei ihnen verworrene, ja verkehrte Rechtsbegriffe entstehen. Solchen Kindern kann hundertmal im Religions- und Schulunterricht der Unterschied zwischen gut und böse klar gemacht werden, das fürchterliche Beispiel, das sie zu Hause haben, ihre wenn auch indirekte Mitwirkung an den Verbrechen und Vergehen der Eltern werden in ihnen das Samenkorn der Moral nicht aufgehen lassen, sie werden es ganz natürlich finden, daß sie, sowie sie zu Verstande gekommen sind, sich ebenfalls am Eigenthum ihrer Mitmenschen vergreifen, sei es auf irgend welche Art und Weise.

Wenn nicht aktenmäßige Beweise dafür vorlägen, würde man glauben, scherzhafte Anekdotenbücher zu lesen, wenn man erfährt, daß bei einer Heirath in einer Verbrecherfamilie, bei welcher ein routinirter junger Einbrecher die Tochter eines alten berühmten Makeners, d. h. Einbruch-

diebes, heirathete, der Schwiegervater dem Schwiegersohn als Hochzeitsgabe einen Kasten mit Dietrichen und Einbrechwerkzeugen schenkte, daß, wie wiederum aktenmäßig feststeht, ein anderer großer Makener, zu dem ein Taschendieb kam und um die Hand der Tochter anhielt, diesem entrüstet entgegnete: „Wie kannst Du Dich erfrechen, die Hand meiner Tochter zu fordern? Glaubst Du, ich werfe sie dem ersten Besten an den Hals? Du wirst Dir wohl selbst sagen, daß die Hand meiner Tochter nur ein tüchtiger Einbrecher, nicht ein lumpiger Taschendieb bekommt." (Die Einbrecher bilden gewissermaßen die Aristokratie unter den Verbrechern und sehen mit großer Verachtung auf alle anderen Genossen herab.)

Hier finden wir also geradezu einen Standesstolz, der auf nichts als vollkommen verkehrte und verworrene Rechtsbegriffe zurückzuführen ist. Bei der Entdeckung der großen Diebesbande, die in Posen lebte und die aus mehr als dreihundert Mitgliedern bestand, stellte es sich heraus, daß es eigentlich keine Familie gab, deren Mitglieder nicht sämmtlich schwere Verbrecher waren. Noch heute ist aus den Akten herauszufinden, daß weitverzweigte Sippen und Verwandtschaften von dreißig bis vierzig Personen nicht nur gemeine Verbrechen begingen, sondern sämmtlich mit Leib und Seele dem Verbrecherthum verfallen waren. Die Väter waren Einbrecher und Gelegenheitsdiebe, die Söhne Taschendiebe, Chilfer, d. h. Diebe, die beim Geldwechseln stehlen, oder ebenfalls Einbrecher, die Frauen und Töchter Ladendiebinnen, ja einzelne der weiblichen Familienmitglieder stellten sogar vorzügliche Individuen zum Ein-

bruchsdiebstahl, ein Vorkommniß, das in der Kriminalistik außerordentlich selten ist; denn der Einbruch, zu dem Muth, Keckheit, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit gehört, wird für gewöhnlich von Frauen und Mädchen nicht verübt. Von den Mitgliedern dieser Familien war es allerdings schwer zu erwarten, daß sie etwas Anderes werden sollten, als Verbrecher. Dennoch sind, wie bereits erwähnt, Fälle zu konstatiren, wo einzelne Individuen männlichen und weiblichen Geschlechts gewissermaßen wie weiße Tauben unter den Raben erscheinen, indem sie sich von ihrer Familie lossagten und nachweislich ein auch nicht durch den geringsten Makel getrübtes Leben in Einsamkeit, Mühe und Sorgen führten. Bei diesen verfingen seitens ihrer verbrecherischen Verwandten weder Bitten, noch Drohungen, noch Verführungen irgend welcher Art. Sie waren gewissermaßen anders geartet, als ihre sämmtlichen zahlreichen Familienmitglieder. Trotzdem sind natürlich die Verbrecherfamilien, dieses Hineinziehen sämmtlicher Mitglieder einer weitverbreiteten Sippe in das Verbrecherthum, nicht auf eine geistige, moralische Anlage, sondern wiederum auf das schlechte Beispiel und auf die verkehrte Erziehung, die eigentlich nichts als eine Dressur zum Diebstahl war, zurückzuführen.

Wir erwähnten noch eines anderen Moments, durch welches Verbrecherfamilien erzeugt werden. Dieses besteht in der Grausamkeit des Publikums, welche bestraften Subjekten gegenüber geübt wird. Es ist dem Publikum ja nicht zu verdenken, wenn es jede Berührung mit dem Verbrecher verschmäht, wenn es an seine Reue nicht glaubt,

wenn es ihm den Eintritt in die ehrliche Gesellschaft verschließt und fast unmöglich macht. Aber für die betreffenden Individuen, die wirklich die Absicht haben, sich zu bessern, ist dieser Umstand sehr traurig, ist dieses Verhalten eine fürchterliche Grausamkeit. Der Fluch des Verbrecherthums trifft ja nicht allein den Verbrecher selbst, sondern auch seine Kinder. Er wird ja nicht allein ehrlos und ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, sondern auch seine Verwandten, seine Kinder, die vielleicht noch nicht einmal so alt sind, um zu verstehen, welch' furchtbares Verschulden ihre eigenen Eltern an ihnen begingen. Aber laßt sie nur älter werden, laßt sie nur mit anderen Kindern, mit anderen Menschen in Berührung kommen, und es wird eines Tages für sie die Stunde kommen, in der sie einsehen, daß es ihnen geradezu unmöglich wird, jemals vollkommen ehrlich und makellos in der Welt dazustehen, und aus Verzweiflung werden sie sich wahrscheinlich ebenfalls dem Verbrechen in die Arme werfen.

Selbstverständlich fragt man sich nach diesen traurigen Erörterungen: Gibt es denn keine Mittel, um zu verhindern, daß Verbrecherfamilien immer und immer wieder entstehen? Daß nicht vielleicht unschuldige Kinder von verbrecherischen Eltern mit Gewalt dem Verbrecherthum wieder in die Arme getrieben werden? Die Antwort darauf ist keine befriedigende. Radikalmittel gibt es nicht, und in manchen Fällen machen unsere ganzen gesellschaftlichen Verhältnisse die Auffindung solcher Mittel unmöglich. Auch verbrecherischen Eltern kann man ihre Kinder

nur in den seltensten Fällen entziehen, trotzdem man befürchten muß, daß die Erziehung der Kinder auf das Gröblichste vernachlässigt, ja daß dieselben geradezu zum Verbrechen angeleitet werden. Unthätig müssen Behörden und Publikum zusehen, wie in den Kindern verbrecherischer Eltern gewissermaßen der Nachwuchs des Verbrecherthums unter den Augen der Oeffentlichkeit entsteht, ohne daß sich etwas bei der jetzigen Gesetzgebung dagegen thun ließe.

Noch viel weniger gibt es ein Radikalmittel gegen das Verhalten des Publikums gegenüber bestraften Verbrechern und deren Kindern. Hier kann auf gesetzgeberischem Wege gar nicht vorgegangen werden; nur muß es immer wieder jedem denkenden und fühlenden Menschen an's Herz gelegt werden, wohl zu prüfen, was er thut, wenn er seine Hand abzieht von seinem Mitbruder, der gefallen ist und sich wieder aufrichten will, wenn er stolz darauf, daß er aus einer ehrlichen Familie stammt, daß er keine Verbrechen begangen hat, die unschuldigen Nachkommen bestrafter Menschen entgelten läßt, daß sie das durch nichts verschuldete Unglück hatten, als Kinder von Verbrechern geboren zu werden und aufzuwachsen.

Hier befinden wir uns vor einem Falle, wo Staat und Gesetze nichts, aber jeder Einzelne viel thun kann, wenn er sich fortwährend vergegenwärtigt, daß es zu den Staatsbürgerpflichten gehört, rücksichtsvoll und mildthätig auch gegen diejenigen Menschen zu sein, die durch eigenes Verschulden in's Unglück geriethen, auch gegen Menschen, welche ein Verbrechen begingen, ja selbst gegen Menschen,

von denen man eigentlich annehmen muß, daß sie sich nie bessern werden.

Das einzige gesetzgeberische Mittel aber, das sich gegen das immer wieder neue Entstehen von Verbrecherfamilien anwenden ließe, wäre die Deportation. Es ist hier nicht der Ort, um für dieselbe mit Energie in die Schranken zu treten, die der Gegenstand verdient, aber alle die Uebelstände würden wegfallen, wenn man nicht wie jetzt die Verbrecher in's Zuchthaus steckte und die Kinder gewissermaßen sich selbst und ihrem Schicksal überließe, sondern wenn man schwere Verbrecher nach unseren Kolonien brächte, um sie dort zu zwingen, ein arbeitsames und ehrliches Leben zu führen, dadurch zu zwingen, daß man sie mit ihrer Ernährung und Erhaltung auf ihrer Hände Arbeit anweist, und daß man ihnen jede Möglichkeit zum Verbrechen durch strenge Ueberwachung und strenge Isolirung nimmt. Auch dem Fluch der Schande und des lebenslangen Makels würden die Kinder solcher Verbrecher natürlich in jenen Kolonien nicht verfallen. Was auch von den Gegnern der Deportation gesagt werden mag, wird entkräftet durch die Erfahrung, und wenigstens in den Fällen, wo es sich um Verbrecherfamilien handelt, werden die Gegner zugestehen müssen, daß die Deportation ein Segen nicht nur für die Verbrecher, nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für die unschuldigen Nachkommen der Verbrecher ist.

Die erloschenen Vulkane Deutschlands.

Geographische Skizze

von

P. Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Schon beim Lesen dieser Ueberschrift wird mancher unserer Leser verwundert fragen: „Gibt es auch Vulkane in unserem deutschen Vaterlande? Ich habe immer nur von dem Aetna auf Sicilien, dem Vesuv bei Neapel und dem Hekla auf Island gehört, aber noch nie davon, daß sich auch in Deutschland feuerspeiende Berge befinden." Ganz recht; thätige Vulkane besitzt Deutschland allerdings nicht mehr, wohl aber erloschene sehr viele in den verschiedensten Stadien ihrer Umwandlung, bis in gewöhnliche Basalt-, Trachyt- und Phonolithberge.

Freilich ist der Unterschied zwischen erloschenen und thätigen Vulkanen sehr schwer, ja fast unmöglich anzugeben, indem wir wohl das Inthätigkeitsein eines Vulkans erkennen, aber nicht wohl das Erloschensein durch irgend ein sicheres Zeichen festsetzen können, und mannigfache Erfahrungen uns sehr vorsichtig machen müssen, einem solchen Unholde den Todtenschein endgiltig auszustellen. Nicht sehr selten sind die Beispiele, daß, wenn man nach allen Zeichen sich für wohlberechtigt hielt, einen Vulkan für er-

loschen zu halten, ein Ausbruch des, wenn auch schon seit Jahrtausenden schlummernden Feuers der Tiefe das Trügerische solcher Erklärungen bezeugte. So war beispielsweise der Vesuv bis 79 n. Chr. scheinbar in einen vollkommenen Todesschlaf versunken, indem, so lange jene Gegenden bewohnt wurden, nicht eine Spur von Thätigkeit an ihm wahrgenommen wurde. Ueppig bewachsen, auf dem sonst flachen Gipfel mit einer geringen Vertiefung, die immerhin aber so umfangreich war, daß Spartacus sein 10,000 Mann starkes Heer darin ein Lager beziehen lassen konnte, und bebaut und bewohnt bis zu seinen höchsten Höhen, erschien der Vesuv den Römern, die doch sonst vulkanische Erscheinungen hinreichend zu beobachten Gelegenheit hatten, als ein harmloser Berg, bis plötzlich der furchtbare Ausbruch im Jahre 79 n. Chr., welcher Pompeji, Herculaneum und einige andere kleinere Orte vernichtete, die wahre Natur desselben enthüllte.

Von unseren deutschen Vulkanen dürfen wir jedoch wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß sie zu den erloschenen zählen, indem von ihrer Entstehung und Thätigkeit in der Periode des geschichtlichen Menschen keine Nachricht auf uns gekommen ist; sie alle reichen, ohne Ausnahme, in die vorhistorische Zeit hinein. Die meisten derselben gehören der Tertiär-Periode an und nur von wenigen ist es wahrscheinlich, daß sie noch thätig waren, als schon Menschen in Europa wohnten. So alt aber unsere deutschen Vulkane sind, ihre Spuren lassen sich, wenn auch viele Jahrtausende darüber hingegangen sind, noch deutlich genug verfolgen; denn von einem Ende bis

zum anderen werden sie begleitet von jenen warmen Quellen, aus welchen die Menschen Gesundheit und neues Leben schöpfen, und die zur Entstehung der berühmtesten Bade- und Kurorte Veranlassung gegeben haben.

So wie die thätigen Vulkane der Erde sich in gewisse Regionen eintheilen lassen, so finden wir auch bei den erloschenen Vulkanen Deutschlands, daß sie in zwei Hauptzonen auftreten, während die dazwischen liegenden Gegenden vollkommen frei von ihnen sind. Die eine Zone nimmt im Westen mit der Eifel ihren Anfang und läßt sich mit kleinen Unterbrechungen durch die Umgebungen des Laachersee's, durch das Siebengebirge, den Westerwald und das Vogelsgebirge verfolgen. Daran reihen sich südlich, gleichsam als Ausläufer vom Hauptstock, die Basalte der Wetterau und des Odenwaldes und nördlich die von Hessen bis ganz hinüber nach den Weserbergen an. Weiter streicht dieses vulkanische Gebiet durch die Rhön, das Fichtelgebirge, das böhmische Mittelgebirge bis zu seinen Ausläufern in der Oberlausitz und Schlesien. Wie schon gesagt, deuten die heißen Quellen ihre Spuren an. Wir nennen in dieser Zone diejenigen zu Aachen, Burtscheid, Mondorf bei Luxemburg, Bertrich und Haltenbach, Schlangenbad, Soden, Nauheim, Karlsbad, Teplitz, Wiesenbad, Wolkenstein bei Annaberg, Kurprinz und der Rothschönberger Stollen bei Freiberg, Warmbrunn und Landeck in Schlesien.

Die zweite Region ist bedeutend kleiner. Sie beginnt westlich mit dem Kaiserstuhl im Breisgau, überspringt dann, merkwürdig genug, den Schwarzwald und setzt sich

auf der Ostseite desselben durch den Hegau und die schwäbische Alp bis in den Riesgau fort. In ihrem Bereiche liegen, mehr oder weniger, die warmen Quellen von Gastein, Baden-Baden und Wildbad in Württemberg.

Beginnen wir also mit dem westlichen Vulkangebiet, mit der Eifel. Bewaldete oder mit großen Felsstücken, Lavablöcken und zerklüftetem Gestein besetzte Kuppen von nur mäßiger Höhe und meist abgerundeter Kegelform, mehr als achtzig an der Zahl, zeichnen dasselbe aus. Die bemerkenswertheste und schönste unter denselben ist der Mosenberg. In seinen braunen Schlackenkegel senken sich deutlich vier kleine Krater hinein, welche auf ebenso viele Ausbrüche hindeuten. Der Boden der Krater ist eben und sumpfig und in neuerer Zeit theilweise durch Gräben trocken gelegt. In dem einen Krater befinden sich Reste von altem Mauerwerk und selbst römische Münzen sind daselbst gefunden worden. Diese Funde beweisen, daß der Mosenberg schon längst erloschen war, als die Römer sich in diesen Gegenden festsetzten. Von ähnlicher Beschaffenheit sind auch die Vulkane zu Gerolstein und Dockweiler, die nur einen Krater, aber nicht alle erkennbare Lavaströme besitzen. An diese reihen sich die Schlackenkegel mit verfallenen Kratern an, sowie die aus Basalt bestehenden Kegelberge der Kesselburg bei Gerolstein.

Doch welch' ein erstaunlicher Unterschied herrscht, wenn wir mit diesen Vulkanen der Eifel die mächtigen Vulkane Italiens, den Vesuv und den Aetna, vergleichen! Wie ungeheuer sind diese Zeugen der unterirdischen Elemente, neben welchen diese wie Zwerge erscheinen! Ein einziger

Lavastrom des Vesuv oder Aetna hat einen größeren Umfang, als der ganze Mosenberg mit seinen vier Kratern. Wohl hat Süditalien auch kleine Vulkane, wie den auf der Insel Stromboli, die jetzt noch thätig sind, und auch unter den vermuthlich erloschenen befinden sich solche, die, wie es scheint, nur einen Ausbruch erlebt haben; immerhin bleibt es aber eine auffallende Thatsache, daß in dem Centralherde des vulkanischen Feuers in der Eifel nur die Ueberreste von verhältnißmäßig kleinen Vulkanen gefunden werden.

Sehr abweichend von den Vulkanen sind die sogenannten Maare, welche kessel- oder flachschüsselförmige Kratereinsenkungen im Gesteinsuntergrunde bilden und nur von einem Kranze von vulkanischen Bomben und Fragmenten des Nebengesteins umgürtet werden, jedoch nie Lavaströmen zum Austritt gedient haben. Solche kreisrunde, großentheils mit Wasser gefüllte Hohlräume befinden sich auch in dem vulkanischen Gebiete der Eifel und von Laach, wie das Pulvermaar, das Weinfelder und Gemündener Maar. In großer Anzahl drängen sich diese Maare auf einen engen Raum von nur wenigen Quadratmeilen zusammen. Leopold v. Buch sagt von diesem Landstriche, daß er nicht seines Gleichen auf der ganzen Erde habe. Auch der Laacher-See bildet ein solches Maar in großem Umfange. Das romantische, durch seine Mineralquellen bekannte Brohlthal, welches vom Rheine zu ihm hinaufführt, setzt sich aus vulkanischen Gebilden zusammen. Die reichen Tuffsteinbildungen desselben gewährten seit Jahrhunderten das Baumaterial für zahlreiche Kirchen am

Rhein; ja selbst nach den nördlicher gelegenen Ländern, nach Schleswig-Holstein, Dänemark und Schweden wurde der rheinische Tuff zu Kirchen- und anderen Bauten gebracht. Noch jetzt wird der Tuff, Traß genannt, auf Traßmühlen gemahlen, mit Kalk vermengt in großen Mengen nach Holland zu Schiffe ausgeführt, um hier bei den vielfachen Wasserbauten Verwendung zu finden. Es ist daher recht lebhaft und interessant im Brohlthale, wo Tag und Nacht die Traßmühlen klappern, und zu beiden Seiten sich die großen Tuffsteinbrüche befinden, welche schwere Wagenladungen unablässig nach den Mühlen schaffen.

Wenden wir uns nun wieder zu den Maaren. Keine Bewegung zeigt sich auf dem weitgestreckten, von einem malerischen Kranz grüner Bäume umgebenen runden Seebecken; tief dunkel erscheint die Wasserfläche. Das größte Maar von allen hat sich den Namen See bewahrt. Hier am Ufer des Laacher-See's lag ehemals eine reiche und berühmte Benediktiner-Abtei, welche 1802 aufgehoben wurde, später 1863 ein Collegium der Jesuiten enthielt zur Ausbildung ihrer Zöglinge und seit 1873 in den Besitz des Grafen v. Schaesberg übergegangen ist. Die Kirche, mit runder Kuppel und fünf Thürmen versehen, ist das schönste Denkmal romanischer Baukunst im Rheinlande, wird aber nicht mehr zum Gottesdienste benutzt. Der See zeigt nirgends einen Zu- oder Abfluß, und doch müssen sich in seinem Grunde bedeutende Quellen vorfinden, denn sein Spiegel ist oft bedeutenden Schwankungen unterworfen, so daß die Kirche, welche hart am Ufer liegt,

manchmal förmlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt war. Schon im 12. Jahrhundert ließen die Mönche daher an der Südseite desselben einen Stollen zum Abflusse des Gewässers treiben. Später, im Jahre 1845, mußte durch eine andere Abflußvorrichtung die Oberfläche des See's noch mehr verringert werden, da er durch sein plötzliches Steigen noch zu wiederholten Malen Schaden stiftete. Obgleich auf diese Weise die Größe des See's vermindert worden ist, so erreicht doch keines der übrigen Maare eine solche Ausdehnung, die noch immerhin drei Quadratkilometer oder zwei Stunden im Umfange beträgt. Die Tiefe dieses größten Maares mißt 15 Meter; das Wasser ist sehr kalt, von widerlichem Geschmack und wirft, vom Winde bewegt, eine Menge Eisenstein aus, der sich mit einem Magnet rein aus den übrigen Sandkörnchen herausziehen läßt. Ringsum ist der Bimsstein in ungeheuren Mengen verbreitet; das ganze Gebiet von Koblenz bis nach Neuwied ist allenthalben damit übersäet. Die umliegenden Vulkane scheinen dieses Produkt mit großer Kraft herausgeschleudert zu haben.

Am rechten Rheinufer bei Königswinter erhebt sich das Siebengebirge. Dieses enthält im Ganzen fünfzehn vulkanische Trachyt- und einige dreißig Basaltkuppen, nebst einem Schlackenberge mit ziemlich wohlerhaltenem Krater. Das wellige Land zwischen diesen kegelförmigen Kuppen besteht meistens aus vulkanischen Tuffsteinbildungen und ist ringsumher mit lieblichen Rebengeländen bedeckt. Der Trachyt dieser Berge wird in großen Steinbrüchen gewonnen, nach Königswinter geschafft und zu Bausteinen

verarbeitet. Zur Zeit des Mittelalters wurden die Trachytsteine von Königswinter fast ausschließlich beim Bau des Kölner Doms verwendet; erst in diesem Jahrhundert trat ein dauernderer Sandstein an seine Stelle. Vom Drachenfels kann man in die durch den Zahn der Zeit theilweise verwischte Krateröffnung des jenseit des Rheins belegenen Rodenberges hineinschauen. Aus einer Ablagerung von Lehm in seiner Vertiefung ergibt sich, daß er nach seinem letzten Ausbruche vom Wasser überfluthet worden sein muß.

Eine größere Breite erreicht der Gürtel der erloschenen Vulkane, der Deutschland durchzieht, in dem Westerwald und seinen Umgebungen. Die zerstreuten Basaltberge streichen hier in nördlicher Richtung vom Neckar bis an die Weser, und ihre Zahl beträgt wohl über tausend. Die Gesammtmasse des Vogelsberges ist das größte zusammenhängende derartige Gebiet in Deutschland. Wenn irgendwo deutliche Krater vorhanden wären, oder es ließen sich Lavaströme erkennen, so könnte man dieses Gebirge für den Rest eines früheren, dem Aetna vergleichbaren Vulkans ansehen.

Auch die hohe Rhön beweist ihren vulkanischen Ursprung theils durch die Gesteinsmasse, theils durch den Bau ihrer Kuppen und durch deren zirkelrunde Vertiefungen mit ihren kraterförmigen Umwallungen. Sie ist eines der eigenthümlichsten Gebirge Deutschlands und überrascht selbst Kenner des höchsten Nordens Europa's durch ihre wirklich skandinavische Oede und Unfruchtbarkeit. Kein Gebirge Deutschlands ist ärmer an Pflanzen und

Thieren auf seinen Kuppen, als dieses. Nur eine grüne Moosdecke bekleidet seinen Rücken, erzeugt von der Feuchtigkeit der Wolken und den auf ihr lagernden dichten Nebeln, die fast nie von seinen Gipfeln weichen und die finstere Unfreundlichkeit und Unwirthlichkeit desselben erhöhen. Das Wasser vermag nicht in den Boden einzusinken; es stagnirt und bildet umfangreiche Sümpfe, Moorstrecken von unergründlicher Tiefe und saure Wiesen, in denen der Aberglaube ehemalige Städte und Schlösser versunken sieht. Nur tiefer an den Abhängen trifft man auf größere Waldungen und erst am Fuße und in den Thälern auf Ortschaften, jedoch ohne Freundlichkeit und Belebtheit.

Ein angenehmeres und freundlicheres Bild gewährt die Vorderröhn, aus Basalt- und Phonolithbergen bestehend, mit ihren üppigen Waldungen und ihrem viel mannigfaltigeren Wechsel in der Gestaltung der Oberfläche. Der ansehnlichste unter jenen Bergen ist die Milseburg, die auf jeden Beschauer durch ihre Höhe und den Steilabfall ihrer Seiten einen mächtigen Eindruck übt. Ihr gegenüber erhebt sich, als das merkwürdigste Naturschauspiel der gesammten Rhön, die Steinwand oder Teufelswand, die durch ihre säulenartig zerklüfteten Felspartien, innerhalb deren die üppigsten Kräuter wuchern, dem Besucher Staunen und Bewunderung abnöthigt. In der kraterförmigen Vertiefung des sogenannten Goldlochs, dessen innere Felsmassen wie geschmolzen erscheinen, tritt der vulkanische Charakter des Gebirges am eigenthümlichsten hervor; die mineralischen Quellen, das europäisch berühmte

Kissingen, Brückenau und das kleine Bad Bocklet weisen auf gleichen Ursprung hin.

Oestlich von der Rhön streben noch einzelne vulkanische Hügel wie Vorposten empor; aber dann tritt eine große Unterbrechung in dem Zusammenhange der nördlichen Vulkanenzone auf, denn erst am südlichen Fuße des Fichtelgebirges ragen die Basaltkuppen wieder kühn empor, die vielleicht als die Vorläufer des großen vulkanischen Gebietes von Nordböhmen betrachtet werden können. Wer alle die prächtigen Kegelberge jemals gesehen, die besonders dem sogenannten böhmischen Mittelgebirge in der Umgebung des Bades Teplitz so überaus malerische Reize verleihen; wer je vom Schneeberg bei Tetschen, vom Mückenthürmchen oder von der Rollendorfer Höhe auf diese zuckerhutförmigen, vulkanischen Berge in die Landschaft herabblickte, dem wird die Erinnerung dieses eigenthümlich zauberischen Bildes unvergeßlich bleiben. Nicht nur die Berge sind überaus malerisch, auch der Durchbruch des Elbthales durch dieses Gebiet zeigt ähnliche Formen, wie die vielbesungenen des Rheins durch das Siebengebirge. Die Basaltzone des Mittelgebirges setzt sich noch durch Nordböhmen und die Oberlausitz fort bis zum Riesengebirge und streicht durch die Gegend von Liegnitz hinüber nach Oberschlesien, wo sie in der Kuppe von Annaberg ihr Ende erreicht.

Wenden wir uns jetzt zu der süddeutschen Vulkangruppe, die im Westen mit dem Kaiserstuhlgebirge beginnt, welches besonders merkwürdig erscheint durch seine isolirte Lage; denn mitten aus der breiten Rheinthalebene des

Breisgaues erhebt es sich inselartig mit wohl gegen fünfzig Kuppen, alle bedeckt mit einer üppigen, lachenden Vegetation und dazwischen anmuthige Thäler mit fruchtbaren Aeckern und saftigen Wiesen, schattigen Waldungen und einladenden Obsthainen. Dies kleine Bergland mit seinem höchsten Punkt, dem Kaiserstuhl, auf dem der Kaiser Rudolph von Habsburg, der Zerstörer des Raubritterthums, einst Gericht gehalten haben soll, würde noch heute eine wirkliche Insel bilden, wenn die Wasserfläche des Rheines um dreißig Meter höher stiege.

Das vulkanische Gebiet überspringt, merkwürdig genug, den Schwarzwald, die Fortsetzung erst wieder im Hegau bildend, dessen Kegel zum Theil ihre Häupter mit alten Ruinen geschmückt haben. Wie eine ungeheure Pyramide erhebt sich weit über das Land der Hohentwiel, berühmt aus dem dreißigjährigen Kriege und auch späterhin in der Geschichte noch oft genannt. Neben ihm steigt der Hohenstoffeln auf, der auf seinem breiten Rücken drei Hügel mit Burgruinen trägt. Oestlich vom Hegau folgt wieder eine Unterbrechung der Basaltkegel, und erst in der Gegend von Reutlingen in der schwäbischen Alp werden sie wieder häufiger. Dann erfolgt eine abermalige Unterbrechung und erst im Riesgau treten die Basaltberge wieder auf, die mehrfach von schönen Burgen gekrönt sind; mächtige Tuffsteinbildungen, zum Theil schlackige Lavabrocken enthaltend, lagern zu ihren Füßen. Oestlich vom Riesgau fehlt in Deutschland jede Spur von erloschenen Vulkanen; aber jenseit der Karpathen treten sie in Ungarn und Siebenbürgen in reichster Entfaltung wieder auf.

Diese zahlreichen, wenn auch kleinen erloschenen Vulkane legen Zeugniß dafür ab, daß in einer früheren Erdperiode auch Deutschland ein Herd lebhafter vulkanischer Thätigkeit war, und es steht nur zu hoffen, daß nicht, wie einst beim Vesuv, auch bei uns noch einmal die schlummernden unterirdischen Gewalten auf's Neue erwachen.

Mannigfaltiges.

Der germanische Wandertrieb in der Literatur. — Noch immer wirkt jener altgermanische Wandertrieb, der einst in der Völkerwanderung die Schaaren der gefürchteten „Barbaren" nach den Gefilden Italiens führte, fort, nur daß er sich in der neueren Zeit gewöhnlich das Land jenseit des „großen Wassers" als Ziel setzt. Gefällt es dem Deutschen in der Heimath nicht mehr, kann er zu keiner ihm zusagenden Existenz gelangen, oder fühlt er sich zu beengt in den heimischen Zuständen, dann treibt es ihn über den Ocean zu der transatlantischen Welt, die ihm mit ihren Wundern als lockendes Ziel vor der Seele schwebt, in der aber nur zu oft die bittersten Enttäuschungen seiner harren. Dieser kosmopolitische Zug hat nun natürlich auch in der deutschen Literatur seinen Ausdruck finden müssen. In der Lyrik war es zuerst Freiligrath, der diesen Wanderungen der Phantasie in ferne Zonen Worte gab; namentlich aber auch der

Roman, den man zutreffend das „moderne Epos" genannt hat, mußte jenem Drange Rechnung tragen. „Je mehr das deutsche Volk," bemerkt R. v. Gottschall, „in den großen Weltverkehr trat, je mehr einzelne Reisende muthvoll auf Entdeckungen ausgingen, sei es in den arktischen Meeren oder in der Südsee, in den entlegensten Landschaften der großen nordamerikanischen Republik, deren Sternenbanner über den breitesten Rücken des Kontinentes von einem Weltmeere zum anderen weht, oder im geheimnißvollen Inneren Afrika's, wo noch vor Kurzem muthvolle Kämpfer für die Ehre der deutschen Wissenschaft den Gluthstrahlen der Sonne und den Schrecken unbekannter Wüsten trotzten, desto mehr mußte auch der deutsche Roman den Farbenreichthum ferner Länder borgen." So kam denn zuerst Ch. Sealsfield (Postel) mit seinen prächtigen exotischen Romanen und H. Smidt und F. Gerstäcker mit ihren anziehenden See- und Reisebildern, während unter den Schriftstellern der Gegenwart wohl unbestritten Balduin Möllhausen als der hervorragendste literarische Schilderer jenes germanischen Wandertriebes bezeichnet werden darf. Fast alle seine Werke geleiten uns, wie der soeben in unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" beendigte, von unseren Lesern mit lebhaftester Spannung verfolgte „Fährmann am Kanadian", mittelst kunstvoll verschlungener Fäden aus der deutschen Heimath über den Ocean und umgekehrt, und in allen müssen wir die unerschöpfliche Phantasie des Verfassers, sein meisterhaftes Schilderungstalent und seine genaue Kenntniß von Land und Leuten in der neuen Welt bewundern. Diese Vorzüge machen auch den soeben erschienenen Roman Möllhausen's „Das Loggbuch des Kapitains Eisenfinger" zu einer höchst beachtenswerthen Erscheinung. Dieser durch spannende Handlung wie durch hochinteressante Schilderungen aus fernen Zonen gleich ausgezeichnete Seeroman enthält in seinem jugendlichen Helden gleichsam eine Personi-

fikation des germanischen Wandertriebes; wir folgen ihm mit regster Antheilnahme über den Ocean, wobei der Verfasser bald die packendsten Scenen aus dem Matrosen- und Seeleben, bald die bewegtesten Abenteuer an der kalifornischen Küste und in der Sierra Nevada uns vorführt, und geleiten ihn schließlich wieder zurück in die deutsche Heimath. Unseren Lesern sei das auch in jeder guten Leihbibliothek vorräthige ausgezeichnete Werk bestens empfohlen; dasselbe kommt dem gegenwärtig neu erwachten Interesse für das Seewesen entgegen und darf daher sicher überall auf gute Aufnahme rechnen. F. N.

Das „amerikanische Nilpferd" auf der Messe zu Frankfurt a. M. — Auf dem Wartberg bei Heilbronn lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Jäger mit Namen Nast, der einen Hirsch zum Reiten, einen Hasen zum Trommeln und einen Esel zum Wahrsagen abgerichtet hatte. Dieser Jäger begegnete eines Tages auf der Landstraße einem Bauer, der einen alten gänzlich haarlosen Gaul führte. Auf Befragen erzählte ihm der Bauer, sein Gaul habe den „Strengel" (Schnupfen) gehabt und da alle angewendeten Mittel nichts geholfen hätten, so sei er zum Scharfrichter nach Steinfurt bei Oehringen gegangen und dieser habe ihm einen starken Trank von Savenbaumzweigen gegeben. Nach diesem Trank habe dann der Gaul den Strengel verloren, aber es seien ihm auch alle Haare, selbst die Augenwimpern, ausgefallen und der Schwanz sei geworden wie ein Aal. Nun machte der Jäger Nast dem Bauern den Vorschlag, mit ihm zur Messe nach Frankfurt zu ziehen, dort wolle er seinen Gaul mit noch anderen Thieren für Geld sehen lassen und er versprach ihm den dritten Theil der Einnahme. Er, der Bauer, müsse natürlich verschweigen, daß das Thier ein gewöhnlicher Gaul sei, man müsse ihn als eine ganz neue Thiergattung aus einem fremden Welttheil ausgeben, und wenn auch der Gaul in Frankfurt etwa sterbe, so würden ihn die Herren Gelehrten dort gewiß für

schweres Geld erstehen, um ihn auszustopfen. Der Bauer war mit dem Handel zufrieden und nach ein paar Tagen bereits befanden sie sich mit ihrer Menagerie auf der Messe zu Frankfurt a. M. Der Jäger Nast ritt auf seinem Hirsch in der ganzen Stadt umher und verkündete, daß er neben einem trommelschlagenden Hasen und einem wahrsagenden Esel auch ein lebendiges „amerikanisches Nilpferd“ zeige, wie ein solches bis dahin in Europa noch nicht gesehen worden sei. Der Zulauf war ungeheuer, der trommelnde Hase und der wahrsagende Esel waren Nebensachen, Alles starrte das gruselige „amerikanische Nilpferd“ an und in der ganzen Stadt sprach man von diesem fremden Thier, das Niemand zu sehen versäumte. Da geschah es, daß der Bauer dem Esel einen Tritt versetzte, worüber der Jäger so giftig wurde, daß er dem Bauern mit seinem Hirschfänger einige derbe Hiebe über's Leder zog. Das nahm aber der Bauer krumm, und er verkaufte sofort seinen Gaul für schweres Geld an einen Herrn, der mit Löwen und Elephanten reiste, jedoch unter dem festen Versprechen, wenigstens ein Jahr lang das wahre Herkommen des Thieres zu verschweigen. Der Frankfurter Gelehrte Blumenbach hielt über den Gaul eine Vorlesung und erklärte es für eine merkwürdige, bis dahin nicht bekannte Thiergattung, und viele andere Naturforscher noch zerbrachen sich die Köpfe und wußten nicht, was sie aus der sonderbaren Erscheinung machen sollten. Als aber das Jahr um war, während dessen der Bauer Schweigen gelobt hatte, erzählte er die Geschichte, und selbst der Jäger Nast machte kein Hehl daraus, inzwischen aber war das „amerikanische Nilpferd“ in Berlin abermals für schweres Geld verkauft worden und es spukte noch lange in verschiedene Menagerien. C. T.

Der Vater des Petroleums. — Abraham Schreiner wird in seinem galizischen Heimathsdorfe als der „Vater des Petroleums“ bezeichnet, denn er ist der wirkliche Entdecker und

Begründer der kolossalen Industrie der Neuzeit, des Raffinirens und Reinigens der Kohlenöle. Er theilte das Schicksal der meisten Erfinder und der größten Wohlthäter der Menschheit: er mehrte die Reichthümer der Welt um unzählige Millionen, bereicherte Tausende von Menschen, legte den Grundstein zu immensen Vermögen — aber er selbst blieb ein armer Mann! In den vereinigten Staaten datirt die Petroleumindustrie seit Anfang der fünfziger Jahre, der erste Verkauf von rohem amerikanischen Oel geschah 1854, aber Abraham Schreiner produzirte bereits 1853 ein Leuchtöl, wie sich aus offiziellen Dokumenten im kaiserlichen Archiv zu Wien ergibt. Er besaß ein Stück Land in Boryslaw und hier fand er in Erdspalten eine fettige, theergleiche Substanz, welche die Landleute der Umgegend seit undenklichen Zeiten nicht nur als Heilmittel für Wunden u. s. w., sondern auch als Wagenschmiere benutzten. Schreiner kam auf die Idee, daß die in dem weichen Schlamm gefundene Flüssigkeit vielleicht auch für andere Zwecke nutzbar gemacht werden könnte. Er knetete aus dem Schlamm einen Ball, steckte einen Docht hinein und siehe da: der Docht brannte hell mit einer röthlichen Flamme und brannte, bis alle Fettsubstanz aus dem Schlammkloße verzehrt war. Dies ist wahrscheinlich die erste Petroleumlampe der Welt gewesen. — Aber wie konnte das Oel von dem mit ihm gemischten Schlamm getrennt werden? Schreiner hatte wahrscheinlich vom Destilliren etwas gehört, wohl auch in den zahlreichen Kartoffelbrennereien es gesehen, und beschloß deshalb, es einmal mit dem Destilliren dieser öligen Erde zu versuchen. Er verschaffte sich einen großen eisernen Kessel, gestaltete ihn, so gut es gehen wollte, zu einem Destillirapparate, füllte ihn mit der Erde und stellte ihn auf das Feuer, so daß das Destilliren vor sich gehen konnte. Dies geschah lebhafter, als er gewünscht, denn das Oel explodirte, der Kessel zersprang in tausend Stücke und Schreiner's Körper war von Brandwunden

bedeckt. Er blieb jedoch beharrlich! Sobald er einigermaßen genesen, unternahm er neue Versuche, diesmal hatte er sich aber einen stylgemäßen kleinen Destillirapparat besorgt und sich von einem Apotheker in die Geheimnisse seiner Anwendung einweihen lassen. Jetzt hatte er mehr Erfolg: er erhielt ein Produkt, das einem stark riechenden, schmutzigen Oele glich — das Petroleum war gefunden! Er füllte es in Flaschen und verkaufte es an einen Apotheker in Drohobycz; das war im Jahre 1853. Er war demnach nicht nur der Entdecker des Petroleums, sondern auch der Erste, der es in den Handel brachte. Er fabrizirte es dann in größerer Menge, verkaufte einige Flaschen an Apotheken in Sambor und 100 Pfund an den Chemiker Nikolasch in Lemberg für 15 Gulden. Letzterer interessirte sich lebhaft für diese Sache, reinigte das Oel und erhielt eine klare, farblose Flüssigkeit: er war der erste Petroleumraffinirer. Während desselben Jahres kaufte die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn-Gesellschaft in Wien 3000 Pfund, zum Preise von 100 Gulden pro Centner, zur Benutzung für die Signallampen der Bahn. Nun erweiterte Schreiner seinen Betrieb und produzirte größere Mengen Oel. In die Erde wurden Gruben gegraben, in welchen sich Oel und Wasser sammelte, und im Jahre 1856 wurde die erste galizische Petroleumquelle erbohrt. Schreiner baute ein Destillations- und Raffinirungsgebäude und das Glück schien ihn zu begünstigen, bis im Jahre 1866 die ganze Anlage niederbrannte. Muthig ging er an das Wiederaufbauen, aber kaum war die Fabrik wieder im Gange, als sie abermals abbrannte, und der schwer geprüfte Mann war ruinirt. Er war jetzt zu arm, um nochmals beginnen zu können, er war überdies alt geworden und seine frühere Energie hatte ihn verlassen. „Mit Thränen in den Augen," erzählt ein Gelehrter, der ihn um diese Zeit besuchte, „zeigte mir der Greis die amtlichen Schriftstücke, welche bestätigen, daß er der Erste gewesen ist, der im Jahre 1853

Petroleum zu Beleuchtungszwecken produzirte und in den Handel brachte.“ R.

Das Salvatorbier in München. — Nachdem der Karnevalsrausch ausgetobt hat, ist in München am Biertisch das nächste Losungswort „Salvatorbier“. Wer je in der zweiten Hälfte des Monats März in München war, wird vom Salvatorbier zu erzählen wissen, und wohl Mancher hat die Frage gestellt, was das Salvatorbier eigentlich ist, ohne eine richtige Antwort erhalten zu haben. Der Münchener selbst weiß nur, daß es besser, lieblicher, süßer und wie man sagt „süffiger“ schmeckt, als alle anderen Biere, und hin und wieder hört man die Behauptung oder wohl mehr Vermuthung aussprechen, daß gedörrtes Obst zur Herstellung desselben mit verwendet wird, dem es seinen lieblichen Geschmack verdanken soll. Innerhalb der Grenzen des Stadtbezirkes hat nur eine einzige Brauerei, die „Zacherlbrauerei“ seit Menschengedenken das ausschließliche Recht, Salvatorbier brauen zu dürfen. Nur einmal im Jahr gelangt das Salvatorbier zum Ausschank und zwar gewöhnlich vom „Josephitag“ an, den 19. März, oder am Sonntag vorher und dauert „so lange der Vorrath reicht“, d. h. je nach der Witterung und dem Durst der Münchener 10 bis 20 Tage. Nur wenige Bierwirthschaften in der Stadt, die das ganze Jahr hindurch ihren Bedarf an gewöhnlichem Bier von der Zacherlbrauerei beziehen, genießen die Vergünstigung, während der Salvatorzeit einige Fässer dieses Bieres ausschenken zu dürfen. Der Hauptkonsum beschränkt sich auf die „Quelle“ selbst, d. h. auf die Räumlichkeiten der Zacherlbrauerei oder vielmehr des daran stoßenden sogenannten „Zacherlkellers“, der aus einer geräumigen Halle und einem großen Garten besteht und auf dem „Nockherberg“, einer Anhöhe in einer Vorstadt Münchens, gelegen ist. Das Leben und Treiben daselbst, besonders an einem Sonntag oder Feiertag, spottet jeder Beschreibung. Wenn schon in den zum Nockherberg führen-

den Straßen der Menschenstrom Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr einer wahren Völkerwanderung gleicht, so kann man sich leicht denken, daß die große Bierhalle mit 1500 bis 1600 Sitzplätzen und der Garten mit etwa ebenso vielen die Masse der Besucher nicht zu fassen vermögen, so daß in der Halle wie im Garten, der natürlich im März noch sehr winterlich aussieht, alle Gänge und Zwischenräume mit Menschen gestopft und gepfropft voll sind. Ein Schieben herrscht und Drängen, ein Wiegen und Wogen, das nur nach minutenlangen Pausen ein Weiterbewegen um wenige Schritte gestattet. Was für Anstrengung, Rippenstöße, Schweiß und Zeitaufwand es kostet, um nach Münchener Sitte an der Schenke selbst ein Liter des edlen Stoffes zu erobern, davon hat nur der einen Begriff, der es selbst versucht hat, der aber auch gewiß seine Eroberung mit einem „Nie wieder!“ besiegelt hat, trotzdem daß zwei Schankstellen in der Halle und zwei im Garten errichtet sind. Die wenigen zur Bedienung angestellten Kellnerinnen, die mit ihren gefüllten Maßkrügen aber selten weiter als bis an den zweiten oder dritten Tisch gelangen, und eine Anzahl Dienstmänner, die sich einen hübschen Tagelohn verdienen, indem sie sich mit zehn bis zwölf vollen Literkrügen mit Füßen und Ellenbogen durcharbeiten und den Liter mit 10 Pfennig Aufschlag verkaufen, bieten das einzige Mittel, zu einem Trunk zu gelangen für den, der mit heilen Knochen und ganzen Kleidern davon kommen will. — Musik darf beim Salvatorbier natürlich nicht fehlen. In der Halle spielt eine Kapelle von zehn Mann, im Garten eine solche von sechs Mann; mehr wäre in der That Verschwendung, indem infolge des fürchterlichen Spektakels auch bei einer größeren Kapelle außer an den nächstliegenden Tischen kaum etwas davon hörbar sein würde. Die Musik spielt Nachmittags von 3 bis 8 Uhr, aber die Stimmung ist schon vor Beginn derselben eine so angeheiterte, daß, wenn nach allseitigem Rufen: „Musik! Musik!“

endlich die ersten Töne erklingen, denselben sofort ein tausendstimmiges „Bravoooo! Bravoooo!" antwortet. Zugleich ein allseitiges Mitsingen oder richtiger Mitschreien, ein Taktschlagen mit Füßen, Fäusten, Bierdeckeln, Spazierstöcken, dazwischen von Seiten Einzelner ein Brüllen wie von wilden Thieren, ein grelles Pfeifen durch die Finger, Alles nur um den sinnbetäubenden Höllenspektakel noch zu vergrößern, zu dessen Erhöhung auch noch die beitragen, die es versuchen, mit ihren Tischnachbarn ein Gespräch zu führen, was natürlich nur mit dem Aufgebot der ganzen Kraft der Stimme möglich ist, so daß man nur wenige Schritte von der Kapelle entfernt schon keinen Ton Musik mehr zu unterscheiden vermag, sondern nur noch stumme Bewegungen der Musikanten zu sehen glaubt. Dasselbe wiederholt sich bei jeder folgenden Piece, wie „Kanapeelied", „Guten Morgen Herr Fischer", „Veronika", „So lang der alte Peter", „Denn so wie Du" u. s. w. Andere Weisen werden überhaupt nicht gespielt, und daß Jeder nach Kräften mitwirken kann, dafür sorgt eine Anzahl Kolporteure, die neben einem Witzblatt „Salvatorzeitung" auch die gedruckten Texte jener Melodien unter dem Titel „Salvatorlieder" feil bieten. Ein willkommenes Intermezzo und große Heiterkeit bietet immer das Erscheinen eines „Cylinders". Der Träger eines solchen wird schon außerhalb des Gartenthores von dem dort postirten Schutzmann pflichtschuldigst auf die Gefährlichkeit einer solchen Kopfbedeckung aufmerksam gemacht. Wehe jedem Cylinder, der es dennoch wagt, sich innerhalb der Grenzen der geweihten Räume blicken zu lassen. Seine letzte Stunde hat unweigerlich geschlagen. Sobald die Menge eines solchen ansichtig wird, so ertönt von allen Seiten der Ruf: „Cylindeeer! Cylindeeer!" und alsbald werden über den Häuptern in seiner Nähe Spazierstöcke, Regenschirme, Bierkrüge sichtbar, und trotz strengen polizeilichen Verbots ereilt ihn gewöhnlich sein Schicksal schon am dritten oder vierten Tisch, begleitet von dem Jubelgeschrei der

Menge, die zum Theil auf Stühle und Tische geklettert ist, um das Schauspiel besser genießen zu können. Eine mitunter daraus entstehende kleine Schlägerei wird meistens durch Einschreiten der Umstehenden schnell geschlichtet, wobei natürlich der Eigenthümer des Cylinders außer dem Schaden auch noch den Spott davonträgt. — Welche Höhe der Bierkonsum, besonders an den Haupttagen, erreicht, davon gibt der diesjährige Josephitag das beste Beispiel. Es wurden an diesem Tage an der Quelle selbst 5000 Mark für Bier allein vereinnahmt, was bei dem Preise von 40 Pfennig 12,500 Liter ergibt, die an einem Tage getrunken wurden, und zwar bis Abends 8 Uhr, da nach streng eingehaltener Polizeivorschrift um 7½ Uhr der Ausschank aufhört und um 8 Uhr Garten und Halle von Gästen geräumt sein müssen. Das Salvatorbier ist berauschender als jedes andere Bier und insofern ziemlich heimtückisch, als besonders die Gäste der von Rauch und Dunst erfüllten Halle während des Trinkens kaum etwas von der Wirkung gewahr werden, sondern meist erst nach dem Hinaustreten an die frische Luft, so daß sich beim Heimweg gewöhnlich auch der nicht ganz sicher auf den Beinen fühlt, der kurz vorher noch geglaubt hat, ganz nüchtern zu sein. Was für Scenen dabei in der Umgebung des Nockherberges sich abspielen und was die verschiedenen Fuhrwerke, mitunter selbst Schubkarren, davon zu erzählen wissen, unterlassen wir zu beschreiben. C. C.

Andreas Hofer in Wien. — Im Winter von 1808 auf 1809 erhielt der Plan einer Schilderhebung in Tirol zu Wien feste Gestalt. Die Fäden derselben liefen in der Hand des tirolischen Freiherrn Joseph v. Hormayr zusammen, der in gutem Ansehen bei dem österreichischen Minister Stadion und dem Erzherzog Johann stand, welch' Letzteren später die Tiroler, weil er manches Versprechen nicht gehalten, den „Lugenhans" nannten. Hormayr erzählt in seiner „Geschichte Andreas Hofer's"

eine Episode, die so recht das unbefangene und kindliche Gemüth Hofer's zeichnet. Der Sandwirth, heimlich gerufen, erschien am 16. Januar mit zwei Gefährten in Wien, um die letzten Verhaltungsbefehle zu empfangen. Um den Argwohn des französischen Botschafters Andréossy und des bayrischen Gesandten Rechberg nicht rege zu machen, wurden die Tiroler bei Anton Steger, dem Büchsenmacher des Erzherzogs Johann, versteckt und hielten nur des Nachts Zusammenkünfte mit Hormayr ab. Aber das große Kind Barbone — wie Hofer seines rothen Bartes wegen genannt wurde — wußte sich nicht in die Heimlichkeit zu schicken. Eines Abends wird Hormayr eilends zum Minister Stadion befohlen, welchen er in großer Entrüstung und stotternd vor Aufregung trifft. Er sagt: „Saubere Geschichten! Sie halten nicht Ihr Wort! Ihre Tiroler sollten ja versteckt bleiben, um mir nicht den Andréossy und den Rechberg auf den Hals zu hetzen; statt dessen laufen sie überall herum."

„Excellenz, das ist nicht wahr. Kein Tiroler bricht sein Wort."

„Wie können Sie das sagen? Ihr Bartmann oder Buschmann oder Sandwirth sitzt drüben im Kärthnerthortheater und zieht aller Augen auf sich."

Hormayr rennt wie besessen aus der Staatskanzlei in's Theater und sieht richtig zu seinem großen Schrecken den Sandwirth vergnügt im Parterre sitzen. Hormayr läßt dem „ungarischen Viehhändler mit dem langen Bart" durch den Thürsteher sagen, „der Landsmann mit dem Wein und den Pferden sei angekommen und müsse ihn auf der Stelle sprechen." Andreas Hofer vernimmt kopfschüttelnd die seltsame Botschaft und kommt zögernd und langsam heraus.

Hormayr zerrt ihn heftig auf die Straße. „Aber, Anderl, die Tiroler halten doch sonst Wort und Du hast mir in die Hand versprochen, Dich sorgfältig verborgen zu halten, und jetzt läufst

Du in Deinem Aufzug und mit Deinem bärtigen Rüssel daher, um die Operntriller zu hören und zu sehen, wie die Ballettänzerinnen die Beine strecken."

„Ich hab' nix versprochen, als mich niemals nicht bei Tage wo sehen zu lassen; doch jetzt ist es ja schon stockrabenfinster."

„Aber Anderl, die Leute sollen Dich auch bei Nacht nicht sehen."

„So, so? Ja, das hab' ich nicht gewußt; aber wo ist denn der Landsmann mit den Pferden und mit dem Wein?"

„Herr Gott, das war ja nur 'ne Finte, um Dich möglichst schnell aus dem Theater herauszukriegen."

„So, so? Aber jetzt kann ich doch wieder hineingehen und mich auf meinen Platz setzen; denn ich hab' für das ganze Stück bezahlt, hab' jetzt schon viel davon versäumt und wenn ich jetzt fortgehen thu', so werden's mir bei der Kass' keinen Heller mehr von meinem Geld herausgeben wollen."

Es half aber nichts, er mußte mit fort, obwohl er grimmig darüber brummte, daß er sein Eintrittsgeld nun umsonst ausgegeben habe. C. T.

Heimgeschickt. — Wie sehr der „alte Fritz" durch seine Persönlichkeit seine Soldaten im Zaume zu halten verstand, geht aus folgender Anekdote hervor. Unter der Garde hatten sich eine Anzahl unruhiger Köpfe vereinigt, um gewisse Vergünstigungen zu ertrotzen, die zu beanspruchen sie nicht berechtigt waren. Ohne der Folgen zu gedenken, denen sie sich nach den Kriegsartikeln aussetzten, gingen sie eines Tages nach Sanssouci, um direkt dem Könige ihre Wünsche vorzutragen. Der König sah sie kommen, und ihre Aufregung verrieth ihm ihre Absicht, der er, um nicht die Strenge des Gesetzes gegen sie anwenden zu müssen, zuvorzukommen beschloß. Er trat ihnen daher schon auf der Terrasse vor dem Schlosse entgegen und ehe noch der Rädelsführer zu Worte kommen konnte, kommandirte er: „Halt!"

— Sofort stand die Rotte still, und nun erscholl das Kommando: „Richt' Euch!" von des Königs Lippen. Die Richtung wurde genommen. Ernst, mit durchbohrendem Blicke musterte Friedrich wortlos die Unzufriedenen. Dann kommandirte er: „Links um kehrt! Marsch!" und prompt wurde sein Kommando ausgeführt. Die Unzufriedenen marschirten die Treppe wieder hinunter und waren später froh, so leichten Kaufes davon gekommen zu sein, denn nach den militärischen Gesetzen wird es sehr schwer bestraft, mit Umgehung der direkten Vorgesetzten sich höchsten Ortes zu beschweren. E. K.

Todesfurcht. — König Ludwig XI. von Frankreich fürchtete sich so vor dem Tode, daß er nicht einmal davon konnte sprechen hören. Alle seine Diener hatten den strengsten Befehl, niemals das Wort „Tod" zu nennen, und würden sie einst merken, daß sein Tod nahe sei, so sollten sie mit ihm wohl von Buße, nicht aber vom Tode sprechen. Bei der geringsten Unpäßlichkeit ließ er Fenster und Thüren seiner Zimmer schließen und dieselben stark bewachen. Die Todesangst ließ ihn auch den berühmten Jacques Cocter zum Leibarzt annehmen, und der König besoldete denselben mit 10,000 Gulden jährlich. Als Ludwig endlich ernstlich krank wurde, ließ er noch einen damals weit berühmten Einsiedler, den Bruder Robert, herbeiholen, damit derselbe ihn durch seine Fürbitte vom Tode rette. Zu gleicher Zeit mußten die Klosterjungfrauen von Tours, die wegen ihrer Frömmigkeit in ganz Frankreich berühmt waren, für ihn bitten. Ja, endlich ließ er sogar das heilige Oel aus Rheims herbeiholen — aber Alles half nichts, er mußte doch sterben! J.

Das kleinere Uebel. — Der im vorigen Jahrhundert lebende bayrische Oberſthofmeister und Kämmerer Ferdinand Karl v. Lerchenfeld-Aham war ein abgesagter Feind langer Empfangsreden, und trotzdem wurde er, so oft er auf eines seiner großen Güter kam, mit endlosen Reden seiner treu untergebenen

Dorfschulzen empfangen. Einmal aber stand ein solcher Dorfschulze mit einem ziemlich klein geschriebenen dickleibigen Manuscripte vor ihm und bat, dem Dorfe eine neue Kirche bauen zu lassen.

„Sollten Eure Excellenz," fuhr er fort, „die Summe nicht bewilligen, so bin ich beauftragt, Eurer Excellenz dieses Schriftstück, welches unsere Bitte motivirt, vorzulesen."

Der Obersthofmeister riß ihm das Manuscript aus den Händen und schrie: „Laßt Euch meinetwegen zwei Kirchen auf meine Kosten bauen, aber laßt mich in Ruhe!" — Dann sagte er zu seiner Frau: „Man muß von zwei Uebeln immer das kleinere wählen." W. L.

Der älteste Strike. — Im Jahre 308 vor Christi Geburt ereignete sich die älteste in der Weltgeschichte bekannte Arbeitseinstellung. Von dieser erzählt uns der römische Historiker Livius (IX, 30) Folgendes: Die Stadtpfeifer zu Rom, welche vornehmlich die geistliche Musik besorgten, hatten von Alters her das Recht, im Tempel des Jupiter einen Schmaus zu halten. Als nun die Censoren diesen Brauch abstellen wollten, zogen die vereinigten Stadtpfeifer nach dem drei Meilen entlegenen Tibur und setzten dadurch Roms Priesterschaft in nicht geringe Verlegenheit. Infolge dessen schickte der Senat Gesandte an die Tiburtiner, damit diese sich bemühen möchten, die Leute zur Rückkehr zu bewegen. Da jedoch begütigendes Zureden vergeblich gewesen zu sein scheint, so griffen die Tiburtiner zur List. Sie benutzten den allbekannten Durst der Musiker und tranken denselben in aller Freundschaft so wacker zu, daß sie schließlich die sehr weinselig Gewordenen im Wagen nach Rom zurückschaffen konnten. Dort war man froh darüber, gewährte den Tempelschmaus — und der erste Strike der Welt war beendet. Bd.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

rfschulze
ipte vor
sen.
ne nicht
Schrift-

Händen
Kosten
Frau:
W. L.
Geburt
rbeits-
toriker
welche
s her
lten.
n die
ibur
gen-
iner,
zu
esen
sten
in
in-
n.
—

=
t





